



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

27. JAHRGANG, JUNI 1991, HEFT 2

FRANK HEIDENREICH:

„ . . . das wichtigste Agitationsmittel für die Partei“. Zur Geschichte der sozialdemokratischen Presse in Sachsen vor 1933

FREDDY LITTEN:

Otto Braun in Deutschland 1900–1928

URSULA HERRMANN:

Zur Vorgeschichte des Geraer Vereinstages 1867.
Eine Dokumentation

**ULRICH MÄHLERT UND
REINHARD THYZEL:**

Über die Bestände des Jugendarchivs beim
Institut für Zeitgeschichtliche Jugendforschung
in Berlin

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR**

Beatrix W. Bouvier
Horst-Peter Schulz

**„...die SPD
aber aufgehört hat
zu existieren“**

Sozialdemokraten
untersowjetischer Besatzung

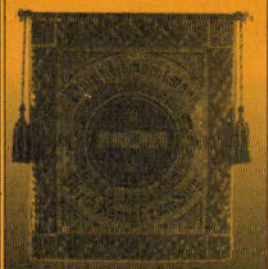


Dieses Buch dokumentiert vierzehn Berichte von Mitgliedern und Funktionären der SPD in der Sowjetischen Besatzungszone.

328 S., Brosch.,
DM 29,80

MICHAEL SCHNEIDER

**A Brief History of the
German Trade Unions**



Translated by Barrie Selman

Michael Schneiders »Kleine Geschichte der Gewerkschaften« liegt – nach dem großen Erfolg der deutschsprachigen Ausgabe – jetzt auch in englischer Sprache vor. Der Text wurde für die englischsprachige Ausgabe aktualisiert.

424 S., zahlr. Abb. und Tab.,
Brosch., DM 48,00



Von vier Organisationen des sozialistischen Arbeitermilieus handelt dieser Band, dem Verband Volksgesundheit, dem Arbeiter-Abstinenten-Bund, den Naturfreunden und dem Arbeiter-Samariter-Bund.

423 S., zahlr. Abb. und Tab.,
Hardcover, DM 128,00

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.





Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef
Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	
FRANK HEIDENREICH: „... das wichtigste Agitationsmittel für die Partei“. Zur Geschichte der sozialdemokratischen Presse in Sachsen vor 1933	S. 139
FREDDY LITTEN: Otto Braun in Deutschland 1900–1928	S. 171
URSULA HERRMANN: Zur Vorgeschichte des Geraer Vereinstages 1867. Eine Dokumentation	S. 182
WLADISLAW HEDELER: „Initial“ und „Utopie kreativ“ — zwei neue Zeitschriften im neuen Deutschland	S. 208
UHLRICH MÄHLERT UND REINHARD THYZEL: Über die Bestände des Jugendarchivs beim Institut für Zeitgeschichtliche Jugendforschung in Berlin	S. 211
THOMAS FRANZ: Internationale Konferenz „Antonio Gramsci und die Theorie der Zivilgesellschaft“ in Berlin	S. 215
RAINER ECKERT UND JÜRGEN JOHN: Geschichtswissenschaft in der DDR. Bilanz und Perspektiven. Ein Tagungsbericht	S. 219
ROLF STEININGER: Vom Atlantik zum Ural — europäische Sicherheit und deutsche Frage in den Fünfzigern. Ein Tagungsbericht	S. 223
MICHAEL RUDLOFF: Zum Tod von Aurel von Jüchen (1902–1991)	S. 226
DIETHART KERBS: Theo Pinkus (21.8.1909–5.5.1991)	S. 228
FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (87). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 232
NEUE LITERATUR	
Bibliographie zur Geschichte der Deutschen Arbeiterjugendbewegung von den Anfängen bis 1945. Hrsg. von der Universität Bielefeld, Bielefeld 1989 (Roland Gröschel)	S. 245
Gerhard Beier, SPD Hessen. Chronik 1945 bis 1988. Bonn 1989 (Walter Mühlhausen)	S. 246

„Mittelpunkt ist der arbeitende Mensch“. Protokoll, Gründungskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes, München, 12.–14. Oktober 1949. Reprint, Köln 1989 (<i>Rolf Steininger</i>)	S. 247
Johannes Busch-Weßlau, Der Marxismus und die Legitimation politischer Macht, Frankfurt/M. 1990 (<i>Hans-Henning Schröder</i>)	S. 248
Peter Fasel, Dr. Adolf Braun (1862–1929). Grundriß zu einer politischen Biographie, Würzburg 1990 (<i>Günther Högl</i>)	S. 249
Friedrich Ebert und seine Zeit. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Hrsg. von Rudolf König u.a., München 1990 (<i>Karl Ludwig Rintelen</i>)	S. 250
Diethard Hennig, Johannes Hoffmann. Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident. Biographie, München u.a., 1990 (<i>Michael Seligmann</i>)	S. 253
Franz Loeser, Sag nie, du gehst den letzten Weg. Ein deutsches Leben, Köln 1986 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 254
Daniel S. Nadav, Julius Moses (1868–1942) und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland, Gerlingen 1985 (<i>Michael Schwartz</i>)	S. 255
Helga Haas-Rietschel und Sabine Hering, Nora Platiel. Sozialistin — Emigrantin — Politikerin. Eine Politische Biographie, Köln 1990 (<i>Hermann Wichers</i>)	S. 256
Albert Glotzer, Trotsky. Memoir and Critique, Buffalo, N.Y. 1989 (<i>Rainer Tosstorff</i>)	S. 257
„Unpersonen“ — wer waren sie wirklich? Bucharin, Rykow, Trotzki, Sinowjew, Kamenew, Berlin/DDR 1990 (<i>Bernd Rabehl</i>)	S. 258
Elections, Parties and Political Traditions. Social Foundations of German Parties and Party Systems, 1867–1987. Hrsg. von Karl Rohe, New York u.a., 1990 (<i>Stefan Immerfall</i>)	S. 261
Karen Hagemann und Jan Kolossa, Gleiche Rechte — Gleiche Pflichten? Der Frauenkampf für „staatsbürgerliche“ Gleichberechtigung. Ein Bilder-Lese-Buch zu Frauenalltag und Frauenbewegung in Hamburg, Hamburg 1990; Gudrun Wittig, „Nicht nur im stillen Kreis des Hauses“. Frauenbewegung in Revolution und nachrevolutionärer Zeit 1848–1876, Hamburg 1986 (<i>Heinz Niggemann</i>)	S. 263
Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung von den Anfängen bis heute, Bonn 1989 (<i>David E. Barclay</i>)	S. 264
Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung — Orientierung — Befreiung. Hrsg. von Heiner Ludwig und Wolfgang Schroeder, Frankfurt/M. 1990 (<i>Albert Eßer</i>)	S. 265
Valentin Marquardt, Sozialdemokratische Jugendschriftendiskussion um die Jahrhundertwende. Ein Ansatz zur Grundlegung der Erziehung von proletarischen Kindern und Jugendlichen mit Hilfe des Mediums „Literatur“, Bielefeld o.J. [1986] (<i>Roland Gröschel</i>)	S. 266
Wolfgang Seitter, Volksbildung als Teilhabe. Die Sozialgeschichte des Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen 1890–1920, Frankfurt/M. 1990 (<i>Michael Seligmann</i>)	S. 267
Karl Christian Führer, Arbeitslosigkeit und die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland 1902–1927, Berlin 1990 (<i>Peter Wilding</i>)	S. 268

Jochen-Christoph Kaiser, Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914–1945, München 1989 (<i>Christiane Eifert</i>)	S. 269
Robert Rosentreter, Blaujacken im Novembersturm. Rote Matrosen 1918/1919, Berlin/DDR 1988 (<i>Wolfram Wette</i>)	S. 270
Heinz Hürten, Der Kapp-Putsch als Wende. Über Rahmenbedingungen der Weimarer Republik seit dem Frühjahr 1920, Opladen 1989; Hans J. Reichardt, Kapp-Putsch und Generalstreik März 1990 in Berlin. „Tage der Torheit, Tage der Not“, Berlin 1990 (<i>Thomas Kurz</i>)	S. 271
Otmar Jung, Volksgesetzgebung. Die „Weimarer Erfahrungen“ aus dem Fall der Vermögensauseinandersetzungen zwischen Freistaaten und ehemaligen Fürsten, 2 Bde, Hamburg 1990 (<i>Klaus Riebschläger</i>)	S. 272
Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Von den Anfängen bis heute. Hrsg. von Hans-Otto Hemmer und Kurt Thomas Schmitz, Köln 1990 (<i>Rolf Steininger</i>)	S. 273
Neubeginn bei Eisen und Stahl im Ruhrgebiet. Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der nordrhein-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie 1945–1948. Bearb. von Gabriele Müller-List, Düsseldorf 1990 (<i>Rolf Steininger</i>)	S. 275
Eva Moser, Bayerns Arbeitgeberverbände im Wiederaufbau. Der Verein der Bayerischen Metallindustrie 1947–1962, Stuttgart 1990 (<i>Andreas Wolf</i>)	S. 276
Egon Endres, Macht und Solidarität. Beschäftigungsabbau in der Automobilindustrie. Das Beispiel AUDI/NSU Neckarsulm, Hamburg 1990 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	S. 278
Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich: in memoriam Karl R. Stadler. Hrsg. von Rudolf G. Ardelt und Hans Hautmann, Wien und Zürich 1990 (<i>Rainer Schäfer</i>)	S. 279
Yvonne Pesenti, Beruf: Arbeiterin. Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation der erwerbstätigen Frauen aus der Unterschicht in der Schweiz, 1890–1914, Zürich 1988; Regula Bochsler und Sabine Gisiger, Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989; Verflucht und zugenäht! Frauenberufsbildung — Frauenerwerbsarbeit 1888–1988. Hrsg. von Marie-Louise Barben und Elisabeth Ryter, Zürich 1988 (<i>Karl Lang</i>)	S. 280
Lust und Last. Sowjetische Frauen von Alexandra Kollontai bis heute. Hrsg. von Kristine von Soden, Berlin 1990 (<i>Angela Rustemeyer</i>)	S. 282
Sylvia Hahn u.a., Aufbruch in der Provinz. Niederösterreichische Arbeiter im 19. Jahrhundert, Wien 1988; Manfred Scharrer, Arbeiter und die Idee von Arbeitern 1848 bis 1869, Köln 1990 (<i>Toni Offermann</i>)	S. 284
Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Bd.3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1988 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	S. 286
PROJEKTFRAGEBORGEN	S. 289

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Rainer Eckert, Dr.phil., stellvertretender Direktor des Instituts für deutsche Geschichte, Prenzlauer Promenade 149-152, O-1100 Berlin.

Thomas Franz, Student der Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, Kaiser-Friedrich-Str.37, W-1000 Berlin 12.

Wladislaw Hedeler, Dr.phil., Rolandstr.50, O-1110 Berlin.

Frank Heidenreich, ab 1.8.1991 pädagogischer Mitarbeiter an der Bildungsstätte der Industriegewerkschaft Metall in Berlin-Pichelssee, Gotenstr.8, W-1000 Berlin 62.

Ursula Herrmann, Dr.sc., Professor für Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Harnackstr.20, O-1130 Berlin.

Jürgen John, Dr.phil., Professor am Institut für deutsche Geschichte, Prenzlauer Promenade 149-152, O-1100 Berlin.

Diethart Kerbs, Dr.phil., Professor am Fachbereich Ästhetische Erziehung, Kunst und Kulturwissenschaften der Hochschule der Künste Berlin, Schillerstr.10, W-1000 Berlin 12.

Freddy Litten, M.A., Habsburgerstr.8, W-8000 München 40.

Ulrich Mähler, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte der Universität Mannheim, A 5, W-6800 Mannheim 1.

Michael Rudloff, Dr.phil., Wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich Geschichte der Universität Leipzig, Augustusplatz 9, O-7010 Leipzig.

Rolf Steininger, Dr.phil., Professor an der Universität Innsbruck, Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte, Innrain 52, A-6020 Innsbruck.

Reinhard Thyzel, Leiter des Jugendarchivs beim Institut für Zeitgeschichtliche Jugendforschung, Thulestr.48-64, O-1100 Berlin.



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 13 (Aug. 1971); H. 14 (Dez. 1971); H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979) — Jg. 23 (1987) komplett H. 1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin

IWK-Redaktion

Kirchweg 33

W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41

Telefax: 030/816 001 34

Christl Wickert

Helene Stöcker

1869-1943

Frauenrechtlerin
Sexualreformerin
und Pazifistin

Eine Biographie



Auf der Basis umfassenden und vielfach neuen Materials ist dies die erste Biographie des Lebens einer ebenso umstrittenen wie beeindruckenden Frau, die in ihrem Engagement für ein neues Verhältnis der Geschlechter heute wieder überraschend aktuell ist.

200 S., zahlr. Abb.,
Hardcover, DM 32,00

Christian Streit

Keine Kameraden

Die Wehrmacht und die
sowjetischen Kriegsgefangenen
1941-1945



Durchgesehene und aktualisierte Neuauflage des erstmals 1978 erschienenen und lange vergriffenen Standardwerks über das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg.

Durchgesehene Neuauflage 1991
448 S., Brosch., DM 49,80



Dieter Gosewinkel

Adolf Arndt

Die Wiederbegründung des Rechtsstaats
aus dem Geist
der Sozialdemokratie
(1945-1961)



Dieses Buch ist die erste biographische Arbeit über Adolf Arndt, einen der bedeutendsten juristischen Parlamentarier in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Arndts juristisch-theoretisches und sein politisches Werk werden hier erstmals in ihrem Zusammenhang erfaßt und dargestellt.

664 S., zahlr. Abb.,
Hardcover, DM 158,00

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.





Jehuda Riemer

Fritz Perez Naphtali - Sozialdemokrat und Zionist

400 Seiten, Paperback
DM 65,-
ISBN 3-88350-457-2

Herausgegeben vom
Institut für Deutsche Geschichte
der Universität Tel Aviv

Die ausführlich dokumentierte Arbeit des israelischen Historikers und Sozialwissenschaftlers Jehuda Riemer zeichnet die Lebensgeschichte des deutsch-jüdischen Sozialdemokraten und Zionisten Fritz Perez Naphtali, eines führenden Theoretikers der Sozialdemokratie, der 1933 bewußt nach dem damaligen Palästina emigrierte und dort als einer der wenigen deutschsprachigen Einwanderer rasch eine bedeutende Stellung einnahm.

Riemers Biographie erhellt das Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Zionismus in der Weimarer Republik und die Beziehungen zwischen der israelischen Arbeiterbewegung und den zionistischen Arbeiterorganisationen in der Diaspora. Sie liefert interessante Einblicke in die Politik der jüdischen Gemeinschaft Palästinas zur Zeit des britischen Mandats und in die Schwierigkeiten bei der politischen Integration der deutschsprachigen Einwanderer. Die Darstellung von Naphtalis Aktivitäten als Minister des neu entstandenen Staates Israel trägt zu einem tieferen Verständnis der Geschichte Israels in seiner Aufbauphase bei.

Es entsteht ein lebendiges Bild einer der herausragendsten deutsch-jüdischen Persönlichkeiten im 20. Jahrhundert, eines Politikers, bei dem sich klare ethische Prinzipien und Gespür für das Realisierbare vereinen.

Hiermit liegt ein Buch vor, das aufgrund neu erschlossener Quellen ein wenig beachtetes Kapitel der Zeitgeschichte vermittelt und gleichermaßen Historiker, Soziologen, Politologen und historisch Interessierte anspricht.

**Bleicher
Verlag**

Postfach 10 01 23, D-7016 Gerlingen

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER
DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)
Telefax: 0 30 / 81 60 01 34

Vertrieb: FSP GmbH, Brunnenstr.152, O-1040 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des
Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der
Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der
in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische
Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen,
der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—,
jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—,
Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission —
Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer
Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls
verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) —
Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H.4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw.
DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Offsetdruckerei Martin Niehuus, Jugendweg 7, D-1000 Berlin 13.

„... DAS WICHTIGSTE AGITATIONSMITTEL FÜR DIE PARTEI“. ZUR GESCHICHTE DER SOZIALDEMOKRATISCHEN PRESSE IN SACHSEN VOR 1933

Von Frank Heidenreich

Einleitung

Als sich die Sozialdemokratische Partei, ermöglicht durch die demokratische Revolution vom Herbst 1918, im Gebiet der früheren DDR neu konstituierte, erinnerten sich manche, daß in ihrem südlichen Drittel einmal die Wiege der deutschen Arbeiterbewegung gestanden hatte. Die Entwicklung des Sozialismus in Deutschland zur Massenbewegung war eng verbunden mit Sachsen und Thüringen, mit Städten wie Leipzig, Eisenach, Gotha, Erfurt, Chemnitz, Crimmitschau, mit Regionen wie dem Erzgebirge. Fragen wurden laut, in der SPD vereinzelt auch Hoffnungen: Würde die Sozialdemokratie an ihre Traditionen in den ehemaligen mitteldeutschen Bezirken vor 1933 anknüpfen können? Sollte sich die Legende vom „roten Sachsen“ erneut bestätigen?

Die Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 enttäuschten alle Erwartungen in dieser Richtung. Was vom „roten Sachsen“ den Faschismus und die sozialen Verwerfungen der ersten Nachkriegsjahre überlebte, scheint nach 40 Jahren etatistischer Kommandowirtschaft auf Dauer verloren, eine Sache nur mehr der Vergangenheit. Demokratisch-sozialistische Kritik und linke Alternativen, im Namen des Sozialismus jahrzehntelang ausgegrenzt, wurden der Öffentlichkeit allmählich fremd, seit die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) und die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) in der Sowjetischen Besatzungszone sich zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) zusammengeschlossen hatten. Die „Einheitspartei“ usurpierte bestimmte sozialdemokratische Symbole, deren historische und politische Bedeutung sie im Zuge ihrer Transformation in eine stalinistische Partei systematisch zerstörte. So wurde auch mit bekannten „Markenzeichen“ der Weimarer SPD-Presse verfahren. Nach der Fusion von SPD und KPD,¹ die auf der Ebene des Bundeslandes Sachsen formell am 7. April 1946 im Kurhaus Dresden-Bühlau erfolgte, gab die SED ab Mai neue Tageszeitungen heraus, so die „Leipziger Volkszeitung“ und die „Volksstimme“ in Chemnitz.² Beide Titel gehörten bis 1933 traditionsreichen lokalen SPD-Blättern.³ Die kommunistische Politik gegenüber den Sozialdemokraten bestand nicht nur in der gewaltsamen Säu-

- 1 Zur Entwicklung der SPD in der Sowjetischen Besatzungszone und ihrer Haltung in der Vereinigungsfrage vgl. unter anderem Werner Müller, Sozialdemokratische Politik unter sowjetischer Militärverwaltung. Chancen und Grenzen der SPD in der sowjetischen Besatzungszone zwischen Kriegsende und SED-Gründung, in: IWK, Jg. 23 (1987), S.170–206; Beatrix W. Bouvier, Antifaschistische Zusammenarbeit, Selbstständigkeitsanspruch und Vereinigungstendenz. Die Rolle der Sozialdemokratie beim administrativen und parteipolitischen Aufbau in der sowjetischen Besatzungszone 1945 auf regionaler und lokaler Ebene, in: Archiv für Sozialgeschichte, Band XVI (1976), S.417–468 (zu Sachsen siehe S.451–459). Beide Aufsätze behandeln allerdings nicht die Presse der SPD.
- 2 Siehe Alfred Eberlein, Die Presse der Arbeiterklasse und der sozialen Bewegungen von den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Jahr 1967, 5 Bde, Frankfurt/M. 1968/70, Bd.4, S.1845 und S.1802; Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch. Handbuch der deutschen Presse, 62. Ausgabe (1947), Leipzig, S.251 und S.233.
- 3 1945/46 besaß die Sozialdemokratie in Sachsen nur eine Zeitung. Nach mehrwöchigen Auseinandersetzungen mit der sowjetischen Kommandantur durfte in Dresden seit dem 11.9.1945 die SPD-Landeszeitung *Volksstimme* erscheinen. Ab Oktober Tageszeitung in mehreren Lokalausgaben, hatte sie eine Auflage von 60.000 Exemplaren. Die Gesamtauflage der sächsischen KPD-Presse soll demgegenüber das Zwanzigfache betragen haben. Am 13.4.1946 wurde die *Volksstimme* eingestellt. Siehe 40. Parteitag der SPD am 19. und 20. April 1946 in Berlin, Berlin o.J. [1946], S.76; Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch 1947, a.a.O. (Anm.2), S.235; Verschwörung gegen die Freiheit. Wie die SED entstand. Erlebnisberichte (= Schriftenreihe der Jungsozialisten. Hrsg. vom Bundesvorstand, Nr.1/1966), Bonn 1966, Bericht von Karl Bielig, S.72–74.

berung, sondern zielte zugleich auf die passivierende „Ein-Bindung“ in ein autoritäres Einheitskonzept. Gerade mit Blick auf ihre einstige Hochburg Sachsen erklärt dies zum Teil, warum die Sozialdemokratie aus dem Untergang der Staatspartei und ihres Staates nicht als die führende politische Kraft hervorging. In den Augen vieler hat der Bankrott des befehls-administrativen Systems auch sozialdemokratische Sozialismus-Vorstellungen desavouiert.

Wie aber sah die politische Landschaft Sachsens vor 1933 real aus? Wie sehr prägte die Sozialdemokratie die Region zwischen Plauen und Löbau, zwischen Leipzig und dem Erzgebirge? Bis in dieses Jahrhundert war die Arbeiterbewegung nirgendwo in Deutschland, die Stadtstaaten ausgenommen, so stark wie in Sachsen. Seit 1903 war vom „roten Königreich“ die Rede,⁴ als die Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen im ersten Wahlgang 58,8 Prozent der Stimmen (reichsweit 31,7) gewannen⁵ und schließlich 22 der 23 sächsischen Mandate eroberten.⁶ Schon fast drei Jahrzehnte zuvor hatte sich Sachsen neben Hamburg und Berlin als die wichtigste Bastion der Sozialdemokratie erwiesen: Dort wurde sie 1874 die wählerstärkste politische Kraft.⁷ Das seit der Einigung der beiden sozialdemokratischen Parteien 1875 gewachsene Selbstbewußtsein der organisierten Arbeiterschaft machte sich zusammen mit der Unzufriedenheit über die Lebensverhältnisse in der andauernden wirtschaftlichen Depression in einer steigenden Wahlbeteiligung und Stimmabgabe von Arbeitern zugunsten der Sozialdemokratie bemerkbar.

Aber es gab auch wichtige *regionale* Bedingungen für das große Gewicht der sächsischen Arbeiterbewegung. Die ökonomisch-soziale Entwicklung im 19. Jahrhundert verlief in den verschiedenen Teilen Deutschlands ungleichzeitig. Bei aller politischen Rückständigkeit (im Vergleich zu Preußen) bildete Sachsen die gewerblich und industriell fortgeschrittenste Region.⁸ Als endlich Anfang 1862 eine liberale Gewerbeordnung in Kraft trat, war dieses dicht besiedelte Land schon kein Agrarstaat mehr.⁹ In ihrer sozialen und konfessionellen

4 Siehe Walter Fabian, *Klassenkampf in Sachsen. Ein Stück Geschichte 1918–1930, Löbau 1930*, S.15.

5 Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen, 41. Ausgabe (1913), Dresden 1914, S.285.

6 In der Hauptwahl wurden 18 sozialdemokratische Kandidaten gewählt, in der Stichwahl weitere vier. Allein den Wahlkreis Bautzen-Kamenz gewann nicht die SPD. Nur hier, in Hamburg und einigen Kleinstaaten lag ihr Stimmenanteil 1903 über dem von 1912. Siehe Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898–1918. Biographisch-statistisches Handbuch. Bearb. von Wilhelm Heinz Schröder, Düsseldorf 1986, S.258–260.

7 Auf die sozialdemokratischen Reichstagskandidaten der sächsischen Wahlkreise entfielen in der Hauptwahl 35,8 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen. Die Nationalliberalen errangen 27,1, die beiden konservativen Parteien (Reichspartei und Deutsch-Konservative) zusammen nur 21,5 Prozentpunkte. Eigene Berechnungen nach: Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen, 41. Ausgabe, a.a.O. (Anm.5), S.285; vgl. auch Gerhard A. Ritter, *Das Wahlrecht und die Wählerschaft der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen 1867–1914*, in: *Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs*. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, München 1990, S.49–101; hier S.62f.

8 Siehe Jürgen Kocka, *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn 1990, S.92–95; zur Gewerbegegeschichte Sachsens seit dem Mittelalter vgl. Gerhard Röllig, *Die Wirtschaft Sachsens. Eine geographische Studie*, Leipzig 1928, S.56–71; zur ökonomischen und sozialen Entwicklung seit dem Beginn der Industrialisierung Rudolph Strauss, *Die Lage und die Bewegung der Chemnitzer Arbeiter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Berlin [Ost] 1960, sowie zuletzt Hubert Kiesewetter, *Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands im 19. Jahrhundert*, Köln und Wien 1988.

9 Aufschluß darüber gibt die Erwerbstätigenstruktur. Kocka errechnet auf der Datenbasis der Berufszählung vom 3.12.1861, daß die absolute Mehrheit (52,9 Prozent) der erwerbstätigen Bevölkerung des Königreichs Sachsen im gewerblich-industriellen Sektor einschließlich Bergbau arbeitete. Vgl. Jürgen Kocka, a.a.O. (Anm.8), S.98. In der Land- und Forstwirtschaft waren nur noch gut ein Fünftel tätig. Vgl. Hubert Kiesewetter, a.a.O. (Anm.8), S.248. Die entsprechenden, wenngleich aufgrund ungleicher Erhebungsmethoden nur der Tendenz nach aussagekräftigen Prozentsätze für das Gebiet des späteren Deutschen Reiches (ohne Elsaß-Lothringen) betrugen 27,3 und 51,7. Vgl. Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd.1. Materialien zur Statistik des Deutschen Bundes 1815–1870, München 1982, S.52. 1871 lebten in Sachsen 2.556.244 Menschen, das entsprach 170 je Quadratkilometer; im Rheinland, der preußischen Provinz mit der größten Bevölkerungsdichte, waren es 132,6 in Baden 96,6. Siehe Hubert Kiesewetter, a.a.O. (Anm.8), S.230 und S.240.

Zusammensetzung unterschied sich die Bevölkerung wesentlich von der anderer Industriegebiete des Deutschen Reiches. 1907 bestand das Industrieproletariat zur Hälfte aus Arbeitern und Arbeiterinnen der Textil-, Maschinenbau- und Metallindustrie.¹⁰ Da fast die gesamte sächsische Bevölkerung der protestantischen Landeskirche angehörte,¹¹ spielten die katholische Soziallehre und die katholische Arbeitnehmerbewegung kaum eine Rolle. Diese strukturellen Faktoren halfen den Sozialdemokraten, mit ihrer Agitations- und Organisationsarbeit in Sachsen früher eine breite Unterstützung im Volk zu finden als im schwerindustriell geprägten und konfessionell heterogenen rheinisch-westfälischen Industriegebiet.¹²

Zur Zeit der Weimarer Republik lebten im Freistaat Sachsen 8 Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reiches (ohne Saargebiet),¹³ aber 15 Prozent der sozialdemokratischen Parteimitglieder,¹⁴ im Jahr 1925 waren 2,7 der fünf Millionen Einwohner erwerbstätig; zu diesem hohen Anteil trug wesentlich die Berufstätigkeit von Frauen bei, die bei den in Industrie und Handwerk (einschließlich Bergbau) Beschäftigten im Reichsdurchschnitt 23, in Sachsen jedoch 34,6 Prozent ausmachte. Die Leicht- und Konsumgüterindustrie mit überwiegend kleineren und mittleren Betriebsgrößen bestimmte die Wirtschaftsstruktur.¹⁵ 54 Prozent der Erwerbstätigen waren Arbeiterinnen und Arbeiter (reichsweit 45,1), von denen 43 Prozent das Mitgliedsbuch einer Gewerkschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) besaßen.¹⁶ Eine solche Bevölkerungszusammensetzung konnte die Sozialdemokratie nur darin bestätigen, sich als eine proletarische Klassenpartei zu begreifen. Nachdem ihr 1918 auch in Sachsen die politische Macht zugefallen war, knüpfte sie bei der Wahl der Volkskammer, wie die verfassungsgebende Landesversammlung hieß, am 2.2.1919 an ihre Vorkriegsstärke an, freilich nur unter Berücksichtigung des guten USPD-Ergebnisses von 16,3 Prozent.¹⁷ Fünf Jahre lang behauptete sie ihre Schlüsselposition in der Landespolitik, nicht zuletzt auch deshalb, weil das katholische Zentrum im Parteiensystem faktisch fehlte. Danach befand sich die SPD parlamentarisch in der Opposition, obwohl die „sozialistischen“ Parteien einschließlich der von der SPD abgespaltenen nationalistisch-rechtssozialen Alten Sozialdemokratischen Partei Sachsens (ASPS) bis 1930 rechnerisch über eine knappe Mehrheit im Landtag verfügten. Eine gesellschaftliche Mehrheit vermochte die SPD — allein oder mit

10 Die Berufszählung vom 1. Mai 1907 ergab in Sachsen 453.466 Arbeiter und 231.911 Arbeiterinnen. Die größten Industriezweige waren der Beschäftigung nach:

Textilindustrie	201.293
Maschinenbau	108.235
Metallverarbeitung	49.117
Bekleidungsgewerbe	45.343
Holzverarbeitende Industrie	37.853
Papierindustrie	37.694

Quelle: Jahresberichte der Königlich Sächsischen Gewerbe-Aufsichtsbeamten für 1907, Berlin 1908, S.328–333.

11 Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 waren 94,1 Prozent der Einwohner Sachsens protestantisch. Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 34. Jahrgang. Hrsg. vom Kaiserlichen Statistischen Amte, Berlin 1913, S.II.

12 Vgl. dazu besonders Hartmut Zwahr, Die deutsche Arbeiterbewegung im Länder- und Territorialvergleich, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg.13 (1987), H.4, S.448–507; hier: S.456.

13 Siehe Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen, 46. Ausgabe (1924/26), Dresden 1927, S.7.

14 Eigene Berechnungen nach Angaben in: Protokoll Sozialdemokratischer Parteitag vom 13. bis 18. September 1925 in Heidelberg, Berlin 1925, S.39.

15 Vgl. Gerhard Röhl, a.a.O. (Anm.8), S.49; Walter Fabian, a.a.O. (Anm.4), S.II.

16 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1927, 46. Jahrgang. Hrsg. vom Statistischen Reichsamte, Berlin 1928, S.22f. — Mitte 1925 gehörten 653.311 der rund 1,5 Millionen Arbeiterinnen und Arbeiter einer ADGB-Gewerkschaft an. Vgl. Leipziger Gewerkschaftszeitung (künftig: LGZ), Jg.6 (1926), Nr.17. In Deutschland (ohne Sachsen und Saargebiet) betrug der Organisationsgrad des ADGB nur 27 Prozent.

17 SPD und USPD kamen zusammen auf einen Stimmenanteil von 57,9 Prozent. Vgl. Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen, 45. Ausgabe [1921–1923], Dresden 1925, S.404.

den Kommunisten — nicht wieder zu erringen. Sie blieb aber die stärkste Partei im Freistaat und behielt noch bis 1930 einen gewissen Einfluß auf Landesebene. Bei der Landtagswahl im Juni 1930, die für sechs Jahrzehnte die letzte war, an der sich die SPD beteiligen konnte, erzielte sie ein Drittel der Wählerstimmen;¹⁸ am 14. Oktober 1990 waren es bei gleich hoher Wahlbeteiligung bloß 19,1 Prozent.

So unübersehbar die Schwäche der SPD im wiedererstandenen Freistaat Sachsen derzeit ist, von Dauer muß sie nicht sein. Aus diesem Grund, nicht um nostalgische Sehnsüchte zu befriedigen, kann es von Interesse sein, die Bedingungen der einstmals so stabilen organischen Verankerung der Sozialdemokratie historisch zu rekonstruieren. Zu diesen Bedingungen gehörten Öffentlichkeit und Kommunikation. Neben dem Vereinslokal bildete die „Arbeiterpresse“ das wichtigste Medium der sozialdemokratischen politischen Kultur. Im Kaiserreich verstand man darunter das Ensemble der Zeitungen und Zeitschriften von Sozialdemokratie, Gewerkschaften und soziokulturellen Organisationen. Ihre Adressaten waren in erster Linie Arbeiter.

Im folgenden wird hauptsächlich die sozialdemokratische Parteipresse behandelt, die in Deutschland nach 1864 entstand¹⁹ und vor allem in Sachsen ihren Anfang nahm. Die sozialistischen Gewerkschaften nutzten das Instrument der Presse deutlich weniger als die SPD.²⁰ Zwar verfügten die Verbände über eigene Organe, doch keines davon erschien täglich. Die meisten waren auflagenstarke Wochenzeitungen,²¹ die den zahlenden Mitgliedern kostenlos zugingen. Im Unterschied zur SPD gaben die Gewerkschaften in Sachsen, sowohl Ortskartelle als auch Einzelgewerkschaften, bis 1919 keine Zeitungen auf lokaler und regionaler Ebene heraus. Die Vorstände sahen in einer zentralistischen Kontrolle der Gewerkschaftspresse ein geeignetes Mittel, um Geschlossenheit herzustellen und die Artikulation von innerverbandlicher Kritik zu erschweren.²²

Anfänge sozialistischer Gegenöffentlichkeit: Die Pressearbeit der „Eisenacher“

In der frühen Sozialdemokratie bestanden sehr unterschiedliche Auffassungen über die Relevanz der Presse. Die 1869 gegründete Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP),²³ die sich demokratisch von unten nach oben aufbaute, war publizistisch weit aktiver als der ältere Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV).²⁴ Ihr war bewußt, daß eine dezentrale Parteipresse ihrer politischen Agitation vor Ort nutzte und die Wahlchancen der eigenen Kandidaten

18 Für die KPD votierten 13,6 Prozent. — Von 1926 bis 1933 hatten die Linksparteien zusammen konstant 45 Abgeordnete im 96 Mitglieder umfassenden sächsischen Landtag. Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1931, 50. Jahrgang, Hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1932, S.548f.

19 Die Presse der äußersten Linken in der Revolution von 1848/49 war noch nicht sozialdemokratisch, selbst wenn Sozialisten sie machten. Organe wie die *Leipziger Arbeiter-Zeitung* (1848), *Die Verbrüderung* (1848/50) oder die *Social-republikanischen Blätter* in Chemnitz (1849) schrieben für Handwerksmeister, Gesellen und Fabrikarbeiter von bürgerlich-liberalen Standpunkten. Diese Zeitungen hatten noch keine organisierten Mitgliederparteien hinter sich. Vgl. Kurt Koszyk, *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert*, Berlin [West] 1966, S.115.

20 Anfang 1877 erschienen in Deutschland 17 Gewerkschaftsorgane, aber 42 politische Zeitungen der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands. Vgl. Protokoll des Sozialisten-Congresses zu Gotha vom 27. bis 29. März 1877, Hamburg 1877, S.25.

21 Siehe Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund auf der Pressa, Köln 1928, S.7f.

22 Vgl. dazu Siegfried Nestriepke, *Die deutschen Gewerkschaften bis zum Ausbruch des Weltkrieges*, 3. Aufl., Stuttgart 1925, S.237f.

23 In Sachsen hatte die aus der Sächsischen Volkspartei hervorgegangene SDAP weit mehr politischen Einfluß als der ADAV. Die „Eisenacher“ errangen bei den Reichstagswahlen 1874 sechs Mandate, alle in sächsischen Wahlkreisen. Von den Abgeordneten des ADAV war kein einziger in Sachsen gewählt. Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*. Zweiter Teil, Stuttgart 1911, S.274.

24 Vgl. Dieter Fricke, *Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917* in zwei Bänden, Berlin [Ost] 1987, Bd.1, S.505; Waltraud Sperlich, *Journalist mit Mandat. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und ihre Arbeit in der Parteipresse 1867 bis 1918*, Düsseldorf 1983, S.21–23.

erhöhte.²⁵ Der ADAV dagegen setzte in erster Linie auf die mündliche Agitation in Versammlungen. Seine autokratische Führung befürchtete zudem, daß lokale Parteizeitungen das zentrale Macht- und Meinungsmonopol²⁶ in Frage stellen und sich zu autonomen Medien der innerparteilichen Diskussion entwickeln könnten.²⁷

Die erste sozialdemokratische Zeitung mit Verlagsort im Königreich Sachsen war das Anfang 1868 von Wilhelm Liebknecht (1826–1900) geschaffene „Demokratische Wochenblatt“ in Leipzig,²⁸ seit Dezember 1868 Organ des Verbandes deutscher Arbeitervereine.²⁹ Mit der Selbstauflösung des Verbandes am 9. August 1869 wurde die Wochenzeitung Eigentum der SDAP, die auf ihrem Eisenacher Gründungskongreß tags zuvor die Herausgabe eines Parteiorgans beschlossen hatte.³⁰ Wie die neue Partei ging auch ihr Blatt aus der radikal-demokratischen sächsischen Arbeiterbildungs- und Arbeitervereinsbewegung hervor. Ab September 1869 erschien es zweimal wöchentlich im Umfang von vier Seiten,³¹ und Anfang Oktober wurde der Titel in „Der Volksstaat“³² geändert. Während des Deutsch-Französischen Krieges durfte er außerhalb Sachsens, Hessens, der thüringischen Staaten und Süddeutschlands nicht vertrieben werden.³³ Auch die sächsischen Behörden fürchteten den „Volksstaat“, weil er die monarchische Staatsform ablehnte, folglich den „Geist der Revolution“³⁴ atmete. Der „Volksstaat“ hatte relativ viele Leser in Sachsen. Drei von zehn Abonnenten im Frühjahr 1873 lebten dort.³⁵ Nachdem das SDAP-Zentralorgan Mitte des Jahres auf drei Ausgaben pro Woche umgestellt hatte, bezogen es etwa 6.500 feste Abnehmer.³⁶

Chefredakteur war der journalistisch erfahrene Wilhelm Liebknecht.³⁷ In dem Jahrzehnt vor dem Sozialistengesetz gehörte er zu den entschiedensten und mutigsten Wortführern der republikanischen und sozialistischen Publizistik in Deutschland, wobei seine Arbeit am „Volksstaat“ in den eigenen Reihen durchaus umstritten war. Parteifunktionäre kritisierten, der

25 Siehe Protokoll über den sechsten Congreß der SDAP. Abgehalten zu Coburg am 18., 19., 20. und 21. Juli 1874, Leipzig 1874, S.87.

26 Organ des ADAV war der *Social-Demokrat*, der vom 15. Dezember 1864 bis Ende April 1871 in Berlin erschien. Das Blatt wurde von Jean Baptist von Schweitzer redigiert, der seit 1867 auch das Amt des mit allen Vollmachten ausgestatteten ADAV-Präsidenten bekleidete. Ebenfalls in Berlin wurde das Nachfolgeorgan mit dem Titel *Neuer Social-Demokrat* gedruckt.

27 Vgl. dazu auch August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23) S.2 und S.100.

28 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, *Die Presse der deutschen Sozialdemokratie. Eine Bibliographie*, 2. Aufl., Bonn 1980, S.148.

29 Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*. Erster Teil, Stuttgart 1910, S.198.

30 Siehe Programm und Statuten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Punkt XVIII. Abgedruckt in: *Programatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie*. Hrsg. und eingel. von Dieter Dowe und Kurt Klotzbach, 3. Aufl., Bonn 1990, S.172–176, hier: S.176.

31 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.148.

32 Zur *Volksstaat*-Gründung vgl. auch Kurt Koszyk, *Deutsche Presse 1914–1945*, Berlin [West] 1972, S.193; August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.97.

33 Siehe Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.500.

34 Klageschrift der Königlich Staatsanwaltschaft beim Bezirksgericht Leipzig. Abgedruckt in: *Der Hochverratsprozeß wider Liebknecht, Bebel, Hepner vor dem Schwurgericht zu Leipzig vom 11. bis 26. März 1872*, Neudruck der 2. Auflage, Berlin 1911, S.84.

35 Siehe Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.505.

36 Protokoll SDAP-Congreß Coburg 1874, a.a.O. (Anm.25), S.61. Bis 1873 war der Volksstaat defizitär. Bebel machte dafür die Konkurrenz der parteieigenen Lokalzeitungen mitverantwortlich. Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.233.

37 Siehe Waltraud Sperlich, a.a.O. (Anm.24), S.22. Liebknecht, der die Leitung des *Volksstaat* für die Dauer einer dreimonatigen Untersuchungshaft und einer Haftstrafe von Juni 1872 bis Frühjahr 1874 nicht ausüben konnte, redigierte später auch das Nachfolgeblatt, den *Vorwärts*. Das Zentralorgan der in Gotha vereinigten Sozialdemokratie erschien vom 1.10.1876 bis zum Verbot 1878, und zwar ebenfalls in Leipzig. 1890 übernahm Liebknecht die Schriftleitung des neugegründeten *Vorwärts* in Berlin.

„Volksstaat“ sei für die Arbeiter nicht verständlich genug.³⁸ Marx und Engels waren aus anderen Gründen unzufrieden. Als Liebknecht 1874 nach Verbüßung einer fast zweijährigen Festungshaft in die Redaktion zurückkehrte, hatten beide den Eindruck, daß sich das redaktionelle Niveau verschlechterte. Viele Artikel waren in ihren Augen langweilig und dokumentierten nur die Halbbildung ihrer Verfasser.³⁹ Gleichwohl schrieb Friedrich Engels gelegentlich,⁴⁰ zwischen März 1874 und April 1875 beinahe regelmäßig⁴¹ für die Zeitung. Ferner druckte der „Volksstaat“ Ende 1874 in sieben Folgen die über zwanzig Jahre zuvor im Ausland veröffentlichten „Enthüllungen über den Kommunisten-Prozeß zu Köln“ von Marx, wodurch diese erstmals in Deutschland bekannt wurden.

Seit Sommer 1870 gab die SDAP ein zweites Blatt heraus, das, wie ihr Zentralorgan, in Sachsen erschien: Der „Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund“ war die erste Tageszeitung der deutschen Sozialdemokratie.⁴² Schriftleiter war anfangs Carl Hirsch (1841–1900),⁴³ wie Liebknecht einer der wenigen akademisch gebildeten Parteiredakteure; später redigierten das Blatt der gelernte Schuhmacher Julius Vahlteich (1839–1915) und der Gärtner Wilhelm Stolle (1842–1918). 1873 besaß der „Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund“ 2.500 Abonnenten.⁴⁴ Sein Verbreitungsgebiet umfaßte die Reichstagswahlkreise Zwickau-Crimmitschau und Glauchau-Meerane, wo die SDAP unter den Textilarbeitern und verlagsabhängigen Baumwollwebern viele Anhänger hatte.⁴⁵

1871 gründete die SDAP zwei weitere Lokalzeitungen in Sachsen, die „Chemnitzer Freie Presse“ noch während des Deutsch-Französischen Krieges und im April den „Dresdner Volksboten“.⁴⁶ In Chemnitz, Metropole des sächsischen Maschinenbaus⁴⁷ und bis zur Reichsgründung wichtigste Industriestadt des Landes, konnte die Sozialdemokratie früh Fuß fassen. Als in den Maschinenfabriken im Herbst 1871 spontan einer der größten Streiks jener Jahre ausbrach, an dem sich etwa 8.000 Arbeiter beteiligten, hatte die „Chemnitzer Freie Presse“ mit Johann Most (1846–1906) als Schriftleiter entscheidenden Anteil am Aufbau des Streikkomitees und an der Organisation einer Solidaritätsbewegung.⁴⁸ Mosts Nachfolge trat 1872 Julius Vahlteich an, ihm folgte im Jahr darauf August Kaden (1850–1913). Eine ganze Reihe sozialdemokratischer Funktionärs- und Abgeordnetenkarrieren nahm in der sächsi-

38 Siehe Protokoll über den ersten Congreß der SDAP. Abgehalten am 4., 5., 6. und 7. Juni 1870 zu Stuttgart, Leipzig 1870, S.27.

39 Siehe Brief von Karl Marx an Friedrich Adolph Sorge vom 4.8.1874, in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, 40, 42 Bde, 3 Erg. Bde, Berlin [Ost] 1956–1985 (künftig zitiert: MEW), Bd.33, S.634.

40 Liebknechts Bitte um ständige Mitarbeit lehnte Engels ab. Siehe Brief von Engels an Wilhelm Liebknecht vom 22.6.1871, in: MEW, Bd.33, S.240.

41 Von Engels erschienen 1874/75 (teilweise ungezeichnet) Artikel in folgenden Ausgaben des *Volksstaat*: Jg. 1874: Nrn.28 vom 8.3., 29/11.3., 35/25.3., 69/17.6., 73/26.6., 117/6.10. und 118/8.10.; Jg.1875: Nrn.36/28.3., 34/24.3. (mit Marx), 37/2.4., 43/16.4., 44/18.4., 45/21.4. und 46/23.4.

42 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.1, S.360.

43 Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.210.

44 Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.104. Ein Teil der Leser wohnte in den Crimmitschau benachbarten Städten Meerane, Werdau und Zwickau.

45 Schon bei den Reichstagswahlen 1871 konnten sich hier mit Bebel und Schrapf sozialdemokratische Kandidaten, die einzigen der SDAP, durchsetzen. Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.212.

46 Siehe *Der Volksstaat*, Nr.61 vom 29.5.1874; *Handbuch des Vereins Arbeiterpresse*, Jg.3, Berlin 1914, S.16. Die *Chemnitzer Freie Presse* hatte im November 1871 eine Auflage von rund dreitausend Exemplaren. Vgl. Das Sozialistengesetz 1878–1890. Illustrierte Geschichte des Kampfes der Arbeiterklasse gegen das Ausnahmegesetz. Hrsg. vom Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin [Ost] 1980, S.26.

47 Vgl. Hubert Kiesewetter, a.a.O. (Anm.8), S.536 und S.538.

48 Siehe Ernst Heilmann, *Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge*, Chemnitz o.J. [1912], S.61ff.; Das Sozialistengesetz ..., a.a.O. (Anm.46), S.25f. Most brach nach 1879 mit der Sozialdemokratie und ging zum Anarchismus über. Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*. Dritter Teil, Stuttgart 1914, S.45f.

schen Parteipresse ihren Anfang.⁴⁹ Ignaz Auer (1846–1907) und Georg von Vollmar (1850–1922) gehörten dazu. Beide waren Mitte Zwanzig, als sie das Dresdner Parteiblatt leiteten.⁵⁰ Die Redaktion einer sozialistischen Zeitung war zu dieser Zeit meist ein aufreibender Einmannbetrieb, der Improvisationskunst und Lernfähigkeit verlangte. Rückblickend äußerte Vollmar über seine Arbeit in Dresden:

„Ich schrieb, was das Zeug hielt: Leitartikel, Übersichten, Entrefilets, übersetzte aus fremdsprachigen Zeitungen, [. . .] besorgte das Feuilleton, spielte den Theater- und Konzertkritiker, verfaßte literarische Buchbesprechungen, kurz: Ich suchte das Blatt möglichst vielseitig und originell zu gestalten und dabei den Anschein zu erwecken, als ob es einen ganzen Stab von Mitarbeitern und weitverzweigte Verbindungen habe.“⁵¹

Die sozialistischen Zeitungen des 19. Jahrhunderts waren in der Regel zuverlässige Indikatoren für die Stärke der Arbeiterbewegung vor Ort. In den siebziger Jahren gab es sozialdemokratische Lokalzeitungen nur dort, wo die Partei auch aktive Mitglieder hatte.⁵² Der Schwerpunkt der frühen sozialdemokratischen Presse lag in Sachsen. Hier erschienen 1878, das Zentralorgan „Vorwärts“ in Leipzig nicht gerechnet, einschließlich der Nebenausgaben dreizehn der 41 politischen Parteizeitungen.⁵³ Die örtlichen SDAP-Mitgliedschaften benötigten für Zeitungsprojekte anfangs keine Zustimmung der Parteileitung. Erst der Coburger Parteikongreß 1874 entschied, daß als Organe der SDAP nur die Blätter firmieren durften, die der Parteiausschuß als solche auch anerkannte.⁵⁴ Einige Zeitungen führten eine „prekäre Existenz“,⁵⁵ weil die Untergliederungen nicht die erforderlichen finanziellen Voraussetzungen geschaffen hatten und es an Lesern fehlte. Während die meisten sächsischen Arbeiterzeitungen seit 1874 Gewinne abwarfen, stand der „Dresdner Volksbote“ wirtschaftlich auf schwachen Beinen.⁵⁶ Trotzdem stellte die Dresdner Parteiorganisation das Blatt von drei Ausgaben pro Woche auf tägliche Erscheinungsweise um. Der Schritt war verfrüht und mußte 1877 rückgängig gemacht werden.⁵⁷

49 Die oben erwähnten Kaden, Stolle und Vahlteich gehörten nach dem Ende oder zu einem späteren Zeitpunkt ihrer redaktionellen Tätigkeit dem Reichstag an.

50 Siehe Waltraud Sperlich, a.a.O., (Anm.24), S.189, S.151 und S.228.

51 Zitiert nach Waltraud Sperlich, a.a.O., S.66

52 Siehe August Bebel, Aus meinem Leben, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.295 und S.233.

53 Siehe Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.512; zum Gründungsboom der Jahre 1875/76 vgl. a.a.O., S.506, sowie Kurt Koszyk, Deutsche Presse im 19. Jahrhundert, a.a.O. (Anm.19), S.196.

Die Sozialdemokratie besaß in Sachsen vor Inkrafttreten des Sozialistengesetzes folgende Lokalblätter (in Klammern ggf. Verlagsort und Zahl der wöchentlichen Ausgaben):

Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund	(6)
Chemnitzer Freie Presse	(6)
Dresdner Volks-Zeitung	(3)
Die Fackel (Leipzig)	(3)
Glauchauer Nachrichten	(2)
Erzgebirgische Freie Zeitung (Glauchau)	(2)
Volkszeitung für Hohenstein-Ernstthal, Oberlungwitz, Gersdorf (Glauchau)	(2)
Volksfreund für Lichtenstein, Callnberg und Umgebung (Glauchau)	(2)
Muldenthaler Volksfreund (Leipzig)	(2)
Groitzsch-Pegauer Volksblatt (Leipzig)	(2)
Volksblatt für Borna und Umgegend (Leipzig)	(2)
Vogtländische Freie Presse (Leipzig)	(2)
Volksfreund für Mittweida und Burgstädt (Burgstädt)	(?)

Angaben nach Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.65ff; Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2).

54 Siehe Protokoll SDAP-Congreß Coburg 1874, a.a.O. (Anm.25), S.10 und S.88.

55 Siehe August Bebel, Aus meinem Leben, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.307.

56 Ignaz Auer erhielt als Redakteur in Dresden ein derart niedriges Gehalt, daß er nebenbei als Dachdecker arbeiten mußte. Siehe Waltraud Sperlich, a.a.O. (Anm.24), S.73.

57 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.110. Das Blatt änderte damit auch seinen Namen und hieß seit April 1877 *Dresdner Volks-Zeitung*.

Um die Ausbreitung der Arbeiterpresse zu verhindern, verhängten die Gerichte zahllose Geld- und Freiheitsstrafen wegen sogen. Pressevergehen.⁵⁸ Es kam vor, daß mehrere „Volksstaat“-Redakteure gleichzeitig in Haft saßen.⁵⁹ Hart traf es auch die „Chemnitzer Freie Presse“, deren Redaktion aufgrund der Verurteilungen ständig wechselte.⁶⁰ Die Rechtsgrundlage der Verfahren bildete seit 1874 das Reichspressegesetz,⁶¹ das noch in der Weimarer Republik Gültigkeit hatte. Es kannte zwar keine Vorzensur, verlangte aber bei periodischen Druckschriften die Nennung eines „verantwortlichen Redakteurs“,⁶² den die Behörden vor Gericht bringen konnten, wenn Artikel gegen die Strafgesetze verstießen. Die Sozialdemokratie konnte entsprechenden Anklagen auch nicht dadurch begegnen, daß sie Reichstagsabgeordnete zu verantwortlichen Redakteuren machte, denn die Immunität der Parlamentarier galt nur für die Dauer der Sitzungsperioden.⁶³ Das Ende der Pressefreiheit für die Sozialdemokratie kam 1878 in der Form eines Ausnahmegesetzes. Die Paragraphen 11 (Druckschriftenverbot) und 15 (Beschlagnahmemöglichkeit ohne Verbotsverfügung) entzogen der sozialistischen Presse auf zwölf Jahre jede legale Basis.⁶⁴ Im Königreich Sachsen wurden 1878/79 alle bestehenden Zeitungen der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands verboten.⁶⁵

Um von privaten Verlegern und ihren Druckereien unabhängig zu sein, gründeten Sozialdemokraten Unternehmen, die „entweder der SDAP direkt gehörten oder genossenschaftliches Eigentum von Mitgliedern waren.“⁶⁶ Der erste bedeutende Verleger der deutschen Sozialdemokratie war der schwäbische Kaufmann Julius Motteler (1838–1907), ein Vertrauter Bebels. Er baute in Crimmitschau 1870/71 eine Genossenschaftsbuchdruckerei für das dortige Parteiblatt auf.⁶⁷ In Leipzig stieß ein entsprechendes Vorhaben zunächst auf Schwierigkeiten. Zwar hatte schon 1870 der SDAP-Parteitag mit Unterstützung von Bebel und Liebknecht verlangt, für den „Volksstaat“ einen eigenen Verlag zu schaffen.⁶⁸ Doch der Deutsch-Französische Krieg und Querelen mit dem „Volksstaat“-Verleger Thieme verzögerten das Projekt bis Herbst 1872.⁶⁹ Von 1874 bis 1876 leitete Motteler die Leipziger Ge-

58 Siehe August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.230 und S.295.

59 A.a.O., S.295.

60 Siehe *Der Volksstaat*, Nr.61 vom 29.5.1874; Franz Mehring, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, 2 Teile, in: ders., *Gesammelte Schriften* (künftig zitiert: MGS), 15 Bde, Bd.1 und Bd.2, 2.Aufl., Berlin [Ost], 1976, Bd.2, S.470.

61 Gesetz über die Presse vom 7.5.1874, in: *Reichsgesetzblatt* (künftig zitiert: RGBl) 1874, S.65–72.

62 A.a.O., S.66 und S.69 (§§ 7, 8 und 20).

63 Siehe Waltraud Sperlich, a.a.O. (Anm.24), S.51 — Manche sozialdemokratische Zeitung, zum Beispiel in Dresden, reagierte auf das Reichspressegesetz, indem sie einen „Sitzredakteur“ ernannte, der verantwortlich zeichnete, ohne wirklich redaktionell tätig zu sein, und die verhängten Haftstrafen absaß. Siehe Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.497.

64 Siehe Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21.10.1878, in: RGBl 1878, S.351ff.

65 Vgl. August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.3, a.a.O. (Anm.48), S.20 und 22. Die *Chemnitzer Freie Presse* war die erste Zeitung, die dem Ausnahmegesetz zum Opfer fiel. Ihre letzte Ausgabe erschien am 20. Oktober 1878. Siehe *Das Sozialistengesetz* . . . , a.a.O. (Anm.46), S.57. Am 6. November folgten die Parteiblätter am Verlagsort Leipzig. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.149. Die *Dresdner Volks-Zeitung* wurde am 9. Dezember verboten, der *Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund* am 16. Januar 1879. Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1839, und Bd.1, S.360.

66 Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.662.

67 Siehe MGS, Bd.4, 2. Aufl. S.498f.; Waltraud Sperlich, a.a.O. (Anm.24), S.202. — Zum Mythos wurde Motteler durch seine organisatorischen Leistungen während des Sozialistengesetzes. Ab Ende 1879 leitete der „rote Postmeister“ in Zürich, später in London, Herstellung und Vertrieb des illegalen *Sozialdemokrat*. Vgl. August Bebel, *Aus meinem Leben*, T.3, a.a.O. (Anm.48), S.92f.

68 Siehe Protokoll SDAP-Congreß Stuttgart 1870, a.a.O. (Anm.38), S.25–28.

69 Siehe *Der Volksstaat*, Nr.83 vom 16.10.1872, S.4; vgl. dazu auch Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.496. Eine der ersten Broschüren, die 1873 im Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig erschien, war Liebknechts „Wissen ist Macht — Macht ist Wissen“. Das Leipziger Unternehmen war der Vorläufer des Ende 1881 von Johann Heinrich Wilhelm Dietz begründeten Zentralverlags der SPD in Stuttgart. Siehe MGS, Bd.4, a.a.O. (Anm.67), S.494.

nossenschaftsdruckerei.⁷⁰ Wie alle sozialdemokratischen Betriebe wurde sie durch das Sozialistengesetz ökonomisch ruiniert, da die Behörden auch das Erscheinen unpolitischer Nachfolgezeitungen der verbotenen Organe unmöglich machten.

Der Pressekomplex der SPD zwischen 1890 und 1914

Nach Ablauf des Sozialistengesetzes galt es, ein neues Fundament für die wieder legale sozialdemokratische Publizistik zu legen. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts formte sich jene Topographie der sächsischen SPD-Presse, die vierzig Jahre Bestand haben sollte. Noch unter dem Ausnahmegesetz entstanden die ersten Zeitungen. Seit 1887 gab es in Leipzig den „Wähler“.⁷¹ Der Titel war mit Bedacht gewählt, denn offen sozialdemokratische Agitation war noch bis 1890 nicht möglich.⁷² In Dresden gründeten Sozialdemokraten die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ (SAZ), die nach einer Probenummer am 25.12.1889 zunächst dreimal wöchentlich erschien.⁷³ Sie erregte überregional Aufsehen als eines von drei Organen in Deutschland, in denen sich im Sommer 1890 die Opposition der „Jungen“ gegen die Politik der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und ihre Macht in der Partei artikulierten.⁷⁴ Außer dem „Wähler“ und der SAZ entstanden in Sachsen vom Oktober 1890 bis Frühjahr 1891 mindestens sieben sozialdemokratische Lokalblätter.⁷⁵ Die meisten gewannen keine große Bedeutung und deckten wohl auch nicht die Kosten. Der nach zwölfjähriger Verbotszeit um sich greifende Gründungsenthusiasmus⁷⁶ veranlaßte die am 31.3.1891 tagende Landeskonferenz der sächsischen SPD zu beschließen, daß Parteizeitungen künftig nur mit Zustimmung der Landesversammlung oder der Landtagsfraktion gegründet werden durften.⁷⁷ Der Ausbau der SPD-Presse erfolgte von da an etwas planmäßiger. Neugründungen nahm man noch in Falkenstein (Vogtland), Zwickau und Freiberg vor,⁷⁸ ansonsten konzentrierte sich die Partei

70 Siehe MGS, Bd.4, a.a.O. (Anm.67), S.499; August Bebel, Aus meinem Leben, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.398.

71 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1876; Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.151.

72 Siehe Protokoll über die Verhandlungen der Landes-Konferenz der Sozialdemokratischen Partei Sachsens. Abgehalten zu Dresden am 17. und 18. April 1900, Dresden 1900, S.34.

73 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.1, S.III — Falsch ist die Angabe des Vereins Arbeiterpresse, die Zeitung habe schon 1888 bestanden. Es fehlt außerdem der Hinweis, daß die *Dresdner Volkszeitung* in ihren ersten 18 Jahrgängen unter einem anderen Titel erschien. Vgl. Handbuch Arbeiterpresse 1914, a.a.O. (Anm.46), S.52.

74 Siehe Führer durch Dresden. Den Teilnehmern des Dresdner Parteitags gewidmet, Dresden 1903, S.43; Brief von Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge vom 9. August 1890, in: MEW, Bd.37, S.440; vgl. auch Friedrich Engels, [Antwort an die Redaktion der Sächsischen Arbeiter-Zeitung], in: a.a.O., Bd.22, S.68–70.

75 Im einzelnen handelte es sich um:

- die *Presse* in Chemnitz, seit 1892 unter dem Titel *Der Beobachter*,
- die *Volksstimme* in Burgstädt,
- den *Volksfreund* in Riesa,
- den *Volksfreund* für den 8. sächsischen Reichstagswahlkreis (Pirna), ein Kopfblatt der SAZ,
- den *Volksfreund* für die nähere Umgebung Dresdens, ebenfalls ein Kopfblatt der SAZ,
- den *Volksfreund* für die ostsächsischen Wahlkreise, ein Kopfblatt der SAZ, sowie um
- das *Vogtländische Volksblatt*, Kopfblatt des Leipziger *Wähler*.

Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2); Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.65ff.

76 Vgl. auch Kurt Koszyk, Deutsche Presse im 19. Jahrhundert, a.a.O. (Anm.19), S.202.

77 Siehe Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage in Sachsen von 1891 bis 1914. Bearb. von Karl Schrörs, Leipzig 1914, S.80.

78 In der Kleinstadt Falkenstein im sächsischen Vogtland erschien seit Frühjahr 1892 die *Vogtländische Volkszeitung*. Crimmitschau wurde nicht wieder Verlagsort einer sozialistischen Zeitung. Statt dessen gab die SPD ab Mitte 1892 in Zwickau, dem Zentrum des größten sächsischen Steinkohlereviere, das *Sächsische Volksblatt* heraus.

Für Freiberg und die umliegenden Ortschaften, das Gebiet des traditionellen osterzgebirgischen Metallbergbaus, wurde 1897 die Volkszeitung gegründet. Schließlich wurde 1899 ein schon existierendes Wochenblatt, *Der arme Teufel aus der Oberlausitz*, als Parteizeitung anerkannt. Vgl. auch Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch. Handbuch der deutschen Presse, 54. Ausgabe [1928], Leipzig, S.516.

auf die Konsolidierung der bestehenden Organe und die Schaffung jeweils einer leistungsfähigen Tageszeitung in jedem Bezirk. Das konnte im Einzelfall auch die Schließung oder Zusammenlegung von Zeitungen bedeuten.

Im Herbst 1894 löste die täglich erscheinende „Leipziger Volkszeitung“ (LVZ) den „Wähler“ ab.⁷⁹ Sie wurde in der Stadt und Amtshauptmannschaft Leipzig vertrieben und entwickelte sich binnen kurzem zur zweitwichtigsten Zeitung der SPD nach dem „Vorwärts“.⁸⁰ Weit schwieriger gestaltete sich der Aufbau der sozialdemokratischen Presse im Erzgebirge und im Vogtland. 1899 wurden die Organe in Chemnitz und im benachbarten Burgstädt miteinander verschmolzen,⁸¹ um die Parteipresse im Erzgebirge auf eine tragfähige wirtschaftliche Grundlage zu stellen.⁸² Mit Unterstützung des Parteivorstandes entstand so die Chemnitzer „Volksstimme“ (VS),⁸³ die ab 1.4.1899 täglich für den Agitationsbezirk Chemnitz-Erzgebirge und anfangs auch für Teile des Leipziger Bezirks erschien.⁸⁴ Drei der vier sächsischen SPD-Bezirke verfügten damit über eine größere Tageszeitung.⁸⁵

Am langsamsten ging es im Parteibezirk Zwickau voran. Der Bezirk war der mitglieder schwächste der SPD in Sachsen und besaß schlechte Verkehrsverbindungen. Seit 1892 erschienen die „Vogtländische Volkszeitung“ in Falkenstein und das „Sächsische Volksblatt“ in Zwickau. Das vogtländische Blatt entstand „teilweise gegen die Wünsche der Parteigenossen“⁸⁶ und wurde auf private Rechnung gedruckt. Auseinandersetzungen über die Struktur der Bezirkspresse zögerten die Gründung einer Tageszeitung hinaus. Erst 1900 wurde das „Sächsische Volksblatt“ in eine Tageszeitung umgewandelt, die nun im ganzen Bezirk vertrieben wurde und bis 1903 auf 13.500 Abonnenten kam.⁸⁷ Vergeblich verlangte das Zentralkomitee der sächsischen SPD die Einstellung der „Vogtländischen Volkszeitung“.⁸⁸ Das Zwickauer Parteiorgan fand bei den Sozialdemokraten im Vogtland keine ungeteilte Unterstützung. In Plauen, der viertgrößten Stadt Sachsens, kämpften die Parteimitglieder für eine eigene Lokalzeitung, im Kaiserreich allerdings erfolglos, weil sich die Finanzierung als schwierig erwies und das Projekt die Forderung nach einer Neueinteilung der Verbreitungsgebiete der SPD-Blätter in Südwestsachsen („Volksstimme“ und „Sächsisches Volksblatt“) laut werden ließ.⁸⁹

79 *Der Wähler* hatte zuletzt eine Auflage von 13.000 Exemplaren. Vgl. Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage..., a.a.O. (Anm.77), S.84.

80 Diese Wertung äußerte der SPD-Vorsitzende Bebel in einem Brief an Kautsky vom 10.12.1894, in: August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Assen 1971, S.87.

81 Siehe Ernst Heilmann, a.a.O. (Anm.48), S.273 — *Der Beobachter* (Chemnitz) erschien zuletzt täglich, die *Volksstimme* (Burgstädt) nur dreimal wöchentlich. Siehe Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitage. Abgehalten zu Hannover vom 9. bis 14. Oktober 1899, Berlin 1899, S.22.

82 Siehe Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.34.

83 Siehe Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, a.a.O. (Anm.81), S.22.

84 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1801. Ab 1902 erschien für den 14. sächsischen Reichstagswahlkreis, der zum SPD-Bezirk Leipzig gehörte, die *Volkszeitung für das Muldental*, eine Nebenausgabe der LVZ.

85 LVZ, SAZ und VS hatten im Jahr 1900 Auflagen von 26.000, 19.000 beziehungsweise 16.000 Exemplaren. Vgl. Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.34.

86 A.a.O., S.37.

87 Siehe Führer durch Dresden ..., a.a.O. (Anm.74), S.37.

88 Siehe Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.37. 1901 strich die SPD die *Vogtländische Volkszeitung* als Parteiblatt des 22. sächsischen Reichstagswahlkreises und ersetzte sie durch das *Sächsische Volksblatt*. Siehe Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage ..., a.a.O. (Anm.77), S.83.

89 A.a.O., S.86; Protokoll der Verhandlungen der Landesversammlung der Sozialdemokratischen Partei Sachsens. Abgehalten vom 12. bis 14. Juli 1914 in Leipzig, Dresden 1914, S.150. Erst nach der Parteispaltung und infolge der Konkurrenz zwischen SPD und USPD wurde Plauen 1919 Verlagsort gleich zweier sozialdemokratischer Zeitungen. Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1807 und S.1855.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ machte erneut von sich reden, als einer Frau, der 28jährigen Rosa Luxemburg, im Herbst 1898 die Leitung des redaktionell mittelmäßigen Blattes übertragen wurde. Alexander Helphand (1869–1924), ihr Vorgänger, hatte die frisch Promovierte für den Posten vorgeschlagen, und die Dresdner Pressekommission akzeptierte einstimmig.⁹⁰ Zum ersten Mal in Deutschland übernahm eine Frau die Chefredaktion bei einer sozialdemokratischen Tageszeitung. Mit einem ‚eigenen‘ Blatt hoffte Rosa Luxemburg in den beginnenden Revisionismus-Streit eingreifen zu können. Aber es war ihr auch darum zu tun, die Parteipresse journalistisch zu verbessern:

„Ich bin unzufrieden mit der Art und Weise, wie man in der Partei meistens Artikel schreibt. Es ist ja alles so konventionell, so hölzern, so schablonenhaft. [. . .] Ich nehme mir vor, beim Schreiben nie zu vergessen, mich für das Geschriebene jedesmal zu begeistern und in mich zu gehen.“⁹¹

In der SAZ verlangte Rosa Luxemburg, die Parteipresse müsse gründlicher und kritischer als bisher über die Tätigkeit der sozialdemokratischen Abgeordneten informieren.⁹² Sie selbst kannte dabei keinerlei Rücksichten, griff revisionistische Parlamentarier an und geriet prompt mit dem Dresdner Reichstagsabgeordneten Georg Gradnauer,⁹³ einem ihrer Nachfolger in der SAZ, und dessen Anhängern in Konflikt. Als sie sich weigerte, eine von Gradnauers Repliken abzudrucken, klagte der Autor sie vor den Parteigremien der Zensur an. Auch in der fünfköpfigen Redaktion kam es zum Streit, da sie die Zeitung insgesamt umgestalten wollte. So blieb es bei einem Intermezzo: Nach vier Wochen legte Rosa Luxemburg auf Druck der Revisionisten in der Dresdner Parteiorganisation und ihrer männlichen Konkurrenten in der Redaktion die Schriftleitung nieder.⁹⁴ Bis 1933 hat es eine Frau als Chefredakteurin einer SPD-Zeitung nicht wieder gegeben.

Im Zuge der Parteireform von 1905/06 führte die SPD eine Reorganisation und Straffung ihrer Presse vor allem in Ostsachsen durch. Der Wahlerfolg von 1903 und die steigenden Mitgliederzahlen verlangten von der Sozialdemokratie in den ländlichen Wahlkreisen eine bessere publizistische Präsenz, um die neugewonnenen Anhänger dauerhaft an sich zu binden. Nach 1908 gab die SPD im Bezirk Dresden fünf Zeitungen heraus,⁹⁵

90 Elzbieta Ettinger, Rosa Luxemburg. Ein Leben. Aus dem Amerikanischen von Barbara Bortfeldt, Bonn 1990, S.112.

91 Brief Rosa Luxemburgs an Robert Seidel vom 23.6.1898, abgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, 5 Bde (künftig zitiert: LGB), Berlin [Ost] 1982–1985, Bd.1, S.153.

92 Siehe Nachbetrachtungen zum Parteitag (III), in: SAZ, Nr.239 vom 14.10.1898, abgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke. Hrsg. vom IML beim ZK der SED (künftig zitiert: LGW), 5 Bde, 4. Aufl., Berlin [Ost] 1979, Bd.1, 1. Halbbd., S.250–255, hier S.254.

93 Kurzbiographie Georg Gradnauer (1866–1946): geb. 16.11.1866 in Magdeburg; Studium der Geschichte, Literatur und Philosophie von 1885 bis 1889, 1899 Promotion. Seit 1888 Sozialdemokrat, 1891 bis 1896 Redakteur der SAZ, bis 1905 des *Vorwärts* (Berlin), 1906 bis 1918 Chefredakteur der SAZ/DVZ. Anhänger Bernsteins und später Exponent des rechten Parteiflügels. MdR 1898 bis 1907 und wieder 1912 bis 1918 im Wahlkreis Dresden links der Elbe. Vom 15.11.1918 bis 15.1.1919 Mitglied der sächsischen Revolutionsregierung (Justizminister), dann Innenminister. Von März 1919 bis April 1920 sächsischer Ministerpräsident, Mai bis Oktober 1921 Reichsinnenminister. MdR von 1920 bis Mai 1924. Von 1921 bis 1931 sächsischer Gesandter in Berlin. Siehe Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete ..., a.a.O. (Anm.6), S.117.

94 Siehe LGW, a.a.O. (Anm.92), Bd.1.1, S.270–273. Bei ihrem Rücktritt spielten vermutlich auch persönliche Gründe eine Rolle. Vgl. Elzbieta Ettinger, a.a.O. [Anm.90], S.116. 1902 war Rosa Luxemburg einige Monate Redaktionsmitglied der LVZ.

95 Siehe Geschäftsbericht des sozialdemokratischen Bezirksverbandes Dresden vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912, Dresden o.J. [1912], S.35. *Der arme Teufel* wurde zugunsten der *Zittauer Volkszeitung* eingestellt, die in einer neuen Parteidruckerei am Ort gedruckt wurde. Die *Volkszeitung* in Meißen trat an die Stelle des *Volksfreund* für die Umgebung Dresdens. Sie und die beiden Volkszeitungen für Freiberg und Pirna erschienen als Kopfbblätter der DVZ. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.65ff; Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1850 und S.1835.

von denen drei als sogen. Kopfblätter des Bezirksorgans erschienen, das jetzt den Namen „Dresdner Volkszeitung“ (DVZ) trug.⁹⁶ An die Stelle der kleinen Blätter mit ein bis drei Ausgaben in der Woche waren Tageszeitungen getreten.⁹⁷

Ende 1909 war es der SPD in Sachsen gelungen, das Land an jedem Werktag annähernd flächendeckend mit Zeitungen zu versorgen, die in der Regel nachmittags ausgeliefert wurden.⁹⁸ Sie gab jetzt zehn Zeitungen heraus,⁹⁹ davon fünf mit eigener Politikredaktion. Wie zentralistisch gelenkt und uniform war nun die Presse der SPD im Kaiserreich? Die sächsische Parteileitung wünschte sich Parteidisziplin und Einheitlichkeit nach außen, nicht aber innerparteilichen politischen Meinungsstreit. Vor allem der Landesvorsitzende Kurt Sindermann (1869–1922), ab 1914 einer der führenden Parteirechten in Sachsen,¹⁰⁰ vertrat diese Auffassung mit einer unübertrefflichen Deutlichkeit: „Die Parteipresse hat die Pflicht, in allererster Linie die Beschlüsse des Parteitages zu verteidigen, sie hat die Pflicht, wenn jemand gegen die Beschlüsse verstößt, ihn aufs nachdrücklichste zur Ordnung zu rufen ...“.¹⁰¹ In der Praxis bot die sozialdemokratische Presse in Sachsen ein Bild, das dieser Vorstellung von einer rigiden zentralistischen Kontrolle aller Organe glücklicherweise wenig entsprach. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs widerspiegelte sie vielmehr die ganze Bandbreite politischer Positionen in der Partei, wie sie sich seit dem „Revisionismus-Streit“ herausgebildet hatten. Die einzelnen Blätter orientierten sich an ihren jeweiligen Agitationsbezirken, die verschiedene Strömungen in der Partei repräsentierten.

Die „Leipziger Volkszeitung“ entwickelte sich unter der Leitung von Bruno Schoenlank (1859–1901), einem fähigen Journalisten,¹⁰² zu einer der besten und meist gelesenen sozialdemokratischen Zeitungen.¹⁰³ Schoenlank war nur unter der Bedingung Chefredakteur geworden, daß die Parteiorganisation zusicherte, ihm in allen inhaltlichen Fragen und bei der Anstellung der Redakteure freie Hand zu lassen.¹⁰⁴ Damit genoß die LVZ ein Maß an innerer Pressefreiheit, das andere SPD-Redaktionen nicht kannten. Schoenlanks Nachfolger Franz Mehring¹⁰⁵ bezeichnete sie 1901 als das „Ideal einer sozialdemokratischen Tageszeitung“,¹⁰⁶ und August Bebel fand, sie enthalte „eine Menge brillanter Artikel“,¹⁰⁷ von denen er bedauerte, daß sie nicht im „Vorwärts“ standen. Die LVZ bekämpfte den theoretischen Revisionismus¹⁰⁸ und bildete unter den Tages-

96 A.a.O., Bd.1, S.III.

97 Vgl. dazu auch Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitags. Abgehalten in Nürnberg vom 13. bis 19. September 1908, Berlin 1908, S.50f.; Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitags. Abgehalten in Dresden vom 13. bis 20. September 1903, Berlin 1903, S.154.

98 Zur Erscheinungsweise der SPD-Zeitungen in Sachsen vgl. auch: Handbuch der deutschen Tagespresse. Hrsg. vom Deutschen Institut für Zeitungskunde, 4. Aufl., Berlin 1932, S.311–335.

99 Das jüngste Blatt war die *Erzgebirgische Volksstimme*, die im Chemnitzer Parteiverlag für die Reichstagswahlkreise Sayda-Marienbergr und Annaberg-Schwarzenberg hergestellt wurde. Siehe Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitags. Abgehalten in Leipzig vom 12. bis 18. September 1909, Berlin 1909, S.42.

100 Siehe Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921, Nachdrucke. Hrsg. von Dieter Dowe, 2 Bde, Berlin (West) 1980, Bd.1, S.III [Sitzung vom 12./13. Januar 1915] sowie S.136 [Sitzung vom 7. März 1915].

101 Protokoll über die Verhandlungen der Landesversammlung der Sozialdemokratischen Partei Sachsens. Abgehalten vom 20. bis 22. August 1911 in Meißen, Dresden 1911, S.44.

102 Vgl. auch Waltraud Sperlich, a.a.O. (Anm.24), S.132f.

103 Die LVZ war nicht nur ihres Politikteils, sondern auch ihres Feuilletons wegen geschätzt. Als erstes SPD-Blatt beschäftigte sie 1896 einen Feuilletonredakteur (Gustav Morgenstern) und führte eine Leserbriefspalte ein. A.a.O., S.64.

104 Siehe a.a.O., S.71; vgl. dazu auch Protokoll SPD-Parteitag Hannover 1899, a.a.O. (Anm.81), S.286.

105 Franz Mehring (1846–1919) übernahm die Leitung der LVZ am 1. April 1902. Aus gesundheitlichen Gründen legte er 1907 die Schriftleitung nieder und siedelte nach Berlin über. Siehe Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.560.

106 Siehe MGS, a.a.O. (Anm.67), Bd.4, S.503.

107 Protokoll SPD-Parteitag Dresden 1903, a.a.O. (Anm.97), S.221.

108 In den Jahren 1898 und 1899 veröffentlichte die LVZ Artikelserien von Rosa Luxemburg, die sich mit Eduard Bernsteins Aufsätzen in *Die Neue Zeit* („Probleme des Sozialismus“) sowie dessen Arbeit „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ beschäftigten. Siehe LGW, a.a.O. (Anm.92), Bd.1.1., S.371f.

zeitungen der Partei das wichtigste publizistische Instrument der Linken.¹⁰⁹ Am anderen Ende des sozialdemokratischen Spektrums stand die „Volksstimme“ in Chemnitz. Von Gustav Noske (1868–1946) und Ernst Heilmann (1881–1940) maßgeblich bestimmt,¹¹⁰ war sie bis 1919 neben dem „Hamburger Echo“ das bedeutendste Sprachrohr der SPD-Rechten. Die Redaktion der „Dresdner Volkszeitung“ vereinigte bis 1917 Anhänger sowohl des rechten Parteiflügels als auch des linken Zentrums.¹¹¹

Die Leserzahl war am Vorabend des Ersten Weltkriegs auf den ersten Blick beeindruckend. Die Zeitungen in Leipzig, Dresden und Chemnitz waren Massenblätter geworden und befanden sich auf einem ersten Höhepunkt ihrer Entwicklung. Die „Volksstimme“ hatte einschließlich ihrer Nebenausgabe für das Erzgebirge 1913 eine Auflage von 60.000, LVZ und DVZ druckten ohne ihre Kopfblätter 53.000 beziehungsweise 33.500 Exemplare.¹¹² In jedem ihrer vier sächsischen Agitationsbezirke besaß die SPD mehr Zeitungsabonnenten als Mitglieder.¹¹³ 1914 gab es in Sachsen 215.428 Bezieher von sozialdemokratischen Lokalzeitungen, während die Parteiorganisation 177.655 Mitglieder zählte. Mindestens jeder vierte Abonnent der sächsischen SPD-Presse war nicht Mitglied der Partei.¹¹⁴

Dennoch konnte die SPD mit dem Erreichten kaum zufrieden sein. Der Zeitungsabsatz, der nur zum Teil von konjunkturellen Faktoren abhängig war, hielt mit dem Wachstum der Partei nicht Schritt (siehe Tabelle 1). Zwar gewann die SPD zwischen 1907 und 1914 viele Neumitglieder aus dem Leserkreis ihrer Presse, aber sie konnte unter ihren Wählern und Sympathisanten immer weniger neue Abonnenten werben. Die Bezirke Leipzig und Zwickau kritisierten, daß viele Gewerkschaftsmitglieder und noch mehr SPD-Wähler keine sozialdemokratische Zeitung lasen. „Die Zahl der Abonnenten unsrer Parteipresse steht [. . .] nicht nur in einem Mißverhältnis zur Zahl der für den sozialdemokratischen Kandidaten bei der Reichstagswahl [von 1912] abgegebenen Stimmen, sondern auch zu der Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter.“¹¹⁵ Allenfalls jedes zweite Gewerkschaftsmitglied hielt die örtliche SPD-Tageszeitung.¹¹⁶ Die SPD machte dafür besonders die Funktionäre der Gewerk-

109 Mit anderen prominenten SPD-Linken zählte auch Rosa Luxemburg bis Herbst 1913 zu den ständigen Mitarbeitern der LVZ. Siehe LGW, Bd.3, S.355.

110 Gustav Noske kam 1902 als Parteidirektor nach Chemnitz und behielt diese Funktion bis 1918. Ernst Heilmann, der in der Weimarer Republik Vorsitzender der preußischen SPD-Landtagsfraktion war, trat 1907 in die Redaktion ein und war von 1909 bis 1917 Chefredakteur der VS. Siehe: Das neue Heim der Volksstimme und ihre Entwicklung 1891 bis 1911, Chemnitz o.J. [1911], S.15.

111 Die Funktion des Chefredakteurs bekleidete bis 1918 der Parteirechte Gradnauer. Vom linken Flügel gehörte der Redaktion der Dresdner Bezirksvorsitzende und spätere USPD-Politiker Hermann Fleißner an. Kurzbiographie Fleißner siehe Anm.137.

112 Ernst Heilmann, a.a.O. (Anm.48), S.276; Handbuch Arbeiterpresse 1914, a.a.O. (Anm.46), S.21. Die Auflagenhöhe von LVZ und VS wurde nur von Vorwärts und Hamburger Echo übertroffen.

113 Im 50.000 Mitglieder (1914) starken Bezirk Leipzig betrug die Auflagenhöhe der LVZ einschließlich der Muldentaler Nebenausgabe bei Kriegsbeginn 61.500 Exemplare. Vgl. Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage ..., a.a.O. (Anm.77), S.84. Im kleinen Agitationsbezirk Zwickau übertraf die Zahl der Zeitungsabonnenten Mitte 1912 die der Mitglieder sogar um 40 Prozent. Das Sächsische Volksblatt hatte im Bezirk, wo es 17.498 Sozialdemokraten gab, 24.641 Bezieher. Vgl. Geschäftsbericht des Bezirksvorstandes Zwickau, des Sekretariats für den 22. und 23. sächsischen Reichstagswahlkreis und des Vorstandes des Sozialdemokratischen Vereins für den 18. sächsischen Reichstagswahlkreis für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912, Zwickau 1912, S.18f.

114 Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage ..., a.a.O. (Anm.77), S.85 und S.63; vgl. dazu auch Guenther Roth, Social Democrats in Imperial Germany. A Study in Working-Class Isolation and National Integration, Totowa/NJ 1963, S.245. Roths These, wonach sich die sozialdemokratische Presse nach 1890 in eine rein innerparteiliche Einrichtung verwandelte, ist so nicht haltbar. Zwar gab es bis 1914 eine Tendenz in diese Richtung, doch setzte sie sich in der Weimarer Republik nicht fort. (Siehe weiter unten.)

115 Bericht über die Tätigkeit des Bezirksvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Leipzigs für das Jahr 1912/13, Leipzig 1913, S.32.

116 1913 hatten die freien Gewerkschaften einschließlich des Bergarbeiterverbandes in Sachsen rund 400.000 Mitglieder. Siehe Klaus Schönhoven, Die regionale Ausbreitung der deutschen Gewerkschaften im Kaiserreich

schaften verantwortlich, denen sie vorwarf, in ihren Organisationen zu wenig für die sozialdemokratische Presse zu werben.¹¹⁷

Tabelle 1: Abonnenten-Mitglieder-Relation in Sachsen 1907–1914

Jahr	Abonnenten	SPD-Mitglieder	Differenz in Prozent
1907	176.500	76.959	120,7
1909	161.370	89.642	80,0
1911	183.781	120.548	52,5
1914	215.428	177.655	21,3

Quelle: Handbuch sozialdemokratischer Landesparteitage ..., a.a.O. (Anm.77), S.85 und S.63.

Zusammen mit den Parteizeitungen entstanden neue Druck- und Verlagsunternehmen der SPD. Fast alle Gründungen erfolgten unabhängig von Beschlüssen der Parteileitung in Berlin auf Initiative der örtlichen Organisationen und einzelner Funktionäre. Als die wichtigsten bildeten sich in Sachsen die „Buchdruckerei und Verlagsanstalt der Leipziger Volkszeitung“¹¹⁸ sowie die Firma „Kaden & Comp.“ in Dresden heraus.¹¹⁹ Geringere Bedeutung hatte der „Volksstimme“-Verlag „Landgraf & Co.“ in Chemnitz.¹²⁰ Die Mehrzahl der Parteifirmen waren Genossenschaften, weil das sächsische Genossenschaftsrecht eine Beschränkung der Eigentümerhaftung zuließ.¹²¹ Seit 1908 wurde in Sachsen keine einzige SPD-Zeitung mehr in Fremderstellung gedruckt.¹²²

Die Parteibetriebe in den drei sächsischen Großstädten erwiesen sich aufgrund der hohen Abonnentenzahlen ihrer Blätter als gesunde Unternehmen,¹²³ wobei Kaden & Comp. und die Leipziger Buchdruckerei von Beginn an nicht nur als Zeitungsverlage fungierten. Letztere veröffentlichte unter anderem die in der „Leipziger Volkszeitung“ gedruckten Aufsätze Rosa Luxemburgs zur Kritik an Bernstein als Broschüre unter dem Titel „Sozialreform oder Revolution?“. ¹²⁴ In den beiden Parteiverlagen erschienen im Laufe der Jahre zahlreiche preiswerte Bücher und Broschüren für die Parteiarbeit und zu Fragen der Tagespolitik, die der politischen Information und Agitation dienten.

[Forts. Anm.116] 1890–1918, in: Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, a.a.O. (Anm.7), S.345–378; hier: S.364 und S.347.

117 Siehe Geschäftsbericht des Bezirksvorstandes Zwickau ..., a.a.O. (Anm.113), S.17.

118 Hier trat Julius Motteler zum letzten Mal als Verleger in Erscheinung. Seit seiner Rückkehr aus dem Londoner Exil 1901 und bis zu seinem Tod 1907, in der Zeit also, in der Mehring Chefredakteur der LVZ war, leitete er die Leipziger Buchdruckerei. Siehe MGS, Bd.4, a.a.O. (Anm.67), S.500.

119 Die 1898 gegründete Genossenschaft trug den Namen ihres Mitinhabers, des Dresdner SPD-Funktionärs August Kaden, der seit 1890 die SAZ herausgab. Siehe Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete ..., a.a.O. (Anm.6), S.139.

120 Die Genossenschaft bestand seit 1891 und wurde bis 1920 von dem SPD-Funktionär Emil Landgraf geleitet. Siehe Jahresbericht 1928 der Sozialdemokratischen Bezirksorganisation Chemnitz-Erzgebirge, o.O. o.J. [Chemnitz 1929], S.14.

121 Siehe August Bebel, Aus meinem Leben, T.2, a.a.O. (Anm.23), S.233.

122 In ganz Deutschland wurden 1913 noch sieben von neunzig SPD-Zeitungen in privaten Druckereien hergestellt. Siehe Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitag. Abgehalten in Jena vom 14. bis 20. September 1913, Berlin 1913, Berlin 1913, S.28.

123 Kaden & Comp. konnte 1908 müheelos 200.000 Mark in die Errichtung eines Zweigbetriebes in Zittau investieren, in dem die neue Zittauer Volkszeitung hergestellt wurde. Siehe Protokoll SPD-Parteitag Nürnberg 1908, a.a.O. (Anm.97), S.50. 1911 bezog die Firma Landgraf & Co. im Stadtzentrum von Chemnitz ein repräsentatives Druck- und Verlagshaus. Siehe Das neue Heim der Volksstimme, a.a.O. (Anm.110), S.15.

124 Abgedruckt in: LGW, a.a.O. (Anm.92), Bd.1.1., S.373–466.

Krise und Erneuerung — die Rolle der USPD

Nach Jahren des Ausbaus und der Konsolidierung geriet die sozialdemokratische Presse mit Beginn des Ersten Weltkriegs in große ökonomische und organisatorische Schwierigkeiten. Sinkende Einnahmen durch Abonnentenverluste,¹²⁵ steigende Produktionskosten und Papierknappheit machten es notwendig, den Umfang der Blätter zu reduzieren. Durch die Einberufung von Redakteuren und Verlagsangestellten zum Militär verloren die Parteibetriebe erfahrene Mitarbeiter.¹²⁶ Doch die Krise der SPD-Presse war vor allem politischer Natur. Einzelne Zeitungen wie die „Volksstimme“ artikulierten einen Hurrapatriotismus, der selbst dem gemäßigten Landesvorstand der sächsischen SPD gefährlich vorkam.¹²⁷ Da die Militäzensur auch in Sachsen zunächst verhinderte, daß die Differenzen in der SPD über das Burgfriedensangebot und die Bewilligung der Kriegskredite in der sozialdemokratischen Presse offen zur Sprache kamen, wurden die Gegensätze zwischen der Parteirechten und dem linken Zentrum in der Öffentlichkeit erst Mitte 1915 deutlicher erkennbar.¹²⁸ In dem Maße, wie die Zeitungen und Zeitschriften den parteiinternen Streit zum Ausdruck brachten, setzte vor allem um die Organe der linken Opposition ein Machtkampf ein.

Mit dem Ausschluß von Hugo Haase und 17 weiteren Abgeordneten aus der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion im März 1916 spitzten sich die Auseinandersetzungen in der Presse und über sie zu. Nicht allein um den vorstandskritischen „Vorwärts“ entbrannte der Kampf mit aller Schärfe. Auch in der Provinzpresse wollte der Parteivorstand abweichende Stimmen nicht länger dulden. Anfang April wurden zwei oppositionelle Redakteure in Duisburg gegen den Protest der örtlichen Parteiorganisation und des Bezirksvorstandes Mittelrhein entlassen. Die „Leipziger Volkszeitung“ prangerte diesen Vorgang als „Vergewaltigung einer ganzen Parteimitgliedschaft durch den Parteivorstand Kraft seiner Finanzmacht“¹²⁹ an, forderte die Linke aber zugleich auf, in der Partei zu bleiben, um deren Politik zu ändern.

Im Februar 1917 zerbrach die Sozialdemokratische Partei in Sachsen endgültig.¹³⁰ Obwohl die Opposition gegen den Krieg und die Politik der Parteiführung in der sächsischen SPD Einfluß besaß,¹³¹ konnte sie im Zuge der Parteispaltung 1917 nur eines der vier Bezirksorgane

125 Die Zahl der Abonnenten der sächsischen SPD-Presse fiel bis April 1916 um 30 Prozent auf 151.642. Siehe Bericht des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Sachsens auf das Geschäftsjahr 1915/16, in: Protokoll über die Verhandlungen der Landesversammlung der Sozialdemokratischen Partei Sachsens. Abgehalten am 10. und 11. Juni 1918 in Dresden, Dresden 1918, S.91f.; zur Abonnentenentwicklung im Reich vgl. die Angaben des Parteivorstandes auf der Sitzung des Parteiausschusses im Januar 1916, in: Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921, a.a.O. (Anm.100), Bd.1, S.230.

126 Während Frauen in anderen Bereichen der Arbeiterbewegung verstärkt Verantwortung übernahmen, wurden sie nicht für die vakanten Redaktionsposten herangezogen. Vgl. auch Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur. Die sozialdemokratische Presse von 1914 bis 1933, Düsseldorf 1958, S.185.

127 Siehe etwa VS, Nr.230 vom 5.10.1914, S.1, und Nr.235 vom 10.10.1914, S.1; vgl. Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.619.

128 Bedeutsam war insbesondere der Artikel „Das Gebot der Stunde“ von Eduard Bernstein, Hugo Haase und Karl Kautsky in der LVZ. Er löste im Bezirk Leipzig heftige Diskussionen aus und half der Opposition hier, sich gegen den Kurs des Parteivorstandes zu formieren. Die LVZ wurde wegen dieses Artikels für zehn Tage von den Militärbehörden verboten. Siehe LVZ, Nr.139 vom 19.6.1915, S.1; vgl. Bericht über die Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei im Bezirk Leipzig seit der Spaltung 1917, Leipzig 1921, S.10.

129 LVZ, Nr.79 vom 5.4.1916. Im ersten Halbjahr 1916 traten in der sächsischen SPD-Presse „grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten“ zu Tage. Vgl. Bericht des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Sachsens auf das Geschäftsjahr 1915/16, in: Protokoll Landesversammlung SPD Sachsen 1918, a.a.O. (Anm.125), S.91.

130 Vgl. die Berichte aus der Parteiorganisation, in: LVZ, Nr.33 vom 9.2.1917, S.3.

131 Die Vorsitzenden der großen Bezirke Dresden und Leipzig, Hermann Fleißner und Richard Lipinski (1867–1936), standen auf seiten der Opposition um Haase und Ledebour und waren ab 1917 führend in der sächsischen USPD.

und zwei Kopfblätter an sich bringen.¹³² Allein im SPD-Bezirk Leipzig und in der Wahlkreisorganisation Pirna (Bezirk Dresden) gewann die Linke sowohl die Mehrheit der Mitglieder als auch den hauptamtlichen Apparat und fast alle Funktionäre für die neue Partei.¹³³ Der „Leipziger Volkszeitung“ durfte sich die Linke unter den gegebenen Kräfteverhältnissen relativ sicher sein,¹³⁴ weil der Verlag die Rechtsform einer Aktiengesellschaft besaß und dadurch besser als die genossenschaftlich oder als GmbH organisierten Parteiunternehmen vor dem Zugriff des SPD-Vorstandes geschützt war.¹³⁵ „Volksstimme“, „Dresdner Volkszeitung“ und „Sächsisches Volksblatt“ (Zwickau) dagegen blieben zusammen mit den parteieigenen Druckereien, den Mehrheiten in ihren Bezirken entsprechend, in der Hand der Parteirechten. Während die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) in Nordwestsachsen durch die „Leipziger Volkszeitung“ und deren Muldentaler Lokalausgabe publizistisch stark genug präsent war, mußte sie in Ostsachsen, im Erzgebirge und im Vogtland darangehen, neue Zeitungen und Verlage aufzubauen.

Kurz nachdem sich die USPD im April 1917 in Gotha konstituiert hatte, erfolgte in Dresden die erste Zeitungsneugründung der Partei in Sachsen.¹³⁶ Seit Ende 1919 erschien die „Unabhängige Volkszeitung“ in zwei Regionalausgaben für Dresden und Ostsachsen. Schriftleiter wurde der langjährige Vorsitzende der SPD-Bezirks Dresden und ehemalige DVZ-Redakteur Hermann Fleißner.¹³⁷ Die mehrheitssozialistische DVZ aus der Position der führenden Arbeiterzeitung in der Landeshauptstadt zu verdrängen, gelang dem USPD-Blatt nicht, weil die Dresdner Organisation der USPD zu schwach blieb. Im Bezirk Chemnitz, wo die Spartakus-Gruppe die Partei dominierte, gab die USPD ab September 1918 ein eigenes Blatt mit dem Titel „Der Kämpfer“ heraus, später die „Chemnitzer Volkszeitung“.¹³⁸ Mit Jahresbeginn 1919 kam in Plauen die „Volkszeitung für Südwestsachsen“ hinzu.¹³⁹ In Zittau, dem kleinsten

132 Neben der LVZ waren das die *Volkszeitung für das Muldental*, die in Leipzig erschien, und die in Dresden gedruckte *Pirnaer Volkszeitung*. Siehe Bericht des Landesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei Sachsens auf das Geschäftsjahr 1916/17, in: Protokoll Landesversammlung SPD Sachsen 1918, a.a.O. (Anm.125), S.151; Protokoll über die Verhandlungen der außerordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens. Abgehalten am 10. und 11. August 1919 im Volkshaus zu Leipzig, Leipzig 1919, S.9; vgl. auch Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur ..., a.a.O. (Anm.126), S.99.

133 Siehe Bericht über die Entwicklung ..., a.a.O. (Anm.128), S.11f.; Ernst Lorenz, 5 Jahre Dresdner USPD. Eine rückschauende Betrachtung anläßlich des fünfjährigen Bestehens der Partei, Dresden o.J. [1922], S.51.

134 Die oppositionelle Leipziger Parteiorganisation setzte 1916/17 auch durch, daß die Redakteure, die den Parteivorstand unterstützten, aus der LVZ ausschieden. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.151.

135 Vgl. auch a.a.O., S.24.

136 Siehe Ernst Lorenz, a.a.O. (Anm.133), S.52. Nach Kriegsende wurde in Dresden eine parteieigene Genossenschaftsdruckerei eröffnet, die fortan das Dresdner USPD-Blatt herstellte. Siehe LVZ, Nr.145 vom 24.6.1921, 3. Beilage.

137 Kurzbiographie Hermann Fleißner (1865–1939): geb. 16.6.1865; gelernter Tischler, seit 1900 Parteiredakteur. Ab 1884 Sozialdemokrat, von 1904 bis 1917 Vorsitzender des SPD-Bezirks Dresden, 1913 bis 1917 Mitglied des SPD-Parteiausschusses, seit der Parteispaltung bis 1920 USPD-Bezirksvorsitzender. DVZ-Redakteur bis 1917, dann der Unabhängigen Volkszeitung (Dresden). 1909 Wahl in die II. Kammer des Sächsischen Landtags, vom 15.11.1918 bis 15.1.1919 Mitglied der sächsischen Revolutionsregierung. 1919/20 Volkskammerabgeordneter, von Dezember 1920 bis Januar 1924 Volksbildungsminister, zweimal (1927 und 1929) Kandidat der SPD für das Amt des sächsischen Ministerpräsidenten. 1925 auf dem Heidelberger Parteitag der SPD Kandidat der Linken für den Parteivorstand. 1920 bis Juni 1933 MdR (Wahlkreis Dresden-Bautzen). Ab März 1933 mehrere Monate Haft im Dresdner Polizeigefängnis, nach der Freilassung unter Polizeiaufsicht. Gestorben 20.4.1939 in Berlin. Siehe Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete ..., a.a.O. (Anm.6), S.97.

138 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.2, S.882. Im März 1919 ging *Der Kämpfer* an die KPD verloren, da die Unabhängigen in Chemnitz und Burgstädt unter Führung von Fritz Heckert fast geschlossen zur KPD übertraten. Die USPD mußte sich im Bezirk Chemnitz neu konstituieren und gründete in diesem Zusammenhang die *Chemnitzer Volkszeitung*, ein Kopfblatt der LVZ. Protokoll Landesversammlung USP Sachsen 1919, a.a.O. (Anm.132), S.12, 36; LVZ Nr.145 vom 24.6.1921, 3. Beilage.

139 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1855

der fünf sächsischen Parteibezirke, erschien seit Herbst 1920 dreimal wöchentlich die „Wahrheit“.¹⁴⁰ Damit verfügte die USPD in allen Kreishauptmannschaften (Regierungsbezirken) des Freistaats über eigene Zeitungen, insgesamt sieben, davon fünf Tageszeitungen.¹⁴¹ Der im Ganzen erfolgreiche Ausbau der parteieigenen Presse unterstrich die Stärke der USPD in Sachsen, die hier die SPD 1920 nach Mitgliedern und Wählern übertreffen konnte und kurzzeitig „Mehrheitspartei“ wurde.¹⁴²

Die von der alten SPD übernommene „Leipziger Volkszeitung“ war das bei weitem bedeutendste Blatt der USPD. Seit langem vertrat sie linkssozialdemokratische Positionen. Sie besaß eine „überregionale Bedeutung [. . .], die sich im Krieg noch steigerte und nach dem ‚Vorwärts-Raub‘ ihren Höhepunkt erreichte.“¹⁴³ 1920 erzielte sie eine Auflage von 90.000 Stück und damit die größte Verbreitung in ihrer fast vierzigjährigen Geschichte.¹⁴⁴ Politisch war sie wichtigste Tageszeitung der USPD, ohne allerdings formell Zentralorgan zu sein.¹⁴⁵ Faktisch war sie das Organ der sächsischen Parteileitung, da der Leipziger Bezirksvorstand, der sie kontrollierte, auch als Landesvorstand der USPD fungierte.¹⁴⁶ Mehrmals wurde die LVZ in den Anfangsjahren der Weimarer Republik verboten bzw. der Zensur unterstellt. Im Mai und Juni 1919 durfte sie einige Tage lang nicht erscheinen, weil die USPD den militärischen Belagerungszustand nicht respektierte, den die Regierung in Dresden am 13. April nach der Ermordung des sächsischen Ministers Neuring (SPD) über Sachsen verhängt hatte.¹⁴⁷ Scharf protestierte die LVZ gegen jede Zensur.¹⁴⁸ Nach den blutigen Zusammenstößen, die sich Mitte Januar 1920 anlässlich der Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes in Berlin ereigneten, erließ der Militärbefehlshaber General Maercker erneut ein Verbot der LVZ, diesmal für die Dauer von einem Monat.¹⁴⁹ In seiner Begründung, aus der ein ungebrochenes Obrigkeitsdenken sprach, erklärte Maercker, es sei mit der „Sicherheit des Reiches“ unvereinbar, „... wenn planmäßig und bewußt in einem Blatt mit großem Leserkreis alles, was von der Regierung oder ihren amtlichen Vertretern und sonstigen Organen geschieht, herabgewürdigt wird [. . .]. Diesem Treiben muß endlich ein Ende gemacht werden, und es kann nach Lage der Dinge nur durch das Verbot des Druckes, des Verlags und Vertriebs der ‚Leipziger Volkszeitung‘, und zwar in jeder Erscheinungsform, geschehen.“¹⁵⁰

140 Siehe Bericht des Landesvorstandes der USP Sachsens, in: Protokoll über die Verhandlungen der ordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens. Abgehalten am 9. und 10. Juli 1921 im Volkshaus zu Leipzig, Leipzig o.J. [1921], S.14f.

141 Die *Chemnitzer Volkszeitung* und die *Volkszeitung für das Muldental* waren Kopfbblätter.

142 Am 1.4.1920 zählte die USPD in Sachsen 90.000 Mitglieder gegenüber 80.000 Rechtssozialisten. Im folgenden Quartal wuchs die USPD-Mitgliedschaft um weitere 20 Prozent auf 109.239 am 1.7.1920. Bei den Reichstagswahlen im Juni 1920 wurde die USPD in Sachsen stärkste Partei mit 25,3 Prozent der abgegebenen Stimmen, knapp vor der SPD mit 24,2 Prozent. *LVZ*, Nr.145 vom 24.6.1920, 3. Beilage; Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitag. Abgehalten in Görlitz vom 18. bis 24. September 1921, Berlin 1921, S.11; Protokoll der Landesversammlung der USP Sachsens ..., a.a.O. (Anm.140), S.8; Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen, 44. Ausgabe [1918/20], Dresden 1921, S.424–426.

143 Susanne Miller, Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1974, S.173.

144 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.151.

145 Unter den Parteizeitungen der USPD gab es keine, die offizielles Verlautbarungsorgan der Parteileitung war. Wegen des *Vorwärts*-Konflikts argumentierte Kautsky, die Existenz eines Zentralorgans widerspreche dem Grundsatz der innerparteilichen Demokratie. Auch die spätere *Freiheit* war nur das Organ der Berliner USPD. Siehe Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur, a.a.O. (Anm.126), S.96.

146 Siehe Protokoll der außerordentlichen Landesversammlung der USP Sachsens 1919, a.a.O. (Anm.132), S.134.

147 Siehe *VS*, Nr. 134 vom 14.6.1919, 2. Beilage; Walter Fabian, a.a.O. (Anm.4), S.70.

148 Siehe Kurt Koszyk, Deutsche Presse 1914–1945, a.a.O. (Anm.32), S.59.

149 Auch die anderen USPD-Zeitungen in Sachsen wurden von den jeweiligen Militärbefehlshabern für einige Zeit verboten.

150 Zitiert nach Fabian, a.a.O. (Anm.4), S.76f.

Die USPD-Zeitungen trugen der innerparteilichen Meinungsvielfalt teilweise besser Rechnung als die Presse der alten SPD. Über den Beitritt zur Kommunistischen Internationale (KI) wurde in den Spalten der „Leipziger Volkszeitung“ offen gestritten; die Befürworter kamen noch kurz vor dem Parteitag der USPD Mitte Oktober 1920 in Halle zu Wort,¹⁵¹ obwohl Redaktion und Bezirksvorstand die Bedingungen für die Vereinigung mit der KPD ablehnten. Das in der USPD verbreitete Mißtrauen gegen zentralistische Strukturen¹⁵² hatte die Leipziger Redakteure bereits 1917 veranlaßt, das interne Regime ihres Blattes zu ändern. Die Chefredaktion wurde abgeschafft und durch eine kollektive Redaktionsleitung ersetzt,¹⁵³ wobei die nach außen erforderliche presserechtliche Verantwortung rotierte.¹⁵⁴ Diese für die SPD-Presse untypische, demokratische Redaktionsverfassung blieb in Leipzig bis zum Ende der Weimarer Republik erhalten.¹⁵⁵ Als sich die USPD im Herbst 1920 spaltete, ging mit der USPD-Linken auch eine Reihe von Zeitungen an die KPD. Nicht jedoch in Sachsen: Hier behielt die Rest-Partei die Kontrolle über alle ihre Presseorgane.¹⁵⁶

Die Redaktionen verurteilten sämtlich den Beschluß des Parteitags in Halle, der KI beizutreten. „Nicht zuletzt der Haltung der Parteipresse ist es zu danken, daß die sächsische Organisation der USP stark und kräftig erhalten blieb.“¹⁵⁷ Während die finanzielle Situation der Partei insgesamt 1921/22 immer hoffnungsloser wurde, standen sich ihre Betriebe in Leipzig und Plauen noch vergleichsweise gut.¹⁵⁸ Allerdings sah sich die USPD im Herbst 1921 gezwungen, ihre Zeitung in Chemnitz einzustellen,¹⁵⁹ weil diese zwischen der nach links tendierenden mehrheitssozialdemokratischen „Volksstimme“ und dem relativ starken örtlichen Organ der KPD kein eigenes politisches Profil gewinnen konnte.¹⁶⁰

Zur führenden rechtssozialdemokratischen Zeitung in Sachsen entwickelte sich unter der Leitung von Robert Grötzsch¹⁶¹ die „Dresdner Volkszeitung“, das Organ des SPD-Bezirksverbandes Dresden.¹⁶² Dafür gab es mehrere Gründe. Zum einen war der Bezirk seit der Partei-

151 Siehe den Artikel von Walter Stoecker, Unsere Partei und die 3. Internationale, in: *LVZ*, Nr.186 vom 14.9.1920, S.2.

152 Siehe Robert F. Wheeler, USPD und Internationale. Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt/M., Berlin und Wien, 1975, Vorwort, S.III.

153 Siehe Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur ..., a.a.O. (Anm.126), S.247.

154 Zu USPD-Zeiten wechselten die Verantwortlichen alle drei Monate.

155 Nachdem es in den zwanziger Jahren in der Redaktion sowie zwischen dieser und der Pressekommission und dem Bezirksvorstand zahlreiche Konflikte gegeben hatte, versuchten 1932 die Leipziger SPD-Bezirks- und Unterbezirksvorsitzenden, Lipinski und Liebmann, eine Neuordnung durchzusetzen und Alexander Schiffrin als Chefredakteur zu installieren. Das Vorhaben wurde nicht mehr verwirklicht. Siehe Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur ..., a.a.O. (Anm.126), S.247f.

156 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.34; vgl. auch Ernst Lorenz, a.a.O. (Anm.133), S.58.

157 Bericht des Landesvorstandes der USP Sachsens, in: *LVZ*, Nr.145 vom 24.6.1921, 3. Beilage.

158 Vgl. dazu besonders Robert Wheeler, a.a.O. (Anm.152), S.279. Nur in Dresden brachten die Austritte vieler Mitglieder die Genossenschaftsdruckerei der *Unabhängigen Volkszeitung* vorübergehend in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Dazu trug auch ein Anschlag auf die Druckerei bei, der erheblichen Sachschaden verursachte. Die USPD machte dafür Mitglieder der KPD verantwortlich. Siehe *LVZ*, Nr.145 vom 24.6.1921, 3. Beilage.

159 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1832.

160 Siehe *LVZ*, Nr.145 vom 24.6.1921, 3. Beilage.

161 Kurzbiographie Robert Grötzsch (1882–1946): geb. 10.3.1882 in Naunhof bei Leipzig; gelernter Klempner, seit 1906 Parteiredakteur. 1906 Eintritt in die SAZ-Redaktion, 1919 bis 1933 Chefredakteur der *DVZ*. Teilnehmer der Reichskonferenz der SPD 1920, Parteitagsdelegierter 1925, Verfasser von Satiren und Kinderbüchern. März 1933 Emigration in die Tschechoslowakei, Ausbürgerung am 25.3.1938. Anfang 1938 Flucht nach Paris, 1939 Internierung, Flucht nach Südfrankreich, von dort Anfang 1941 in die USA. Gestorben 6.3.1946 in New York. Siehe Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München und von der Research Foundation for Jewish Immigration New York, 3 Bde, Bd.1 [Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben], München, New York, London und Paris 1980, S.242.

162 Sie verfügte 1922 über eine Auflage von 40.000 Exemplaren. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.III.

spaltung eine Hochburg der Rechtssozialisten; zum anderen gab die Landeshauptstadt nicht selten den Ausschlag für die Entwicklung der Revolution in ganz Sachsen. Die Auffassungen der sächsischen SPD, seit Januar 1919 zunächst allein regierend, dann in Koalitionen mit der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) bzw. ab Ende 1920 mit der USPD die führende Regierungspartei, waren zuallererst der DVZ zu entnehmen. Sie wurde das publizistische Flaggschiff der sächsischen SPD-Rechten, da die „Volksstimme“, bald nachdem Gustav Noske Chemnitz verlassen hatte und Karl Böchel¹⁶³ im April 1919 in die Redaktion eingetreten war, sich nach links öffnete.¹⁶⁴ Erst als sich die politischen Kräfteverhältnisse in der ostsächsischen Parteiorganisation 1923/24 grundlegend änderten, ging auch die DVZ als letztes SPD-Blatt in Sachsen zum linken Parteiflügel über,¹⁶⁵ ohne allerdings die Radikalität der „Leipziger Volkszeitung“ oder gar des „Sächsischen Volksblatts“ zu erreichen.

Profil und Relevanz der Presse nach 1922

Die Vereinigung von SPD und USPD 1922 zur VSPD brachte die Verschmelzung der bis dahin miteinander konkurrierenden Parteizeitungen mit sich. Inhaltlich markierte sie für die sozialdemokratische Presse in Sachsen keine Zäsur. In der Praxis wurden meist die Organe der USPD zugunsten der SPD-Blätter eingestellt, wobei ein Teil der unabhängigen Redakteure in die erweiterten Redaktionen übernommen wurde oder bei anderen Parteiblättern unterkam. Da die USPD seit ihrer Spaltung 1920 gegenüber den Mehrheitssozialisten auch in Sachsen an Boden verloren hatte, überlebten nur die LVZ und ihr Muldentaler Kopfblatt. Die unbedeutende „Freie Presse“ der Leipziger SPD verschwand mit der Vereinigung.¹⁶⁶ In Plauen wurden die „Volkszeitung für Südwestsachsen“ und die rechtssozialistische „Volksstimme“ zusammengelegt, um fortan unter dem Namen „Volkszeitung für das Vogtland“ zu erscheinen.¹⁶⁷ Die großen SPD-Organe „Dresdner Volkszeitung“ und „Volksstimme“ (Chemnitz) behaupteten in der VSPD ihre Position als führende sozialdemokratische Bezirkszeitungen. Die „Leipziger Volkszeitung“ nahm ohne Änderung ihrer politischen Linie weiter den Platz der bedeutendsten sozialdemokratischen Zeitung Mitteldeutschlands ein. Jede Nummer umfaßte den Politikteil auf den beiden ersten Seiten, die festen Rubriken „Sächsische Angelegenheiten“ und die Feuilletonseite. Hinzu kamen einmal in der Woche die Beilage „Für unsere Frauen“ und der Sportteil. Namhafte sozialdemokratische Pädagogen wie Alfred

163 Kurzbiographie Karl Böchel (1884–1946): geb. 15.9.1884 in Koblenz; gelernter Schlosser, Parteiredakteur ab 1913. Mitglied des Deutschen Metallarbeiterverbands (DMV) seit 1905, der SPD seit 1910, Redakteur der *Niederrheinischen Volksstimme* (Duisburg). 1914 bis 1918 Kriegsdienst. Von April 1919 bis 1933 erst Redakteur, dann Chefredakteur der *Volksstimme* in Chemnitz, 1924 bis 1933 Vorsitzender des SPD-Bezirks Chemnitz-Erzgebirge. MdL in Sachsen von 1926 bis August 1933, von 1928 bis 1933 Vorsitzender der Landtagsfraktion und des Landesarbeitsausschusses Sachsen der SPD (Landesvorsitzender). März 1933 kurzzeitig in Haft, am 26.4.1933 Wahl in den SPD-Parteivorstand, Mitte Mai Emigration in die Tschechoslowakei. Wegen Befürwortung der Einheitsfront Anfang 1935 Ausschluß aus dem SoPaDe-Vorstand. 1934 bis 1937 Vorsitzender der „Revolutionären Sozialisten Deutschlands“, 1938 Flucht nach Norwegen. Gestorben 28.2.1946 in Fjellhammer bei Oslo. Siehe Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ..., a.a.O. (Anm.161), Bd.1, S.76; VS, Nr.93 vom 24.4.1919, Beilage.

164 Siehe VS, Nr.120 vom 27.5.1919, Beilage; vgl. auch Protokoll der Sitzung des Parteivorstandes, des Parteiausschusses und der Parteiredakteure am 27. Januar 1920. Abgedruckt in: Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912 bis 1921, a.a.O. (Anm.100), Bd.2, S.761f. und 790f.

165 Dieser allmähliche Kurswechsel erfolgte ohne eine Veränderung in der Chefredaktion. Robert Grötzsch, seit 1919 Nachfolger Gradnauers, leitete die DVZ bis zum Verbot der Zeitung 1933.

166 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.150.

167 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.329. Redakteur war bis 1923 der Fritz Bielgk (1893–1967), der der USPD angehört hatte. 1924 kehrte er nach Plauen zurück und leitete die *Volkszeitung für das Vogtland*, bis er Ende 1927 in die Redaktion der LVZ eintrat.

Braunthal, Arkadij Gurland, Valtin Hartig, Paul Hermberg, Otto Jenssen, Anna und August Siemsen schrieben regelmäßig über Probleme der sozialistischen Arbeiterbildung.¹⁶⁸ Seit 1927 erschien einmal wöchentlich die Beilage „Arbeiter-Bildung“.

Ein eigenes Profil gewann das in Zwickau erscheinende „Sächsisches Volksblatt“. Diese kleinere SPD-Zeitung galt schon, bevor ehemalige USPD-Mitglieder die Parteilinke verstärkten, als ein „Oppositionsblatt“,¹⁶⁹ als ein Organ der Linken in der SPD. Es wurde vom Parteivorstand und der ihm nahestehenden Presse, wie Siegfried Jacobsohn bissig notierte, „beinahe ärger bekämpft und beschimpft [. . .] als die Organe der feindlichen Parteien“.¹⁷⁰ Max Seydewitz,¹⁷¹ von 1920 bis 1931 Chefredakteur, und Walther Victor machten das „Sächsisches Volksblatt“ zur radikalsten Stimme in der sozialdemokratischen Presselandschaft der Weimarer Republik. Der linkssozialdemokratische Anspruch verlangte einen höheren Arbeitseinsatz als in anderen Parteiredaktionen: „Wir mußten Leitartikel und andere Artikel selbst schreiben, weil wir Beiträge aus der Artikelkorrespondenz Friedrich Stampfers und dem ‚Sozialdemokratischen Pressedienst‘ nicht wie parteivorstandsfromme Parteizeitungen einfach übernehmen konnten.“¹⁷² Besonders stolz war man beim „Sächsischen Volksblatt“ auf das lebendige Feuilleton,¹⁷³ zu dem bekannte Schriftsteller beitrugen. Feuilletonredakteur war bis Ende 1931 Walther Victor, den Seydewitz im Sommer 1923 vom „Hamburger Echo“ nach Zwickau geholt hatte.

Die sozialdemokratische Tagespresse überstand die Inflationskrise einigermaßen unbeschadet,¹⁷⁴ wenngleich die Zahl der Leser zurückging. In Sachsen verfügte die SPD Anfang 1924 über sechs eigenständige Blätter mit sieben Nebenausgaben.¹⁷⁵ Nach der Währungsreform startete sie Kampagnen zur Werbung neuer Abonnenten.¹⁷⁶ An der Struktur der sächsischen SPD-Presse änderte sich kaum etwas. Die Pirnaer „Volkszeitung“ wurde selbständig wie schon vor 1908, ebenso die „Volkszeitung für die Oberlausitz“, die seit 1925 in Löbau in zwei Lokalausgaben¹⁷⁷ gedruckt

168 Siehe etwa LVZ, Nrn.210 vom 8.9.1924, 6 vom 8.1.1927 und 143 vom 21.6.1928.

169 Walther Victor, Kehre wieder über die Berge. Eine Autobiographie, Berlin und Weimar 1982, S.206.

170 Die Weltbühne, Jg.21 (1925), H.43, S.664.

171 Kurzbiographie Max Seydewitz (1892–1987): geb. 19.12.1892 in Forst (Lausitz), gelernter Schriftsetzer, Parteiredakteur seit Dezember 1918. Mitglied der SPD ab 1910, des Buchdruckerverbandes ab 1911. Seit 1913 Wohnsitz in Reichenbach im Vogtland, von 1920 bis 1931 Chefredakteur am Sächsischen Volksblatt in Zwickau, 1922 bis 1931 Vorsitzender des SPD-Bezirks Zwickau. MdR von Mai 1924 bis Juli 1932 in Chemnitz-Zwickau. Herbst 1931 Parteiausschluß, Mitbegründer und Mitvorsitzender der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP). April 1933 Emigration in die Tschechoslowakei, 1934 Übertritt zur KPD. 1945 Rückkehr aus dem schwedischen Exil nach Deutschland, vorübergehend Chefredakteur des theoretischen Organs der SED Einheit und Intendant am Berliner Rundfunk. Von 1947 bis zur Auflösung der Länder in der DDR 1952 Ministerpräsident des Landes Sachsen. 1947 bis 1949 Mitglied des SED-Zentralvorstandes, 1950 politische Degradierung. 1955 bis 1968 Direktor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresdens. Gestorben am 8.2.1987 in Dresden. Siehe Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration ..., a.a.O. (Anm.161), Bd.1, S.690f.

172 Max Seydewitz, Es hat sich gelohnt zu leben. Lebenserinnerungen eines alten Arbeiterfunktionärs, Berlin [Ost], 3. Aufl., 1984, S.73; vgl. auch Walther Victor, a.a.O. (Anm.169), S.208.

173 Victor zitiert in seinen Erinnerungen Siegfried Jacobsohn mit den Worten, das Sächsische Volksblatt habe „das beste Feuilleton der deutschen Arbeiterpresse“. Walter Victor, a.a.O. (Anm.169), S.223; vgl. fast gleichlautend Max Seydewitz, a.a.O. (Anm.172), S.70. Dem generellen Verweis auf die Weltbühne fehlt allerdings bei beiden die exakte Quellenangabe.

174 Vgl. Heinrich August Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin und Bonn 1985, S.319.

175 Verlagsorte waren Chemnitz, Dresden, Leipzig, Meißen, Plauen und Zwickau. Als Kopfblätter erschienen 1924 die Organe in Freiberg, Freital (gegründet 1920), Pirna und Zittau sowie die Volkszeitungen für das Muldental, für die Oberlausitz und für das Erzgebirge. Sie übernahmen den überregionalen Teil von den größeren Redaktionen der DVZ, der LVZ oder der VS. Siehe Handbuch für die Ortsvereine. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Berlin 1924, S.115. Insgesamt gab es 1924 im Deutschen Reich 169 SPD-Zeitungen. Siehe Protokoll Sozialdemokratischer Parteitag vom 11. bis 16. Juni 1924 in Berlin, Berlin 1924, S.31.

176 Siehe DVZ, Nr.28 vom 2.2.1924, S.5.

177 Eine Ausgabe erschien für die Stadt Löbau, eine weitere für die Amtshauptmannschaften Bautzen und Kamenz. Die Ausgabe für die Amtshauptmannschaften Löbau und Zittau ersetzte die Zittauer Volkszeitung. Die Schriftleitung hatte seit Herbst 1927 Richard Kleineibst (1886–1976), der von der Volksstimme nach Löbau wechselte.

wurde. Hauptorgane der sächsischen SPD-Bezirke waren die „Leipziger Volkszeitung“ (Bezirk Leipzig), die „Volksstimme“ (Chemnitz-Erzgebirge), die „Dresdner Volkszeitung“ (Dresden) und das „Sächsische Volksblatt“ (Zwickau). In der Kreishauptmannschaft Zwickau existierte eine zweite Parteizeitung mit eigener Politikredaktion in Plauen. In den Jahren der relativen politischen und ökonomischen Stabilisierung der Weimarer Republik gab die SPD in Sachsen insgesamt zwölf Zeitungen heraus, darunter vier Kopfblätter.¹⁷⁸ Sieht man von 1920/21 einmal ab, so erreichten sie Ende der zwanziger Jahre ihre höchsten Auflagezahlen.¹⁷⁹

Tabelle 2: Auflagenzahlen sächsischer SPD-Zeitungen (Zahlen in Klammern sind Jahresangaben)

Volksstimme (einschließlich Erzgebirgische Volksstimme)	45.000	(1931)
Dresdner Volkszeitung	42.000	(1928)
Leipziger Volkszeitung	40.000	(1928)
Sächsisches Volksblatt	26.000	(1929)
Volkszeitung für das Vogtland	18.000	(1928)

Quelle: Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch 1928, a.a.O. (Anm. 78), S.514ff; Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.65ff.

Wie schon 1914 rangierten „Volksstimme“, „Dresdner Volkszeitung“ und „Leipziger Volkszeitung“, wenn auch mit einer um fünf- bis zehntausend geringeren Abonnentenzahl, unter den fünf bis sechs auflagenstärksten Blättern der SPD.¹⁸⁰ Ende der zwanziger Jahre druckten die sächsischen SPD-Verlage täglich ungefähr 225.000 Zeitungsexemplare,¹⁸¹ etwas mehr als vor dem Krieg. Fast ein Fünftel der gesamten sozialdemokratischen Tageszeitungsaufgabe erschien in Sachsen.¹⁸² Hier war die SPD-Presse im Verhältnis zur Mitgliederzahl überdurchschnittlich weit verbreitet. Auf zehn Sozialdemokraten kamen 16 Abonnements, in Deutschland (ohne Sachsen) dagegen nur elf.¹⁸³ Anders gesagt: Wenn überall derselbe Prozentsatz von SPD-Mitgliedern auf die eigene Parteipresse abonniert war, dann wurde sie in Sachsen von verhältnismäßig mehr Nichtmitgliedern gelesen als anderswo. Ende der zwanziger Jahre war die sächsische SPD-Presse mehr als in den beiden letzten Vorkriegsjahren auch außerhalb der Mitgliedschaft wirksam.

[Forts.Anm.177] 1931 schloß er sich der Sozialistischen Arbeiterpartei an und redigierte ihr Zentralorgan. Siehe Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim 1965, S.172.

178 Die Sozialdemokratische Parteipresse im Geschäftsjahr 1928, berichtet von der Konzentration AG, Berlin o.J. [1929], S.13–30; Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.311–335.

179 Siehe Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur ..., a.a.O. (Anm.126), S.177.

180 Nur der Berliner *Vorwärts* und das *Hamburger Echo* (letzteres mit einer Auflage von 60.000) hatten höhere Auflagen. Die *Volksstimme* in Frankfurt am Main erschien 1930 in 40.000 Exemplaren. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.133 und S.121.

181 Angaben zur Auflagenhöhe der einzelnen Blätter finden sich in Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch, 54. Ausgabe, a.a.O. (Anm.78), S.512ff, im Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.311ff, sowie bei Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld a.a.O., (Anm.126), S.65ff. Die bei Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld für die *Freitaler Volkszeitung* genannte Auflage von 42.000 ist unzutreffend; 1928 hatte das DVZ-Kopfblatt 9.000 Abonnenten. Vgl. Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch 1928, a.a.O. (Anm.78), S.516. Die Berechnung der Gesamtauflage der sächsischen SPD-Tageszeitungen steht darüber hinaus vor dem Problem, daß sich die Einzelangaben nicht alle auf das selbe Jahr beziehen. Schließlich ist nicht völlig auszuschließen, daß einzelne Parteiverlage überhöhte Angaben machten.

182 Reichsweit gab die SPD 1929 202 Tageszeitungen heraus, die zusammen 1,25 Millionen Abonnenten hatten. Vgl. Jahrbuch der SPD für 1929. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Berlin o.J. [1930], S.282; Protokoll Sozialdemokratischer Parteitag vom 26. bis 31. Mai 1929 in Magdeburg, Berlin 1929, S.48.

183 Die sächsischen SPD-Bezirke stellten mit 138.450 von 1.037.000 knapp ein Siebtel aller SPD-Mitglieder. Jahrbuch der SPD für 1930. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Berlin o.J. [1931], S.201.

Auch mit Blick auf das Verhältnis von Zeitungsabonnenten zur Bevölkerungszahl oder zu den SPD-Wählern zeigt sich, daß die sächsische Sozialdemokratie eine vergleichsweise hohe Zeitungsdichte erreichte. Von tausend Einwohnern hatten 45 ein SPD-Blatt abonniert, ein zweieinhalbmal so großer Anteil wie in den anderen deutschen Ländern zusammen,¹⁸⁴ wobei die Zahl der Leser die der Abonnenten überstieg. Wenn wir annehmen, daß ein Exemplar im Durchschnitt von zwei Erwachsenen gelesen wurde, so informierte sich jeder achte sächsische Wahlberechtigte aus der sozialdemokratischen Tagespresse; etwa ein Viertel der SPD-Wähler bezog die örtliche Parteizeitung.¹⁸⁵ Der Leserkreis der sozialdemokratischen „Arbeiterpresse“, der nie rein proletarisch gewesen war, umfaßte mehr Angestellte als vor 1914 und erstmals auch Beamte. Dennoch dominierten weiterhin eindeutig Arbeiter aus Industrie und Handwerk die soziale Zusammensetzung der Leserschaft.¹⁸⁶

Bürgerliche Presse, Gewerkschaftszeitungen, KPD-Organ

Die Publizistik der SPD hatte politische Gegner und geschäftliche Konkurrenten. Zwar blieb Sachsen bis zum Ende der Weimarer Republik eine Hochburg der „Arbeiterpresse“, aber die Hegemonie der nicht-sozialistischen Publizistik brechen konnten Sozialdemokratie und Gewerkschaften trotz aller Erfolge nicht. Im folgenden sollen einige quantitative Vergleiche für die Endphase der Weimarer Republik angestellt werden.

Die SPD besaß von den über zweihundert in Sachsen nachgewiesenen Tageszeitungen¹⁸⁷ zwölf, die KPD vier. Unter den fünf auflagenstärksten Blättern rangierte Ende der zwanziger Jahre kein Organ der sozialistischen Linken.¹⁸⁸ Als das renommierteste bürgerliche Blatt der Landeshauptstadt galten die „Dresdner Neuesten Nachrichten“, die zum Generalanzeiger-Konzern des der DDP nahestehenden Verlegers Wolfgang Huck gehörten.¹⁸⁹ In der Messestadt waren die 1861 gegründeten nationalliberalen „Leipziger Neuesten Nachrichten“,¹⁹⁰ die nach 1918 zur Deutschen Volkspartei (DVP) tendierten, die einflußreichste Zeitung. Links davon profilierten sich die „Leipziger Zeitung“, die sich zur DDP bekannte,¹⁹¹ und seit 1921 die linksbürgerliche „Neue Leipziger Zeitung“. Ein großer, jedoch schwer feststellbarer Teil der sächsischen Provinzpresse, die sich als „rechts unabhängig“, „unpolitisch“ oder „vaterländisch“ deklarierte, stand durch den Bezug von Matern- und Bilderdiensten, vielfach auch aufgrund der Besitzverhältnisse, im Lager Hugenbergs und der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP).¹⁹²

184 Bevölkerungszahlen nach: Statistisches Jahrbuch Sachsen, 46. Ausgabe, a.a.O. (Anm.13), S.7; Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1927, a.a.O. (Anm.16), S.2f.

185 Bei den sächsischen Landtagswahlen 1929 waren dreieinhalb Millionen Menschen wahlberechtigt; die SPD gewann 922.932 Stimmen. Vgl. Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen, 48. Ausgabe [1929], Dresden 1930, S.304f.

186 Allerdings differenzierten nur wenige Redaktionen ihren Leserkreis nach Arbeitern, Angestellten und Beamten, wobei auch diese Angaben nicht als völlig zuverlässig gelten können. Die *Volkszeitung* in Pirna meldete einen Arbeiteranteil von 75 Prozent (exklusive 4 Prozent Landwirtschaft), das *Sächsische Volksblatt* in Zwickau einen von 74 Prozent. Zum Vergleich: Die Leser der Parteizeitungen in Frankfurt/Main und Dortmund waren zu 83 beziehungsweise 70 Prozent Arbeiter. Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.329, S.335, S.169 und S.293.

187 A.a.O. (Anm.98), S.39*.

188 Die *Leipziger Neuesten Nachrichten*, die *Neue Leipziger Zeitung* und die *Dresdner Neuesten Nachrichten* hatten Druckauflagen von 100.000 Exemplaren und darüber. Siehe Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch 1928, a.a.O. (Anm.78), S.514–518.

189 Siehe Gert Hagelweide, *Deutsche Zeitungsbestände in Bibliotheken und Archiven*, Düsseldorf 1974, S.119; Kurt Koszyk, *Deutsche Presse 1914–1945*, a.a.O. (Anm.32), S.259. Geschäftspartner Hucks im Verlag der *Dresdner Neuesten Nachrichten* waren die jüdischen Brüder Wolff. Siehe a.a.O., S.396.

190 Das Blatt war 1861 unter dem Titel *Leipziger Nachrichten* gegründet worden. Vgl. Gert Hagelweide, a.a.O. (Anm.189), S.219. Zu ihrem politischen Standort vgl. auch Kurt Koszyk, *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert*, a.a.O. (Anm.19), S.263; sowie ders., *Deutsche Presse 1914–1945*, a.a.O. (Anm.32), S.173 und S.279.

191 Zum politischen Standort dieser Zeitungen vgl. Kurt Koszyk, *Deutsche Presse 1914–1945*, a.a.O. (Anm.32), S.265–268.

192 Zum Hugenberg-Konzern vgl. a.a.O., S.220–242.

Die Gesamtauflage der bürgerlichen Tagespresse in Sachsen ist nicht exakt zu beziffern; 1931 wurden von einhundert konservativen und bürgerlich-liberalen Blättern täglich rund 1,1 Millionen Exemplare gedruckt.¹⁹³ Der Umfang des redaktionellen Teils fiel bei den Zeitungen der SPD in der Regel geringer aus als bei der bürgerlichen Konkurrenz. DVZ und LVZ erschienen mit zwölf bis vierzehn Seiten. Die sächsische Zeitungslandschaft war politisch extrem polarisiert. Das Deutsche Institut für Zeitungskunde stufte 44 Prozent aller periodischen Druckschriften in Sachsen als rechts (parteionabhängig konservativ, DVP, DNVP, Wirtschaftspartei, NSDAP) orientiert ein.¹⁹⁴ Außer den katholischen Zeitungen spielten auch die linksliberalen Blätter, mit Ausnahme der „Neuen Leipziger Zeitung“, nur eine marginale Rolle.

Die SPD blieb weit davon entfernt, den überwiegenden Teil der in den ADGB-Gewerkschaften organisierten Arbeiter und Angestellten publizistisch zu erreichen. In Sachsen hielt schätzungsweise nur ein Viertel der Gewerkschaftsmitglieder eine Tageszeitung der SPD.¹⁹⁵ Eine Ursache waren die starken Spannungen, die zwischen SPD und Gewerkschaften bestanden. Gereizt reagierte die ADGB-Spitze beispielsweise auf die Kritik der sächsischen Parteipresse an ihrem Vorgehen im Ruhrkampf.¹⁹⁶ Sie verlangte von der LVZ, „die einheitlichen Aktionen der Gewerkschaften nicht zu stören und sich lieber darum zu bemühen, daß die mit großen Mühen und Opfern sowie Erwartungen wiederhergestellte Einheit der sozialdemokratischen Partei nicht von Leuten, die durchaus und unbedingt ihren eigenen Klassenkampf in einem besonderen Schützengraben führen möchten, erneut in Frage gestellt wird.“¹⁹⁷

Mit Beginn des sächsischen Parteikonflikts 1924 verschlechterte sich das politische Klima zwischen Partei und Gewerkschaften im Land dramatisch.¹⁹⁸ Während der ADGB den am 4.1.1924 von der SPD-Landtagsfraktion mit knapper Mehrheit gefaßten Beschluß zugunsten einer Großen Koalition mit DVP und DDP begrüßte und sich personell an ihr beteiligte,¹⁹⁹ lehnte die sächsische SPD die Regierungszusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien entschieden ab. Nur wenige Gewerkschaftsfunktionäre identifizierten sich mit der Haltung der linken SPD-Presse,²⁰⁰ die die Politik der Koalition und der sozialdemokratischen Minister zunehmend angriff.²⁰¹

193 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.311–335. Die Addition ergibt allerdings die Summe von 1,2 Millionen, wobei die Auflage der Nebenausgaben manchmal doppelt angegeben wurden. Nach Auffassung des Deutschen Instituts für Zeitungskunde fiel die Gesamtauflage dadurch um 10 Prozent zu hoch aus. Rund 80 Tageszeitungen des bürgerlichen Lagers nannten mit Rücksicht auf das Anzeigengeschäft ihre Druckauflage nicht. Siehe a.a.O., S.19*f. Die nicht-sozialistische Tagespresse Sachsens druckte schätzungsweise mindestens 1,7 Millionen Exemplare täglich.

194 In Bayern und Preußen lag der Anteil der Rechtspresse mit 24 beziehungsweise 29 Prozent deutlich niedriger. Siehe a.a.O., S.24* und S.39*.

195 Ende 1929 zählten die freien Gewerkschaften im Gebiet des ADGB-Bezirks Sachsen zusammen 749.388 Mitglieder. Vgl. SGZ, Jg.6 (1930), Nr.5, S.2.

196 Siehe LVZ, Nr.22 vom 26.1.1923.

197 Zitiert nach Die Gewerkschaften in den Anfangsjahren der Republik 1919–1923. Hrsg. von Michael Ruck, Köln 1985, S.767f., Anm.18.

198 Vgl. Dietmar Klenke, Die SPD-Linke in der Weimarer Republik. Eine Untersuchung zu den regionalen organisatorischen Grundlagen und zur politischen Praxis und Theoriebildung des linken Flügels der SPD in den Jahren 1922 bis 1932, Münster 1983, S.420–435; zur Kritik weiter Teile der sächsischen Partei an den Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg vgl. Hermann Liebmann, Die Politik der Generalkommission. Ein Sündenregister der Zentralvorstände der Freien Gewerkschaften Deutschlands und ein Wegweiser für die Zukunft, Leipzig 1919.

199 Der 1. Vorsitzende des ADGB-Ortsausschusses Dresden, Elsner, erhielt das Amt des Arbeitsministers.

200 Der Unmut des ADGB richtete sich vor allem gegen die Leipziger Volkszeitung. Siehe LGZ, Jg.6 (1925), Nr.17, Beilage (Bericht der 2. Bezirkskonferenz des ADGB in Sachsen).

201 Siehe etwa LVZ, Nr.134 vom 11.6.1924, S.1; DVZ, Nr.247 vom 21.10.1924, S.5.

Um in dieser Situation seine Auffassungen unabhängig von der Parteipresse öffentlich zum Ausdruck bringen zu können, wurde der ADGB-Bezirksausschuß publizistisch aktiv.²⁰² Seit Mai 1924 gab er den „Leipziger Betriebsrat“²⁰³ unter dem neuen Titel „Leipziger Gewerkschaftszeitung“ (LGZ) heraus, wobei der Vertrieb weiterhin durch den ADGB-Ortsausschuß erfolgte. Wichtiger als diese Umstellung war die Schaffung eines neuen Organs. Anfang Juni 1924 beschloß eine Versammlung der sächsischen ADGB-Ortsausschüsse mit 102 gegen 4 Stimmen die Gründung eines Mitteilungsblatts, und ab 1. Juli erschien zweimal monatlich die „Sächsische Gewerkschaftszeitung“ (SGZ).²⁰⁴ Sie nahm für sich in Anspruch, parteipolitisch neutral zu sein, ließ aber Sympathien für die ASPS erkennen. Der Kurs der SGZ war zwischen SPD und ADGB sowie innerhalb des ADGB heftig umstritten.²⁰⁵ Obwohl sie eine Auflage von immerhin 156.000 Exemplaren erreichte,²⁰⁶ bildete sie schon aufgrund ihrer Erscheinungsweise keine Alternative zur sozialdemokratischen Tagespresse.

Die andere Herausforderung, die der sozialdemokratischen Presse innerhalb der organisierten Arbeiterbewegung erwuchs, jedoch politisch prinzipieller und schärfer als die der Gewerkschaften war, ging von der KPD aus. Allerdings hatten die Kommunisten in Sachsen zunächst nur in der Gegend von Chemnitz einigen Einfluß, wo sie im März 1919 die USPD-Zeitung „Der Kämpfer“ übernahmen.²⁰⁷ Dieses Organ blieb auch nach der Vereinigung mit der USPD-Linken Ende 1920 noch längere Zeit die einzige Tageszeitung der KPD in Sachsen.²⁰⁸ Als die Partei 1923 in den Gewerkschaften und in der Landespolitik zu einem wichtigen Faktor wurde, war der Zeitpunkt für neue Zeitungsprojekte ökonomisch ungünstig. Erst nach dem Ende der Inflationskrise und der Aufhebung des zeitweiligen Parteiverbots 1924 konnte sie ihre Presse ausbauen und in Leipzig und Dresden neue Tageszeitungen herausgeben.²⁰⁹

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre verfügte die KPD in Sachsen über drei eigene Tageszeitungen, die Organe der Parteibezirke Chemnitz-Erzgebirge, Westsachsen und Ostsachsen. In Chemnitz kam „Der Kämpfer“, in Leipzig die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ und in Dresden die „Arbeiterstimme“ heraus.²¹⁰ Ab 1928 erschien ferner täglich eine Regionalausgabe des Chemnitzer Organs für Zwickau, Plauen und das übrige Vogtland mit dem Titel „Das Echo“.²¹¹ Bis zur linksradikalen Wende der KI 1928 wurde ein Teil der sächsischen Bezirkspresse von Kommunisten kontrolliert, die für eine rationale Politik und eine begrenzte Zusammenarbeit mit der SPD eintraten.²¹² In der Weltwirtschaftskrise gründete

202 Die sozialistischen Gewerkschaften in Deutschland waren traditionell weit weniger als die Parteien durch eigene Zeitungen in Erscheinung getreten. Tageszeitungen unterhielten sie überhaupt keine.

203 Diese verbandsübergreifende Funktionärszeitschrift erschien seit Frühjahr 1920 zweimal monatlich. Der ADGB-Ortsausschuß Leipzig hatte sie nach der Verabschiedung des Betriebsrätegesetzes gegründet. Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.1, S.304.

204 Siehe Dietmar Klenke, Die SPD-Linke ..., a.a.O. (Anm.198), S.428 und S.424

205 Vgl. Bericht von der Bezirkskonferenz des ADGB Sachsen, in: LVZ, Nr.60 vom 12.3.1927.

206 Sie wurde in 156.000 Exemplaren gedruckt. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund auf der Presse, a.a.O. (Anm.21), S.7.

207 Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.2, S.882. Der Kämpfer hatte 1919 eine Auflage von 14.000 Exemplaren. Siehe Christa Hempel-Küter, Die kommunistische Presse und die Arbeiterkorrespondentenbewegung in der Weimarer Republik. Das Beispiel der Hamburger Volkszeitung, Frankfurt/M., Bern, New York und Paris 1989, S.311.

208 Siehe Bericht über die Verhandlungen des 2. [VII.] Parteitags der KPD vom 22. bis 26. August 1921, Berlin 1922, S.83.

209 Seit 6.9.1924 erschien in Leipzig die *Sächsische Arbeiter-Zeitung* täglich für Westsachsen und das östliche Thüringen. Am 2.4.1925 löste in Dresden die *Arbeiterstimme* als selbständige Tageszeitung das Volksblatt ab, eine Nebenausgabe des *Kämpfers*, die ab Mitte 1924 täglich herauskam. Siehe Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.1, S.88 und S.III, Bd.4, S.1756.

210 Siehe Christa Hempel-Küter, Die kommunistische Presse ..., a.a.O. (Anm.207), S.310ff.

211 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.335.

212 Ende 1928 beziehungsweise Anfang 1929 wurden die Chefredakteure des *Kämpfers* und der *Sächsischen Arbeiter-Zeitung*, die gegen die neue ultralinke Linie opponierten, von ihren Funktionen abgelöst. Siehe Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stabilisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde, Frankfurt/M. 1969, Bd.1, S.208

der 1930 gebildete Bezirk Sachsen der KPD mehrere Wochenzeitungen, um auch die Anhänger weiter anzusprechen, die sich die teurere Tageszeitung nicht mehr leisten konnten.²¹³ Die kommunistischen Bezirkszeitungen in Sachsen hatten eine im Vergleich zur Anhängerschaft der Partei geringe Resonanz.²¹⁴ Die KPD zählte zwar 1929/31 nur 20.000 bis 27.000 Mitglieder,²¹⁵ aber immerhin 350.000 Wähler.²¹⁶ Den Absatz des Zentralorgans „Die Rote Fahne“ in Sachsen nicht mitgerechnet, dürfte die verkaufte Auflage der sächsischen KPD-Tagespresse die Zahl von 100.000 Exemplaren nicht überschritten haben.²¹⁷ Auf ein kommunistisches Zeitungsexemplar kamen mithin fast drei der SPD. Die Presse der KPD hatte zwar, gemessen an der Zahl der eingeschriebenen Parteimitglieder, eine größere Ausstrahlung auf Nichtmitglieder als die sozialdemokratische Konkurrenz,²¹⁸ aber sie konnte auch in Sachsen dem dichten sozialdemokratischen Zeitungsnetz nichts Gleichwertiges entgegensetzen. Neben den Organen der SPD und der Gewerkschaften existierte noch eine Vielzahl örtlicher oder regionaler Zeitschriften der proletarischen Kultur- und Jugendorganisationen, die von Sozialdemokraten redigiert wurden. Die meisten dieser Mitteilungsblätter waren wenig öffentlichkeitswirksam. Ausnahmen bildeten das Organ der Dresdner Volksbühne „Volk und Kunst“ im Verlag Kaden & Comp. und die Zeitschrift „Kulturwille“ in Leipzig. Beide erschienen von 1924 bis 1933 in zehn bis elf Ausgaben pro Jahr mit einem Umfang von 20 bis 24 Seiten. Der „Kulturwille“ gewann sehr schnell überregionale Bedeutung.²¹⁹ Seine Auflage von 15.000 ging zu einem Drittel an Abonnenten außerhalb Leipzigs.²²⁰ Die ersten fünf Jahrgänge hindurch wurde er vom Leipziger Arbeiterbildungsinstitut (ABI), ab 1929 im

213 Für ganz Sachsen erschien seit 1930 in Leipzig das *Illustrierte Volksecho*. Im Herbst 1931 schuf die KPD drei regionale Wochenzeitungen. Das *Volksecho* wurde in Chemnitz, im Erzgebirge und im Vogtland vertrieben; unter dem Titel Sächsisches Volksecho erschienen je eine Zeitung für Ost- und Westsachsen. Siehe Christa Hempel-Küter, *Die kommunistische Presse ...*, a.a.O. (Anm.207), S.314 und S.333; Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.2, S.1052 und S.1056, Bd.3, S.1778 und S.1780.

214 Vgl. Hermann Weber, a.a.O. (Anm.212), Bd.1, S.273.

215 Siehe a.a.O., S.373, S.376 und S.378.

216 Die KPD erzielte bei den Landtagswahlen 1926, 1929 und 1930 absolut die gleiche Stimmenzahl. Siehe Statistisches Jahrbuch Sachsen, 48. Ausgabe, a.a.O. (Anm.185), S.304f.; Statistisches Jahrbuch Deutsches Reich 1931, a.a.O. (Anm.18), S.548f.

217 Nach KPD-Angaben betrugen die Auflagen ihrer Bezirkszeitungen in Sachsen:

	1929	1931
Arbeiterstimme	38.500	32.400
Sächsische Arbeiter-Zeitung	30.000	30.000
Der Kämpfer	19.300	22.500
Das Echo	27.000	24.000

Zahlen für 1929 nach Christa Hempel-Küter, *Die kommunistische Presse ...*, a.a.O. (Anm.207), S.314, S.332 und S.310f.; vgl. auch dies., *Die Tages- und Wochenpresse der KPD im Deutschen Reich von 1918 bis 1933*. Mit einem Titelverzeichnis und einem Personenregister, in: *IWK*, Jg.23 (1987), H.1, S.27–82; Zahlen für 1931 nach Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.315, S.324 und S.314. — Die Auflage des *Echo*, der Nebenausgabe für Erzgebirge und Vogtland, zählte beim *Kämpfer* (46.300/46.500) mit. Dessen Auflage muß entsprechend vermindert werden. Die Zahl für die *Sächsische Arbeiter-Zeitung* ist zweifelhaft. Ansonsten dürften die Auflagenzahlen für 1929 noch in etwa zutreffen. Mit der Weltwirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit vieler KPD-Mitglieder sanken jedoch die Abonnentenzahlen der kommunistischen Tagespresse drastisch. Die von der KPD für 1931 angegebenen Auflagen sind daher weit überhöht. Legt man für die Zeit bis 1929 eine Mitglieder-Zeitungsverkaufs-Relation von 1 zu 4, später eine von 1 zu 3 zugrunde, so betrug die verkaufte Auflage aller sächsischen KP-Tageszeitungen 80.000 bis 90.000 Exemplare.

218 Mehr als zwei Drittel der Käufer von KPD-Zeitungen gehörten der Partei nicht an. Das bedeutet nicht, daß diese Leser alle „unorganisiert“ waren. Manche waren Gewerkschaftsmitglieder und wählten die KPD oder sympathisierten mit ihr; andere gehörten kommunistischen Vorfeldorganisationen wie dem Kommunistischen Jugendverband, der „Internationalen Arbeiterhilfe“ oder der „Roten Hilfe“ an.

219 Siehe *Kulturwille* (künftig: KW), Leipzig, Jg.1 (1924), H.6, S.99.

220 Siehe Jahresbericht 1926 des Vorstandes und Sekretariats des Sozialdemokratischen Vereins Groß-Leipzig der SPD, o.O. 1927, S.26; vgl. auch Frank Heidenreich, *Arbeiterbildung und Kulturpolitik*. Kontroversen in der sozialdemokratischen Zeitschrift „Kulturwille“ 1924–1933, Berlin [West] 1983, S.17f.

Verlag der Leipziger Buchdruckerei AG herausgegeben.²²¹ Aus einem Vereinsblatt entwickelte er sich zur führenden sozialdemokratischen Kulturzeitschrift in Deutschland.²²² Eine gewisse kulturpolitische Relevanz hatten schließlich noch die 1919 gegründete Wochenzeitung „Sächsischer Arbeitersport“ des in Sachsen 120.000 Mitglieder zählenden Arbeiter-Turn- und Sportbundes²²³ sowie die in Leipzig verlegten Freidenkerorgane „Der Atheist“ der Gemeinschaft proletarischer Freidenker und — ab 1926 — „Der sozialistische Freidenker“ des nur in Sachsen verankerten Bundes sozialistischer Freidenker.²²⁴

Defizite der sozialdemokratischen Publizistik

Die SPD-Tagespresse stand in der Weimarer Republik vor einer Reihe ungelöster Probleme, die teilweise schon seit der Vorkriegszeit existierten. Einige wurden zum Gegenstand heftigen innerparteilichen Streits. Ein Defizit bestand in dem im Vergleich zur bürgerlichen Konkurrenz geringeren Nachrichtenwert vieler sozialdemokratischer Blätter. Aktualität und Qualität des politischen Teils ließen vor allem bei kleinen SPD-Zeitungen häufig zu wünschen übrig. Nachrichtendienste wie die nicht parteioffizielle „Berliner Korrespondenz für die sozialdemokratische Parteipresse“, die Friedrich Stampfer seit 1904 täglich verschickte, trugen zwar zur Verbesserung des Niveaus mancher Provinzblätter bei, bewirkten aber gleichzeitig eine wachsende Uniformität der SPD-Presse.

Den Mangel der meisten sozialdemokratischen Tageszeitungen, zu wenig regionalspezifisch zu sein,²²⁵ konnten zentrale Pressekorrespondenzen nicht beheben. Das Problem spielte schon um die Jahrhundertwende in Diskussionen der sächsischen SPD über die Parteipresse eine Rolle.²²⁶ Gerade auch linksstehende Funktionäre kritisierten, daß die Parteiorgane nicht am Alltagsverstand der breiten Massen anknüpfen. „Nur wenn wir auch den lokalen Angelegenheiten die nötige Aufmerksamkeit widmen“, erklärte der sächsische SPD-Funktionär und Pressefachmann Friedrich Geyer,²²⁷ „wird es möglich sein, die Indifferenten heranzuziehen.“²²⁸ Nach der Novemberrevolution gab es in dieser Hinsicht einige Verbesserungen. Zumindest die großen SPD-Zeitungen in Dresden und in Leipzig brachten in den zwanziger Jahren regelmäßige Beiträge zu kommunalen Themen. Für die Qualität der Lokalberichter-

221 Siehe KW, Jg.5 (1928), H.12, S.226.

222 Frank Heidenreich, a.a.O. (Anm.220), S.125 — Der *Kulturwille* brauchte auch den internationalen Vergleich nicht zu scheuen. Die Monatszeitschrift *Kunst und Volk* der Wiener Volksbühnenorganisation, die seit Februar 1926 erschien, wurde in einer Auflage von 6.000 Exemplaren gedruckt. Siehe Protokoll des sozialdemokratischen Parteitages. Abgehalten in Linz vom 30. Oktober bis 3. November 1926, Wien 1926, S.85f.

223 Statistisches Jahrbuch Sachsen, 46. Ausgabe, a.a.O. (Anm.13), S.398.

224 Beide Zeitschriften waren zwar Zentralorgane der Reichsleitungen, hatten jedoch ihr hauptsächliches Verbreitungsgebiet in Mitteldeutschland.

225 Siehe Jahrbuch der SPD für 1928. Hrsg. vom Vorstand der SPD, Berlin o.J. [1929], S.205.

226 Siehe Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.35f.

227 Kurzbiographie Friedrich Geyer (1853–1937): geb. 12.3.1853 in Großenhain; Zigarrenmacher, später Redakteur. Mitglied des Verbandes der Zigarrenarbeiter seit 1868, Sozialdemokrat (SDAP) ab 1871. Von 1885 bis 1897 Abgeordneter der II. Kammer des Sächsischen Landtags. 1890 bis 1894 Redakteur des *Wähler*, kurzzeitig der *LVZ* und von 1895 bis 1918 des Gewerkschaftsorgans *Der Tabakarbeiter*. MdR 1886/87 und von 1890 bis 1918 im Wahlkreis Leipzig-Land. 1898 bis 1902 Vorsitzender des Sozialdemokratischen Vereins Leipzig-Stadt. 1913 bis 1916 Mitglied der SPD-Kontrollkommission, 1916 SAG, 1917 USPD. Vom 15.11.1918 bis 15.1.1919 Mitglied der sächsischen Revolutionsregierung (Finanzminister), 1919/20 in der Nationalversammlung, MdR 1920 bis Mai 1924. KPD-Mitglied seit 1920, 1921 Parteiausschluß (Anhänger Paul Levis), über die USPD 1922 zur SPD. Gestorben am 22.1.1937 in Tharandt. Siehe Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete ..., a.a.O. (Anm.6), S.114.

228 Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.35. — Nicht haltbar ist jene These, daß der Ausbau des Lokalteils vor allem eine revisionistische Strategie zur Modernisierung der SPD-Presse gewesen sei mit dem Ziel, sie „in Form und Inhalt noch stärker den bürgerlichen Zeitungen anzugleichen.“ Dieter Fricke, a.a.O. (Anm.24), Bd.1, S.547.

stattung war allerdings die personelle Besetzung des Ressorts entscheidend. Eine glückliche Lösung fand die DVZ, in deren Redaktion der sächsische Heimatschriftsteller Edgar Hahnewald (1884–1961) arbeitete.²²⁹

Ein anderes Problem bestand in der Qualifikation des redaktionellen Personals. Fachliche Eignung war bei der Auswahl nicht immer maßgebend,²³⁰ denn für Einstellungen und Entlassungen waren besondere Ausschüsse der Partei²³¹ zuständig, die für das Zentralorgan und ebenso in vielen Parteibezirken schon vor 1914 gebildet worden waren. Diese Pressekommissionen sollten nicht bloß Werbeaktionen unterstützen, sondern vor allem als Kontrollorgane der Mitglieder fungieren, also über die geschäftliche Leitung und die redaktionelle Linie des Blattes wachen.²³² Zwar stärkten sie die Parteidemokratie, aber sie förderten auch sachfremde Entscheidungen in Personalfragen.²³³ Umgekehrt konnten Sozialdemokraten, die sich für einen Redaktionsposten bewarben, dafür andere Gründe als nur journalistische Begabung haben. Die Stellung bot ihrem Inhaber die materielle Voraussetzung, ein öffentliches Mandat oder eine wichtige Parteifunktion anzustreben oder auszuüben. In jeder größeren Redaktion gab es daher Mitglieder, deren Arbeitskraft bestenfalls zu einem Teil der Zeitung zugute kam.²³⁴

Die enge Verknüpfung der Redakteursstellen mit Funktionen im örtlichen oder bezirklichen Parteiapparat hatte zur Folge, daß in den Redaktionen, vor allem bei den Chefredakteuren,²³⁵ eine viel geringere Fluktuation herrschte als etwa bei den KPD-Zeitungen.²³⁶ Das garantierte zwar Kontinuität, förderte aber auch eine gewisse Erstarrung. Personell waren die Redaktionen der SPD-Organen recht unterschiedlich besetzt. Die LVZ beschäftigte Mitte der zwanziger Jahre neun Redakteure.²³⁷ Einige von ihnen besaßen durch ihre Parteiämter ein großes Gewicht in der Leipziger SPD, das sie zugunsten der Linken einsetzten.²³⁸ Unzufriedenheit

229 Siehe Angelika Ziegner, Nachwort zu: Edgar Hahnewald, *Sächsische Heimatbilder*. Hrsg. von Angelika Ziegner, Leipzig 1989, S.185 und S.189.

230 Siehe Protokoll über die Verhandlungen des SPD-Parteitag. Abgehalten in Weimar vom 10. bis 15. Juni 1919, Berlin 1919, S.181 —. Drastisch und mit bitterer Ironie kommentierte Kurt Tucholsky die Tatsache, daß manche Parteijournalisten ihr Handwerk schlecht verstanden: „Der sozialdemokratische Redakteur hat viel mehr Angst vor seinen Lesern als Ullstein und Mosse zusammen; die Prüderie, die Angst, die Sucht, am Herkömmlichen zu kleben, ist bei den Arbeiterblättern bedeutend größer als dort: denn sie werden von Leuten geleitet, deren Gesinnung man sehr genau und deren Fähigkeiten man sehr ungenau geprüft hat.“ Zitiert nach Kurt Tucholsky, *Gesammelte Werke*, Bd.7 [1929], Reinbek 1985, S.16.

231 Die Berliner Pressekommission hatte seit 1899 das Recht, gemeinsam mit dem Parteivorstand über die Angelegenheiten des Zentralorgans einschließlich aller Personalfragen in Redaktion und Vertrieb zu entscheiden. Siehe Wilhelm Schröder, *Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland*, Dresden 1912, S.46.

232 Siehe Bezirksstatut der Sozialdemokratischen Partei Leipzig vom 6.7.1924, § 11 (Parteipresse). Abgedruckt in: *LVZ*, Nr.156 vom 7.7.1924, 2. Beilage.

233 Zur Bewertung des Systems der Pressekommissionen in der SPD vgl. Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.17.

234 Am *Sächsischen Volksblatt* standen zwei der fünf Redakteure der redaktionellen Arbeit nur mit Einschränkungen zur Verfügung: Chefredakteur Seydewitz vertrat den Wahlkreis Chemnitz-Zwickau im Reichstag, Karl Kautzsch war MdL und Vorsitzender des Unterbezirks Plauen. — Von der Redaktion der *Leipziger Volkszeitung* gehörten Mitte der zwanziger Jahre zwei Mitglieder (Saupe und Frenzel) dem engeren Bezirksvorstand und zwei weitere (Hermann Liebmann als Vorsitzender, zugleich MdL; Albert Fichte als Schriftführer) dem Unterbezirksvorstand an. — Die *Volksstimme* mußte ihren vielbeschäftigten Chefredakteur ebenfalls häufig entbehren. Karl Böchel war seit 1924 Vorsitzender des SPD-Bezirks Chemnitz-Erzgebirge und ab 1928 auch Fraktionsvorsitzender im Landtag.

235 Böchel, Gradnauer, Grötzsch und Seydewitz amtierten jeder mehr als zehn Jahre. Heilmann, Mehring und Schoenlank leiteten ihre Redaktionen fünf bis zehn Jahre lang.

236 Zur hohen Fluktuation der KPD-Presse vgl. Christa Hempel-Küter, *Die kommunistische Presse . . .*, a.a.O. (Anm.207), S.257.

237 Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.151.

238 Siehe *LVZ*, Nr.127 vom 2.6.1924, 2. Beilage (Generalversammlung der VSPD Groß-Leipzig); *LVZ*, Nr.156 vom 7.7.1924, 2. Beilage (Der Leipziger Parteitag); vgl. auch oben Anm. 234.

damit führte auf dem Bezirksparteitag 1925 zu der Forderung, die hauptamtlichen Redakteure bei Parteifunktionen statutarisch zu diskriminieren.²³⁹ Die anderen SPD-Blätter hatten kleinere Redaktionen. Bei VS und DVZ arbeiteten jeweils sieben feste Redakteure,²⁴⁰ beim „Sächsischen Volksblatt“ fünf.²⁴¹ Die Kopfblätter mußten mit ein oder zwei eigenen Redakteuren auskommen. Frauen hatten in der sozialdemokratischen Presse keine Chancen. Linke SPD-Gliederungen machten in dieser Hinsicht übrigens keinen Unterschied, eine Frau als angestellte Redakteurin suchte man auch bei den sächsischen Parteizeitungen vergebens.²⁴²

Die allmähliche „Auflockerung“²⁴³ der sozialdemokratischen Tageszeitungen durch Sportteil, Fotos und Beilagen bedeutete nicht zwangsläufig die Zurücknahme der politisch-aufklärerischen Ambitionen. Im Gegenteil: In Sachsen verstärkte sich die linkssozialistische Ausrichtung der SPD-Presse nach der Amtsenthebung der von SPD und KPD gebildeten Regierung Zeigner (SPD) und durch die Spaltung der SPD-Landtagsfraktion, so daß bereits in der ersten Phase des sächsischen Parteikonflikts 1924 sämtliche Parteiorgane auf Seiten der Opposition gegen die Große Koalition in Dresden und die Politik der Berliner Parteiführung standen.²⁴⁴ Die sächsischen Linken befürchteten angesichts der zunehmenden innerparteilichen Konfrontation, daß der Parteivorstand irgendwie versuchen könnte, Kritik an seinem Kurs aus den Reihen der Partei zu unterbinden,²⁴⁵ wobei ihr Mißtrauen in der nach wie vor lebendigen Erinnerung an das verbissene Ringen um die Macht in Redaktionen und Verlagen während des Krieges wurzelte.

Die Auseinandersetzungen über den Spielraum der bezirklichen Parteipresse kulminierten 1927. Auf dem Parteitag in Kiel kritisierte die Linke, daß zentralistische Strukturen die Demokratie in der Partei ersticken würden. Hermann Liebmann,²⁴⁶ Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Leipzig und Redakteur der LVZ, warf der Parteiführung vor, sie gefährde durch die Art und Weise, wie sie die Parteibetriebe organisiere, die Meinungsfreiheit in der SPD.²⁴⁷ Die Kritik richtete sich gegen die 1925 geschaffene „Konzentration Aktiengesellschaft“,²⁴⁸ die alle parteieigenen Unternehmen betriebswirtschaftlich einer zentralen

239 Siehe LVZ, Nr.136 vom 15.6.1925, 1. Beilage.

240 Siehe Dietmar Klenke, Die SPD-Linke . . . , a.a.O. (Anm.198), S.751.

241 Siehe Max Seydewitz, a.a.O. (Anm.172), S.72.

242 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.311ff; vgl. auch Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur . . . , a.a.O. (Anm.126), S.185.

243 A.a.O., S.15.

244 Siehe Pressestimmen zum SPD-Landesparteitag am 6.1.1924, in: LVZ, Nr.14 vom 17.1.1924.

245 Seit Herbst 1923 attackierte der Parteivorstand in scharfer Form, die *Sozialistische Politik und Wirtschaft* (SPW), die von dem SPD-Linken und ehemaligen KPD-Vorsitzenden Paul Levi herausgegeben wurde. Seit Mai 1924 gehörte Levi dem Reichstag für den Wahlkreis Chemnitz-Zwickau an. Ein wichtiger Grund für die Angriffe war, daß die SPW im „Sachsenkonflikt“ die sächsische Parteimehrheit unterstützte. Der SPD-Vorsitzende Wels warf auf dem Parteitag 1927 in seinem Rechenschaftsbericht der SPW quasi parteischädigendes Verhalten vor. Siehe Protokoll Sozialdemokratischer Parteitag vom 22. bis 27. Mai 1927 in Kiel, Berlin 1927, S.32f.

246 Kurzbiographie Hermann Liebmann (1882–1935): geb. 18.8.1882 in Paunsdorf bei Leipzig; Metallarbeiter, Parteiredakteur seit 1912. Mitglied des DMV seit 1900, der SPD seit 1905. Ab 1917 USP-Mitglied, von 1919 bis 1922 Vorsitzender des Sozialdemokratischen Vereins Groß-Leipzig der USP. 1919/20 Volkskammerabgeordneter, MdL in Sachsen von 1920 bis August 1933. März 1923 bis Januar 1924 Innenminister und stellvertretender Ministerpräsident des Freistaats Sachsen. Von Juni 1924 bis 1933 Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Leipzig. Am 21.4.1933 Verhaftung, an den Folgen der Mißhandlungen in den SA-Konzentrationslagern Burg Hohnstein und Colditz am 6.9.1935 in Leipzig gestorben. Vgl. auch Dietmar Klenke, Hermann Liebmann (1882–1935). Vom Architekten der „proletarischen Mehrheit“ in Sachsen zum „Tolerierungs“-Politiker der Ära Brüning, in: Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten. Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter, Berlin 1988, S.193–222.

247 Siehe Protokoll SPD-Parteitag Kiel 1927, a.a.O. (Anm.245), S.73.

248 Siehe Protokoll SPD-Parteitag Heidelberg 1925, a.a.O. (Anm.14), S.110.

Kontrolle unterstellte. Zwar blieben die meisten weiterhin Eigentum der Untergliederungen, doch liefen vor allem umsatzstarke Betriebe, die kostendeckend, aber nicht profitabel wirtschafteten, aufgrund des Finanzierungsmechanismus der Konzentration AG Gefahr, sich beim Parteivorstand zu verschulden und schließlich ihre Eigenständigkeit zu verlieren.²⁴⁹ Eine solche verkappte Zentralisierung des Parteivermögens würde, argwöhnte Liebmann mit Blick auf die linkssozialdemokratischen Zeitungen in Sachsen, der Vorstand dazu benutzen können, Personalpolitik zu betreiben und unbequeme Genossen aus den Redaktionen zu entfernen.²⁵⁰ Um dieses Risiko auszuschalten, wollten die sächsischen Bezirke eine andere Abwicklung der Parteigeschäfte; ein entsprechender Antrag wurde vom Parteitag jedoch abgelehnt.²⁵¹ Trotzdem konnten die sächsischen SPD-Organen im Unterschied zur Bezirkspresse der KPD, die ihre Autonomie²⁵² gegenüber der Parteizentrale zwischen 1925 und Ende 1928 restlos einbüßte,²⁵³ ihr besonderes politisches Profil bis 1933 erhalten.

Ökonomische Auszehrung und faschistische Unterdrückung

Die wirtschaftliche Depression, die für manch ein Zeitungsunternehmen 1931/32 den Konkurs bedeutete, traf auch die sozialdemokratischen Blätter und die übrige Presse der Arbeiterbewegung hart. Die „Dresdner Volkszeitung“ und das „Sächsische Volksblatt“ verloren zwischen 1929 und Ende 1931 nach eigenen Angaben ein Fünftel ihrer Abonnenten.²⁵⁴ Immerhin zeigten sich die parteieigenen Organe und Betriebe in Sachsen stabiler als in anderen Regionen:²⁵⁵ Bis zum Frühjahr 1932 brauchte noch keine Zeitung oder Druckerei eingestellt, verkauft oder stillgelegt zu werden.²⁵⁶ Das Ende wurde politisch entschieden: Schon 1932 war neben der kommunistischen auch die sozialdemokratische Presse von vereinzelt Verboten betroffen.²⁵⁷ So durfte das „Sächsische Volksblatt“ im August 1932 fünf Tage lang nicht

249 Bereits 1918 hatte der Vorstand der SPD mit Billigung der Geschäftsführer der Parteibetriebe beschlossen, die zentrale Parteikasse an den Erlösen der parteieigenen Unternehmen zu beteiligen. Bis zur Vereinigung mit der USPD 1922 mußten diese 20 Prozent ihres Umsatzes (nicht des Gewinns) an den Parteivorstand abführen. Protokoll SPD-Parteitag Weimar 1919, a.a.O. (Anm.230), S.76 und S.344. 1925 wurde diese Regelung erneut im Organisationsstatut verankert. Siehe Protokoll SPD-Parteitag Heidelberg 1925, a.a.O. (Anm.14), S.301. Tatsächlich führte diese parteiinterne Umsatzsteuer in einigen Fällen dazu, daß Unternehmen der örtlichen und bezirklichen Parteigliederungen in das Eigentum des Parteivorstands gelangten. 1931 gehörten die Verlage der SPD-Zeitungen in Frankfurt/Main, Essen und Sonneberg (Thüringen) ganz oder teilweise der Konzentration AG. Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.169, S.234 und S.347.

250 Siehe Protokoll SPD-Parteitag Kiel 1927, a.a.O. (Anm.245), S.73.

251 Siehe a.a.O., S.179f.

252 Die frühe KPD-Presse war ähnlich dezentral organisiert gewesen wie die der USPD. In der ersten Satzung der KPD (Spartakusbund) vom Oktober 1919 heißt es im §7: „Die Lokalpresse untersteht den Genossen des Verbreitungsgebietes. Zuschüsse der Gesamtpartei werden von den lokalen Organen verwaltet. Durch ihre Bewilligung dürfen keine besonderen Rechte des Zentralausschusses in bezug auf Anstellung und Entlassung der Redakteure bedingt werden. Bei Verstößen gegen Grundsätze und Taktik der Partei in der Lokalpresse steht dem Zentralausschuß das Recht zu, in den betreffenden Zeitungen und Zeitschriften selbst Stellung zu nehmen.“ Zitiert nach: Bericht über den 2. Parteitag der KPD (Spartakusbund) vom 20. bis 24. Oktober 1919, Berlin o.J., S.68.

253 Im Oktober 1923 gründete die KPD die zentrale Abteilung „Agitation und Propaganda“, die allerdings erst wirkungsvoll wurde, nachdem 1925 Unterabteilungen, darunter für „Presse und Pressedienst“, eine entsprechende Organisationsstruktur auf der Bezirksebene und ein eigener Etat geschaffen worden waren. Siehe Christa Hempel-Küter, Die Tages- und Wochenpresse der KPD . . . a.a.O. (Anm.217), S.30–32.

254 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.316 und S.335.

255 Ob dabei auch die Frage der Unternehmensform eine Rolle spielte, läßt sich hier nicht beantworten. Die sächsischen SPD-Betriebe waren in den zwanziger Jahren meist als offene Handelsgesellschaften organisiert (so Landgraf & Co., Kaden & Comp., R. Schmidt & Co. [Meißen], Seifert & Co. [Zwickau]), während unter den SPD-eigenen Unternehmen sonst in Deutschland die Rechtsform der GmbH klar überwog. Siehe Die Sozialdemokratische Parteipresse . . . a.a.O. (Anm.178), S.16f., S.25, S.30 und S.10f.

256 Siehe Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.311–335. Außerhalb Sachsens hingegen schloß die SPD im selben Zeitraum nicht weniger als 14 Druckereien. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.48.

257 Siehe „Bilanz der Zeitungsverbote“, in: Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse, Jg.32 (1932), Nr.332 (Dezember), S.If.

erschienen, weil es eine Artikelserie über die zunehmende Gewalt in den politischen Auseinandersetzungen gebracht hatte.

Während die übrige Presse nach 1933, mehr oder minder gezwungen, ihre nationalsozialistische Gleichschaltung akzeptierte, wurden die Publikationen von KPD und SPD mit Staatsgewalt unterdrückt. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler besaß die Abschaffung der Pressefreiheit aus der Sicht der NSDAP höchste Priorität. Die nationalsozialistische Reichsregierung wollte vor allem die sozialistische Tagespresse ausschalten, die einen konstitutiven Bestandteil der politischen Kultur der Arbeiterbewegung bildete. Bereits am 4. Februar unterzeichnete Hindenburg eine Verordnung, auf deren Grundlage periodische Druckschriften befristet verboten werden konnten.²⁵⁸ Die Behörden der einzelnen Länder, in Sachsen das von der NSDAP abhängige Beamtenkabinett Schieck,²⁵⁹ machten von dieser Möglichkeit sogleich regen Gebrauch. Der „Kulturwille“, der Ende Februar zum letzten Mal erschien,²⁶⁰ schrieb unter dem Eindruck der ersten Verbote und Beschlagnahmen ahnungsvoll: „Man wird uns noch das Leben verbieten müssen, um das Vertrauen nicht zu erschüttern. Was diese ‚blutsverbundenen‘ Reaktionäre [. . .] sich herbeiwünschen, hat schon Heinrich Heine gesagt:

„Gemütlich ruhen Wald und Fluß.
Von sanftem Mondlicht übergossen.
Nur manchmal knallt's — ist das
ein Schuß?
Es ist vielleicht ein Freund, den
man erschossen.“²⁶¹

Noch vor der sozialdemokratischen wurde die kommunistische Tagespresse unterdrückt. „Der Kämpfer“ (Chemnitz) durfte schon seit dem 16. Februar nicht mehr erscheinen.²⁶² Nach dem Reichstagsbrand waren alle Zeitungen der KPD illegal. Anfang März wurden die Tageszeitungen der sächsischen SPD verboten und danach nicht wieder zugelassen.²⁶³ Zum Zeitpunkt der Neuwahl des Reichstags am 5. März gab es in Sachsen keine legale sozialdemokratische Presse mehr. Verlage und Druckereien wurden von der SA besetzt und teilweise verwüstet. Im Verlauf einer solchen Aktion wurde am 13.3.1933 in Chemnitz der Leiter des „Volksstimme“-Verlags Georg Landgraf von einem SA-Mann erschossen.²⁶⁴ Unter den Vermögenswerten, die die sächsische SPD 1933 durch Enteignung verlor,²⁶⁵ befanden sich acht Zeitungsbetriebe.²⁶⁶

258 Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volkes. vom 4. Februar 1933, in: RGBI I 1933, S.35–41; hier vor allem Abschnitt II (Druckschriften): S.36f.

259 Walther Schieck, Jahrgang 1874, war seit 1923 Präsident des Sächsischen Staatsrechnungshofes und stand politisch auf dem rechten Flügel der DVP. Vom 6.5.1930 bis zum 10.3.1933 amtierte er als Ministerpräsident und Volksbildungsminister.

260 Redaktionsschluß der März-Nummer war der 18. Februar. Siehe *KW*, Jg.10 (1933), H.3, S.48.

261 Ebda. Die Verse stammen aus dem Gedicht: „Im Oktober 1848“, abgedruckt in: Heinrich Heines sämtliche Werke in zwölf Bänden, Bd.3: Romancero — Letzte Gedichte, Leipzig o.J. [1904], S.104f., hier: S.104.

262 Siehe Christa Hempel-Küter, Die kommunistische Presse ..., a.a.O. (Anm.207), S.310.

263 Zwischen dem 1. und 3. März wurden nacheinander *Volksstimme*, *Leipziger Volkszeitung* und *Dresdner Volkszeitung* verboten. Das *Sächsische Volksblatt* (Zwickau) mußte das Erscheinen am 4.3.1933 einstellen. Siehe Kurt Koszyk und Gerhard Eisfeld, a.a.O. (Anm.28), S.103; Alfred Eberlein, a.a.O. (Anm.2), Bd.4, S.1839 und S.1769.

264 Siehe Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des Parteivorstands der deutschen Sozialdemokratie 1932/33. Hrsg. und bearb. von Hagen Schulze, Bonn — Bad Godesberg 1975, S.176.

265 Grundlage dafür war die vom Reichskommissar für das sächsische Innenministerium erlassene „Verordnung über die Beschlagnahme des Vermögens aufgelöster marxistischer Verbände“ vom 3. Mai. Eine weitere Verordnung vom selben Tag bestimmte, daß diese Vermögenswerte „polizeilicher Zwangsverwaltung“ unterstellt wurden. Sächsisches Gesetzblatt 1933, Dresden, S.63.

266 Siehe 40. SPD-Parteitag Berlin 1946, a.a.O. (Anm.3), S.75.

Redakteure, die sich politisch und publizistisch mutig gegen den Nationalsozialismus gestellt hatten, befanden sich seit dem Reichstagsbrand in akuter Gefahr. Hermann Liebmann, am 21.4.1933 in Leipzig verhaftet und zwei Jahre lang in den Konzentrationslagern Burg Hohnstein und Colditz festgehalten, starb bald nach seiner Entlassung am 6.9.1935 an den Folgen der Mißhandlungen.²⁶⁷ Max Sachs (1883–1935) und Kurt Heilbut (1888–1943), beide aus der Redaktion der DVZ, kamen in den Lagern Sachsenburg und Auschwitz um.²⁶⁸ Die Chefredakteure von VS und DVZ, Karl Böchel und Robert Grötzsch, sowie Edgar Hahnwald und Hans Finsterbusch von der DVZ gingen ins nahe tschechoslowakische Exil.

Von den Emigranten, die an einer SPD-Zeitung in Sachsen gearbeitet hatten, war nach Kriegsende kaum einer wieder für die Parteipresse tätig. Anders verhielt es sich mit den ehemaligen Parteiredakteuren, die Faschismus und Krieg in Deutschland überlebten: Die fünf Journalisten, die 1945/46 in Dresden die sächsische SPD-Landeszeitung „Volksstimme“ redigierten, waren sämtlich vor 1933 einmal bei einem sozialdemokratischen Verlag in redaktioneller Funktion angestellt gewesen, drei davon in Sachsen.²⁶⁹

Die Funktion politischer Bewußtseinsbildung

Die deutsche Sozialdemokratie erkannte früh, daß die öffentliche Meinung sehr wesentlich von der Presse „gemacht“ wurde.²⁷⁰ Die Lektüre sozialistischer Zeitungen sollte den Arbeiter gesellschaftspolitisch bilden.²⁷¹ Besonders Wilhelm Liebknecht, von 1865 bis 1890 in Sachsen politisch tätig und die Autorität der Partei in kulturellen Fragen, artikuliert diese Position. Liebknecht zufolge bestand die „erhabene und heilige Aufgabe“ der sozialdemokratischen Presse darin, „den Arbeiter denken zu lehren.“²⁷² Die Parteizeitungen sollten deshalb „möglichst viele belehrende Aufsätze umfassen.“²⁷³ Die Funktion der Arbeiterpresse so zu bestimmen, schlug sich auch im Selbstverständnis der ersten Generation sozialdemokratischer Zeitungsmacher nieder. Sie sahen sich in erster Linie als Agitatoren der Partei; in einer Versammlung zu sprechen oder einen Leitartikel zu schreiben, waren zwei Wege, dieselbe Botschaft zu vermitteln. Sache des Redakteurs war es, so der Parteijournalist Carl Hirsch, „die Prinzipien und Ziele der Sozialdemokratie zu vertreten.“²⁷⁴

Die sozialistische Publizistik beschränkte sich andererseits nicht auf die Propagierung bestimmter Forderungen. Im Zusammenhang mit Bildung artikuliert die Sozialdemokratie bereits in den siebziger Jahren, als sie noch gespalten und nicht frei von Sektierertum war, das Problem der Hegemonie. 1874 forderte Liebknecht, die Anstrengungen „auf geistigem Gebiet“ zu verstärken, damit die Partei „ihre Idee den Gegnern aufzwingen“²⁷⁵ könne. Besonders die eigenen Zeitungen und Agitationsschriften sollten der Sozialdemokratie helfen, eine intellektuelle und politische Führungsposition in der Gesellschaft aufzubauen. „Wir

267 Siehe Dieter Klenke, Hermann Liebmann ..., a.a.o. (Anm.246), S.219.

268 Siehe Franz Osterroth, Biographisches Lexikon des Sozialismus, Band I: Verstorbene Persönlichkeiten, Hannover 1960, S.259 und S.118.

269 Siehe Verschwörung gegen die Freiheit ..., a.a.O. (Anm.3), S.71ff; Handbuch der deutschen Tagespresse, a.a.O. (Anm.98), S.106, S.276, S.323 und S.326. Karl Bielig war Lokalredakteur der *Volkszeitung* für Meißen, Riesa und Umgebung gewesen; Hans Block (1870–1953) hatte für die *LVZ* von 1911 bis 1923 gearbeitet, Emil Rauch von etwa 1926 bis 1933. Chefredakteur Kurt Gentz (*Volkswacht*, Delmenhorst) und Paul Willy Eisoldt (*Volksbote*, Zeitz) hatten ihre journalistischen Erfahrungen bei SPD-Blättern außerhalb Sachsens gesammelt.

270 Siehe der Hochverratsprozeß ..., a.a.O. (Anm.34), S.289 (Aussage August Bebels).

271 Siehe a.a.O., S.294.

272 Protokoll SDAP-Congreß Stuttgart 1870, a.a.O. (Anm.38), S.27.

273 Ebda.

274 *Der Volksstaat*, Nr.97 vom 21.8.1874.

275 Protokoll SDAP-Congreß Coburg 1874, a.a.O. (Anm.25), S.98.

müssen die Welt geistig erobern und beherrschen, ehe unsere Prinzipien in Staat und Gesellschaft zur Herrschaft gelangen.“²⁶⁷ Bildungsarbeit im Innern und geistige Ausstrahlung nach außen sollten den „intellektuellen und moralischen Zusammenbruch“²⁷⁷ der alten Ordnung beschleunigen und die Arbeiterklasse in die Lage versetzen, die Gesellschaft radikal umzugestalten.

Diese optimistische Einschätzung des Bildungswertes der eigenen Presse bestimmte auch die 1875 aus „Lassalleanern“ und „Eisenachern“ vereinigte Sozialdemokratie. Sie wollte mit ihren Zeitungen in der Partei sozialistische Überzeugungen festigen, vor allem aber unter den Arbeitern neue Wähler und Mitglieder gewinnen. Das betonte 1891 die erste Landeskonferenz der sächsischen Sozialdemokraten nach dem Fall des Sozialistengesetzes in einer mit großer Mehrheit angenommenen Resolution:

„Die Presse ist das wichtigste Agitationsmittel für die Partei, und daher ist es Pflicht aller Genossen, die Parteipresse nicht nur durch das Abonnement zu unterstützen, sondern auch für ihre Verbreitung in bisher gegnerischen Kreisen zu wirken.“²⁷⁸

Daß sich die Presse mit dem Rückgang des Analphabetismus im Kaiserreich allgemein zu einem Machtfaktor entwickelte, schien sich insbesondere auch für die SPD zu bestätigen. Immer wieder betonte die Partei den Zusammenhang zwischen publizistischer Präsenz und Masseneinfluß. Wie Friedrich Geyer 1900 mit Blick auf Sachsen feststellte, hatte die sozialdemokratische Agitation seit 1890 der Ausbreitung der SPD-Presse sehr genützt, aber auch umgekehrt: „Unser Einfluß wuchs mit unserer Presse.“²⁷⁹ Die Leipziger Parteiorganisation sprach 1913 von ihrer Zeitung als dem „wichtigsten Aufklärungsmittel im proletarischen Befreiungskampfe“.²⁸⁰ Weder Kurse und Bildungsabende noch die sozialistischen Schriften und Arbeiterbüchereien waren für die Mehrzahl der Sozialdemokraten die Hauptquelle politischer Information und Bildung. Diese Funktion hatten die Parteizeitungen.²⁸¹ Der Arbeiter, „der in seiner Organisation tätig und auf sein Parteiblatt abonniert ist“, war das Ideal der Partei; ein solches Mitglied, so die LVZ 1906, sei mehr wert „als eine ganze Kompanie der bürgerlichen Mitläufer, die alle fünf Jahre einmal einen Stimmzettel für die Partei abgeben [. . .].“²⁸² Zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg bildete die Presse der SPD gerade in Sachsen einen konstitutiven Bestandteil der sozialdemokratischen Alternativkultur.²⁸³

Als sich die Arbeiterbewegung 1917 spaltete, hielten beide sozialdemokratischen Richtungen in Sachsen gleichermaßen an dem traditionellen bildungsorientierten Verständnis von Parteipresse fest. Die sächsische USPD sah in ihr die „vornehmste und schneidigste Waffe im Befreiungskampf des Proletariats“.²⁸⁴ Der sächsische SPD-Landesvorsitzende Eggert appellierte in seinem Rechenschaftsbericht an den Landesparteitag am 8.7.1922, den Wert der sozialistischen Presse als der „schärfsten Waffe“ im politischen Kampf nicht zu unterschätzen.²⁸⁵

276 Ebda.

277 Wilhelm Liebknecht, Einleitung zu: Der Hochverratsprozeß ..., a.a.O. (Anm.34), S.51.

278 Handbuch sozialdemokratischer Landes-Parteitage ..., a.a.O. (Anm.77), S.80.

279 Protokoll Landes-Konferenz SPD Sachsen 1900, a.a.O. (Anm.72), S.33.

280 Bericht über die Tätigkeit des Bezirksvorstandes ..., a.a.O. (Anm.115), S.32.

281 Vgl. Guenther Roth, a.a.O. (Anm.114), S.243.

282 Franz Mehring, zitiert nach MGS, Bd.15, 1966, S.154.

283 Zu den Begriffen „alternative Kultur“, „Subkultur“ etc. vgl. besonders Vernon Lidtke, *The Alternative Culture. Socialist Labor in Imperial Germany*, New York und Oxford 1985, vor allem S.4–8.

284 Bericht des Landesvorstandes der USP Sachsen, in: Protokoll Landesversammlung USP Sachsen 1921, a.a.O. (Anm.140), S.15.

285 Der Sächsische Landesparteitag, in: DVZ, Nr.158 vom 10.7.1922, S.5. Anders als der Parteivorstand, der die Informationsfunktion der Parteipresse stärker betonte, stellten die sächsischen Mehrheitssozialisten den Nachrichtenwert nicht über die politisch-ideologische Aufgabe. Vgl. Protokoll SPD-Parteitag Weimar 1919, a.a.O. (Anm.230), S.181.

Die kommunistischen Zeitungen unterschieden sich hinsichtlich ihrer allgemeinen parteipolitischen Funktion und in ihrem speziellen Bildungsauftrag nicht von den sozialdemokratischen. Auch sie sollten die innerparteiliche Bildung und darüber hinaus „die Erziehungsarbeit des Proletariats fördern“;²⁸⁶ aber der interne Meinungsstreit, der die SPD-Presse bis zu einem gewissen Grad auszeichnete, kam in den KPD-Zeitungen nicht mehr zum Ausdruck, seitdem sie die von der stalinistischen Konstruktion von „Leninismus“ markierte politische Linie propagieren mußten.²⁸⁷

Solange elektronische Medien unbekannt oder für die Masse der Bevölkerung zu teuer waren, umriß die Verbreitung der sozialistischen Tagespresse den Kernbereich proletarischer Gegenöffentlichkeit. Die Zeitungen der SPD in Sachsen blieben bis zum Ende der Weimarer Republik ein wesentliches Moment alternativer, auf sozialistische Gesellschaftsveränderung zielender Kultur- und Bildungsarbeit.

286 Bericht über die Verhandlungen des X. Parteitags der KPD vom 12. bis 17. Juli 1925, Berlin 1926, S.709.

287 Ebda.

OTTO BRAUN IN DEUTSCHLAND 1900–1928

Von Freddy Litten

Dieser Artikel handelt nicht von dem preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun (1872–1955), sondern von dem „anderen Otto Braun“ (1900–1974).^{*} Er war Kommunist und bis zu seiner Flucht in die Sowjetunion 1928 ein führendes Mitglied der „illegalen Apparate“ der KPD. Nach einem ungefähr dreieinhalbjährigen Aufenthalt in der Sowjetunion wurde Braun nach China entsandt, wahrscheinlich im Auftrag des sowjetischen Militärgeheimdienstes (die sogen. 4. Abteilung oder das 4. Direktorat, heute besser bekannt als GRU). Dort wurde Braun, fast per Zufall, zum Militärberater der Kommunistischen Partei Chinas und nahm als einziger Ausländer am berühmten „Langen Marsch“ teil.¹ 1939 wieder in die Sowjetunion zurückgerufen, diente er nach Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges als Politikommissar in Kriegsgefangenenlagern, wo er sich als Kommissar Wagner einen gewissen Ruf zulegte.² 1954 kehrte er in die DDR zurück und arbeitete am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, wo er unter anderem für die deutsche Ausgabe der Lenin-Werke zuständig war. Er übersetzte zahlreiche Werke aus dem Russischen, war von 1961 bis 1963 erster Sekretär des Schriftstellerverbandes der DDR und betätigte sich ab 1964 als Propagandist in Sachen China. Am 15. August 1974 verstarb er in Ost-Berlin; Nachrufe erschienen u.a. in „Neues Deutschland“, „Prawda“ und „The New York Times“.³ — Brauns deutsche Zeit, obwohl auch für die KPD-Geschichte von einiger Bedeutung, wurde bisher nie ausführlicher dargestellt.⁴ Dieser Artikel soll dem abhelfen.

* Für die freundliche und jeweils prompte Unterstützung danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der in den Fußnoten genannten Archive.

1 Eine Darstellung seiner Tätigkeit in China findet sich in: Freddy Litten, Otto Brauns frühes Wirken in China (1932–1935) (künftig zitiert: Braun in China), München 1988. Die Identität Brauns in China mit der Brauns in Deutschland ist nicht nur durch schriftliche Quellen, sondern auch durch Fotografien gesichert.

2 Siehe z.B.: Gert Robel, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion — Antifa, München 1974, S.49; Willy Wolff, Die erste Konferenz antifaschistischer deutscher Offiziere in der Sowjetunion, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg.13 (1965), H.2, S.277–289; Heinrich Graf von Einsiedel, Tagebuch der Versuchung, Berlin 1950, S.30ff.

3 Freddy Litten, Braun in China, S.91.

4 Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, (künftig zitiert: Die Wandlung), 2 Bde, Frankfurt am Main 1969, gibt in Bd.2, S.86 eine sehr kurze Biographie. Zudem liegt eine Reihe von Erinnerungs- und Gedenkartikeln an Braun vor, besonders in der

1900–1919: Kindheit und Ausbildung

Otto Braun wurde am 28. September 1900 als viertes von fünf Kindern der Eheleute Willibald und Amanda Braun, geb. Bogenberger, in Ismaning geboren.⁵ Sein Vater war als Kaufmann in Österreich und Deutschland tätig gewesen und zu diesem Zeitpunkt Buchhalter und Geschäftsleiter der Ersten Bayerischen Krautverwertungsgenossenschaft in Ismaning, seine Mutter vor ihrer Heirat Hilfslehrerin.⁶ Am 13. September 1902 verstarb Ottos Vater, seine Mutter zog nach München um und wurde schließlich 1906 Volksschullehrerin.⁷ Otto besuchte ab 1906 die Volksschule in Weyarn, die von der Stadt München aus privaten Stiftungsmitteln für hilfsbedürftige Kinder eingerichtet worden war.⁸ Im Juli 1913 finden wir ihn wieder in München; ab 16. September 1913 besucht Otto die erste Klasse der Königlich-Bayerischen Lehrerbildungsanstalt in Pasing.⁹ Am 10. Mai 1918 wurde Braun, der zu dieser Zeit bei seiner Mutter wohnte, zum landwirtschaftlichen Hilfsdienst nach Irschenberg abberufen, nachdem er am 6. und 7. Mai die Notprüfung des ersten Abschnittes mit einem etwas besser als guten Durchschnitt abgelegt hatte.¹⁰ Am 25. Juni 1918 wurde er zum Heeresdienst eingezogen und am 12. Juli vereidigt. Vom 1. Ersatzbataillon des 2. Infanterieregiments wurde er am 31. Oktober 1918 zum Grenzschtzsbataillon Schlagintweit versetzt.¹¹ Braun selbst erwähnt den demoralisierten Zustand des Bataillons, das keinerlei militärische Aktionen durchführte, sondern nur der allgemeinen Auflösung zusah.¹² Am 26. November 1918 wurde Braun demobilisiert, nahm darauf wieder am Unterricht in einer sogen. Kriegsteilnehmerklasse teil und legte Mitte Juni 1919 die Abschlußprüfung an der Lehrerbildungsanstalt Pasing mit dem Durchschnitt „gut“ ab.¹³ Am 1. August 1919 wurde Braun laut Regierungsbeschluß zur Schulpraxis an den Volksschulen in München zugelassen. Indessen stellte er am 22. September ein Gesuch an die Kreisregierung von Oberbayern mit der Bitte, ihn für das laufende Schuljahr zu beurlauben, da es ihm unmöglich sei, ohne Nebenverdienst zu arbeiten, der unweigerlich seine Studienarbeit beeinträchtigen würde, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Gleichzeitig gab er der Hoffnung Ausdruck, daß diese Bitte nicht seine weiteren Karrieremöglichkeiten negativ beeinflusse. Das Gesuch wurde abgelehnt; man bot ihm an, unter Wahrung späterer Wiederverwendung aus dem Lehrerbund auszutreten. Am 25. November meldete die Stadtschulkommission der Regierung von Oberbayern, daß Braun bis dato nicht zum Dienst erschienen wäre; auch die Mutter kenne Brauns Verbleib nicht, er solle sich aber in Norddeutschland „bei den Kommunisten“ befinden. Schließlich bat Braun selbst am 5. Dezember von München aus um Entlassung aus der Schulpraxis unter „Vorbehalt des seinerzeitigen Wiedereintritts“, da er sich einen anderen Beruf suchen wolle, der ihm wenigstens einen minimalen Lebensunterhalt sichere. Diesem Gesuch wurde am 15. Januar 1920 (mit Wirkung vom darauffolgenden Tage) entsprochen, wobei ihm eine zweijährige Frist zur Wiedereinstellung, bei fortdauernder Eignung, gewährt wurde.¹⁴

[Forts. Anm. 4] DDR-Literatur, aber auch z.B. in Chinesisch. Mir ist gleichwohl keine einzige mit Primärquellenangaben versehene Darstellung über sein Leben in Deutschland bekannt.

5 Stadtarchiv München (künftig zitiert: StadtA M), PMB B 356. Weitere staatliche und kirchliche Unterlagen.

6 StadtA M, Hauptliste Nr. 442002; Gemeindezeitung München, Nr. 28 vom 7.4.1903.

7 Totenbuch St. Johann Baptist, Ismaning, 1902, S. 78; StadtA M, Hauptliste Nr. 442002.

8 Staatsarchiv München (künftig zitiert: StA M), LRA Nr. 94550.

9 StadtA M, PMB B 356; StA M, Lehrerbildungsanstalt Pasing (künftig zitiert: LP) 35. A.S. Titov behauptet, Braun hätte aufgrund seiner hervorragenden Leistungen ein Stipendium erhalten. Vgl. A.S. Titov, Otto Braun — Kommunist-Internationist, in: Problemy Dal'nego Vostoka, (1978), H.1, S.138–140, hier S.139.

10 StA M, LP 34.

11 StA M, LP 34; Bayerisches Hauptstaatsarchiv (künftig zitiert: BHStA)/Abt. 4, Kriegsarchiv, KrStR 4487/269.

12 Otto Braun, Gegen die „weiße“ Schlinge, in: Neue Berliner Illustrierte, (1968), H.45, S.38.

13 StadtA M, PMB B 356; Jahresbericht der Lehrerbildungsanstalt Pasing für das Schuljahr 1918/19, Pasing 1919; StA M, LP 35.

14 StA M, PA 11965.

1918–1921: Erste politische Betätigung

Nach eigener Aussage trat Braun als eines der ersten Mitglieder in den Nachkriegswirren im Dezember 1918 der „Freien Sozialistischen Jugend“ (FSJ) unter Alfred Kurella¹⁵ bei und warb unter Schülern und Studenten für die FSJ und ihre Ziele. Auch betätigte er sich als Fahnenträger während verschiedener Märsche (z.B. nach der Ermordung Kurt Eisners), wobei er durchaus schlagkräftig die Fahne verteidigte. Schließlich trat er im März oder April der KPD bei.

Mitte April, als die kommunistische Räterepublik ausgerufen wurde, will auch Braun aktiv gewesen sein. In der Nacht vom 14. auf den 15. April 1919 (vermutlich eine Nacht vorher) eilte Braun, nach eigener Darstellung, bewaffnet zum Münchner Ostbahnhof, um durch entsprechende Einstellung der Signale einen „weißen“ Truppentransport aufzuhalten. Danach will er an der „Eroberung“ der Kaserne der Republikanischen Schutzwehr beteiligt gewesen sein und auch an den Kämpfen um den Hauptbahnhof teilgenommen haben.

In der zweiten Aprilhälfte, so erzählt Braun, befand er sich auf Propaganda-Tour im westlichen Bayern; Ende des Monats kehrte er recht entmutigt zurück, da er die Isolierung Münchens erkannt hatte. Am 1. Mai sollte er auf einer Jugendversammlung eine Ansprache halten, rief alle zum „Fronteinsatz“ auf und begab sich mit einem kleinen Trupp auf die Straße. Dort wurden sie, wegen ihrer roten Fahne, gejagt, konnten aber entkommen; der „Kleinste, Behendeste“ steckte sich die Fahne unter das Hemd und entkam. Braun und seine Gruppe kämpften noch weiter und verübten Anschläge, doch gaben auch sie nach ein paar Tagen auf und gingen auseinander, „in den Tod die einen, in den Kerker die anderen.“¹⁶

Leider läßt sich von Brauns Erzählungen nichts mehr durch unabhängige, d.h. nicht aus kommunistischer Hand stammende, oder wenigstens zeitgenössische Quellen nachweisen. In den biographischen Artikeln finden sich zwar vereinzelt Ergänzungen, z.B. daß Braun bereits vor Kriegsende einer Jugendgruppe, möglicherweise sozialdemokratischer Prägung, angehörte,¹⁷ doch sind auch diese nicht belegt. Zudem ist der weitaus größte Teil eher detailärmer, es wird oft nur von einer Teilnahme an der Räterepublik geschrieben.¹⁸

Meines Wissens die einzige Ausnahme dazu bildet ein Artikel in der kommunistischen „Neuen Zeitung“, in dem die Ereignisse des 1. Mai etwas anders als bei Braun geschildert werden. Hier heißt es, daß Braun in „hervorragender Weise an der Rettung der Fahne der Kommunistischen Jugend beteiligt“ war. Durch seine Geistesgegenwart und Beherrschung konnte ein Offizier geblufft werden und Braun und sein Begleiter, eben der Autor dieses

15 Braun sollte Kurella noch häufiger in der Sowjetunion treffen, so 1929, im Winter 1943/44 im Nationalkomitee Freies Deutschland und nach dem Zweiten Weltkrieg bei gemeinsamen Bergtouren im Kaukasus. Otto Braun, Geburtstagskinder — Alfred Kurella zu seinem Sechzigsten, in: Neue Deutsche Literatur, Jg.3 (1955), H.5, S.152–154.

16 Otto Braun, In der Münchner FSJ, in: Deutschlands Junge Garde. Lebensbilder deutscher Kommunisten und Aktivisten der ersten Stunde, Berlin [Ost] 1954, S. 163–165. Dieser Artikel entspricht dem bereits vorher zitierten aus der Neuen Berliner Illustrierten (Otto Braun, Gegen die „weiße“ Schlange).

17 Anonym, Otto Braun, der Flüchtling aus Moabit (künftig zitiert: Otto Braun), in: Neue Zeitung, vom 19. April 1928 (BHStA, Sammlung Personen 9331); A.S. Titov, K 80-letiju so dnja roždenija Otto Brauna [Zum 80. Geburtstag Otto Brauns] (künftig zitiert: K 80-letiju), in: Problemy Dal'nego Vostoka, (1980), H.3, S.160–164, hier S.160. Letzterer behauptet, wie die „Bol'saja Sovetskogo Enciklopedija“, daß Braun dem Spartakus-Bund angehört habe. Vgl. Bol'saja Sovetskogo Enciklopedija [Große Sowjet-Enzyklopädie], Bd.4, Moskva 1971, S.10. Assi Hahn, ein deutscher Kriegsgefangener im Zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion, schreibt, Braun hätte ihm gesagt, er sei „der Geismörder aus dem Luitpoldgymnasium vom 30. April 1919“. Vgl. Assi Hahn, Ich spreche die Wahrheit!, Eßlingen 1951, S.73. Daß Braun an dieser Aktion beteiligt gewesen war, erscheint mir eher unwahrscheinlich. Es gibt auch in der Literatur zu den Ereignissen in München in dieser Zeit meines Wissens keine Erwähnung Brauns.

18 Vgl. Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86; Schriftsteller der DDR, Leipzig 1974, S.72f.

Artikels, konnten entkommen. Einige Tage darauf wurde Braun festgenommen, es gelang ihm jedoch, eine Namensgleichheit auszunutzen, und spätestens am 15. Mai befand er sich wieder in Freiheit. Da er wegen seiner Aktivitäten der Schule verwiesen wurde, begab er sich auf die Walz in Norddeutschland.¹⁹

Dieser Artikel enthält nun aber zwei entscheidende Fehler: Nach dem Polizeimeldebogen befand Braun sich nämlich ab 16. Mai im Gerichtsgefängnis Neudeck.²⁰ Tatsächlich lief bei der Staatsanwaltschaft München I ein Verfahren wegen mutmaßlicher kommunistischer Aktivitäten gegen Braun (Az.3 S XVIII 529/19), es wurde jedoch wegen Mangels an Beweisen eingestellt.²¹ Und wie bereits oben beschrieben, legte Braun Mitte Juni seine Prüfung ab und erhielt sogar die Zulassung zum Praktikum an der Volksschule. Es ergibt sich also, daß man über Brauns Aktivitäten während der Räterepublikzeit so gut wie nichts weiß. Es ist anzunehmen, daß er sich revolutionär betätigte, doch die Einzelheiten bleiben unklar.

Die nächsten zwei Jahre sind ebenfalls schlecht belegt. Braun scheint sich in Norddeutschland (Hamburg, Berlin, möglicherweise auch in Dänemark) aufgehalten zu haben, war aber von Juli bis Dezember 1920 bei seiner Mutter in München, ab 29. Dezember 1920 in Berlin gemeldet, wobei er sein Geld wohl zeitweise als Privatlehrer verdiente.²²

Er soll an den Märzaufständen 1921 in Mitteldeutschland beteiligt gewesen sein, doch ließ sich hierfür kein Beweis finden, und auch die Biographen geben keine näheren Hinweise.²³ Polizeilichen Berichten zufolge spielte Braun bereits damals eine bemerkenswerte Rolle im kommunistischen Nachrichtendienst, benutzte eine Reihe von Decknamen und hatte Verbindungen zu Rechtsparteien wie zu Behörden.²⁴ Es muß allerdings betont werden, daß trotz recht intensiver Bemühungen auch in den 20er Jahren kein genaues Bild über Brauns Tätigkeit in dieser Zeit vorlag.

1921–1925: Die Freyberg-Affäre

Am 23. Juli 1921 zwischen 21 und 22 Uhr drangen in die Wohnung des russischen Oberst Freyberg in Berlin-Charlottenburg fünf Männer ein, die mittels gefälschter Ausweise vorgaben, Kriminalbeamte zu sein und eine Hausdurchsuchung durchführen zu müssen. Frau Freyberg und ein Kapitän Bulipin²⁵ — Freyberg war nicht anwesend — wurden mit einer Waffe bedroht und mußten tatenlos zusehen, wie eine größere Menge politischer Dokumente in zwei Koffer verpackt wurde und die Täter anschließend in zwei Autodroschken flohen. Da Freyberg Vertreter des „weißrussischen“ Generals Semenov war, außerdem bereits früher von der „Roten Fahne“ und der sowjetischen Vertretung in Berlin beschuldigt worden war, ein

19 Anonym, Otto Braun.

20 StadtA M, PMB B 356.

21 Anklageschrift gegen Otto Braun und Genossen (künftig zitiert: A), S.20f. Eine Kopie der Anklageschrift befindet sich jeweils in: Landesarchiv Berlin (künftig zitiert: LAB), Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht (künftig zitiert: G.b.d.L.) Nr.2644; Zentrales Staatsarchiv Potsdam (künftig zitiert: ZStA P), III 17 P-A. 554/14 (Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung); ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd.I (Reichsjustizministerium). Die Originalakte der Münchner Staatsanwaltschaft zu diesem ersten Verfahren gegen Braun war nicht mehr aufzufinden.

22 Anonym, Otto Braun; StadtA M, PMB B 356 (danach trat Braun am 29. April 1920 aus der Kirche aus); Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86. Berliner Tageblatt (künftig zitiert: BT), vom 7.5.1922 (Morgen).

23 Z.B.: A.S. Titov, K 80-letiju, S.160; Schriftsteller der DDR, S.73.

24 A, S.22. Auch: Münchner Zeitung, vom 5./6. Mai 1928 (StA M, Pol.Dir. 15510). Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2 S. 86; Schriftsteller der DDR, S. 73; Julius Mader, Otto Braun — leidenschaftlicher Internationalist (künftig zitiert: Otto Braun), in : horizont, Jg.7 (1974), H.38, S.28–29.

25 Der Name ist nicht gesichert: In den frühen Berichten heißt er Bulugin, später auch Bulnirin oder Bulinpin. Er war Adjutant Freybergs. Siehe BT, vom 25.7.1921 (Abend), 7.5.1922 (Morgen); Rote Fahne (künftig zitiert: RF), vom 23.2.1922 (Morgen); Vorwärts, vom 23.2.1922 (Morgen).

Werbebüro für die „weißen“ Truppen in Sibirien zu betreiben, und da Geld und Wertsachen unberührt blieben, lag der Verdacht nahe, es handele sich um ein politisch motiviertes Verbrechen.²⁶

Am 28. Juli wurde der erste Täter gefaßt: Er hatte eine Aktentasche in einem der Wagen liegen gelassen und war dadurch ermittelt worden. Es handelte sich um einen Mann, der, wie sich kurze Zeit darauf ergab, seinen Mittätern als Hermann oder Oskar und als Kommunist bekannt war — tatsächlich handelte es sich um Otto Braun.²⁷ Nach seiner Verhaftung gab er zunächst an, für die Kommunisten tätig gewesen zu sein, widerrief jedoch bald darauf.²⁸ Bis zum 6. August befand sich Braun im Polizeigewahrsam, danach bis zum 15. September in Untersuchungshaft; nach Stellung von 5000 Mark Kautions durch einen Dritten wurde er freigelassen.²⁹

Nach Braun wurden bald auch seine Komplizen festgenommen, die der KPD angehörten, angeblich aber auch für rechte Kreise Aufträge ausgeführt hatten. Dem Raubzug hatten sich zudem ein oder zwei Russen angeschlossen, über die jedoch nicht viel bekannt wurde. Die gestohlenen Akten konnten nicht mehr aufgefunden werden.³⁰

In der „Roten Fahne“ begann sofort eine Kampagne gegen den „Lockspitzel“ Oskar, der im Auftrag der Organisation Escherich (Orgesch) die KPD habe unterwandern sollen und für rechtsextreme Kreise den Aktenraub geplant habe. Dafür hätte er vom preußischen Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, Weismann, Stempel und Ausweise erhalten, die dieser natürlich als gestohlen meldete. Es sei möglich — und es wurde später akzeptiert —, daß unter den Mittätern Kommunisten seien, die aus „berechtigter Empörung“ über die Tätigkeit des Oberst Freyberg mitgemacht hatten, aber „Oskar“ hätte alle angestiftet und getäuscht.³¹ Nachdem am 28. September 1921 Anklage gegen Braun erhoben worden war, begann am 22. Februar 1922 die Verhandlung vor dem Schwurgericht des Landgerichts III in Berlin (Az. 13a/A.J. 29/21). Braun gab offen zu, der Urheber des Plans gewesen zu sein, behauptete aber, im Auftrag einer „nationalgesinnten Persönlichkeit“ gehandelt zu haben: Freyberg stände im Verdacht, Spitzeldienste für polnisch-französische Interessen zu verrichten.³²

Nach einer Unterbrechung wurde am 25. Februar die Verhandlung vertagt, am 8. Mai wieder aufgenommen. Ohne daß man nun wirklich wußte, für wen Braun eigentlich gearbeitet hatte (und welche Tätigkeit Freyberg tatsächlich ausübte), wurde am 9. Mai abends das Urteil gefällt: Braun wurde wegen Beihilfe zur Amtsanmaßung und Anstiftung zur Urkundenfälschung zu 7 Monaten Haft verurteilt, wobei ein Monat Untersuchungshaft angerechnet wurde. Die Anklage wegen Raubes war fallengelassen worden. Er wurde aufgefordert, sich binnen einer Woche zu stellen.³³

Doch Braun stellte sich nicht. Sein Anwalt reichte ein Gnadengesuch ein: Braun sei inzwischen verheiratet (seit 1921; ein Kind), außerdem sei er berufstätig (er arbeitete seit dem

26 Siehe BT, vom 25.7.1921 (Abend) und vom 26.7.1921 (Morgen); RF, vom 26.7.1921 (Morgen).

27 LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bd.1; BT, vom 6.8.1921 (Abend) und vom 22.2.1922 (Abend).

28 RF, vom 25.2.1922 (Morgen); Vorwärts, vom 25.2.1922 (Morgen). Vgl. A, S.21.

29 LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bde 1, 2.

30 RF, vom 7.8.1921 (Morgen); BT, vom 6.8.1921 (Abend). Zu den Russen siehe RF, vom 23.2.1922 (Morgen).

31 RF, vom 6.8.1921 (Morgen) und vom 28.10.1921 (Abend) (letzteres in LAB, G.b.d.L. Nr. 388, Bd.3). Braun besaß damals wirklich einen Stempel des preußischen Kommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung. A, S.22.

32 BT, vom 22.2.1922 (Abend) und vom 25.2.1922 (Morgen); Vorwärts, vom 25.2.1922 (Morgen). Die Frage, ob Freyberg französischer oder polnischer Spion war, wurde von der Verteidigung häufig gestellt und war Ursache für manche Verzögerung, da erst Zeugen geladen werden mußten.

33 BT, vom 7.5.1922 (Morgen), vom 8.5.1922 (Abend), vom 9.5.1922 (Morgen), und vom 10.5.1922 (Abend); LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bd.2. Auszug aus dem Strafregister der Polizeidirektion München (LAB, G.b.d.L. 2644, Bd.1). Brauns Komplizen erhielten geringere Strafen, zum Teil auf Bewährung.

1. Februar 1922 für das „antikommunistische“ Nachrichten- und Korrespondenzbüro Coruna in Berlin³⁴); das Gesuch wurde am 22. Februar 1923 abgelehnt, woraufhin am 20. März ein Haftbefehl ausgestellt wurde. Da der Justizminister das Gnadengesuch zwar abgelehnt, aber Haftaufschiebung gewährt hatte, wurde mit Mitteilung vom 29. März die Haftvollstreckung vorläufig ausgesetzt.

Am 13. August wurde erneut ein Gnadengesuch abgelehnt, Ende 1923 und Anfang 1924 wurden Haftbefehle erlassen; Braun wurde steckbrieflich gesucht. Am 20. September 1925 wandte sich ein Mitglied des preußischen Landtags an das Gericht und bat, im Auftrag Brauns, der sich im Ausland befinde, um Annullierung des Urteils, jedoch erfolglos.³⁵

Braun hatte sich also, mit Ausnahme der Untersuchungshaftzeit, der Strafe vorläufig entzogen. Im Nachhinein wurde von den Kommunisten behauptet, seine angebliche Tätigkeit für rechte Gruppen sei nur ein Schutzmanöver gewesen, um sich eine mildere Strafe zu sichern; zwar handelte es sich nicht nur um ein Manöver, einigen Erfolg zeitigte es aber allemal.³⁶

1923–1926: Die Jahre der Illegalität

Ab 1923, nachdem er sich von seiner Frau getrennt hatte, lebte und arbeitete Braun unter verschiedenen Decknamen (darunter Karl Wagner, Edwin Tesch, Dr. Gärtner etc.)³⁷ als „Illegaler“, zeitweise zusammen mit Olga Benario.³⁸ Während dieses Jahres soll er die Parteischule besucht und danach im Pressebüro der KPD-Zentrale und als Zeitungsredakteur in Thüringen gearbeitet haben.³⁹ Laut Anklageschrift betätigte er sich in dieser Zeit als Waffenaufkäufer in Thüringen (vor allem in der Nähe der Waffenfabriken in Suhl und Zella-Mehlis), die Behauptung ist jedoch nicht vollkommen gesichert.⁴⁰ In einem Bericht des Reichskommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung (künftig: Reichskommissar) vom April 1923 wird ein „Braun“ erwähnt, der der Führer einer kommunistischen Selbstschutz-Abteilung Jugend im Raum Erfurt sei; ob es sich hier um Otto Braun handelt, ist ungewiß.⁴¹ — Ende 1923 oder Anfang 1924 bis April oder Mai 1924 war Braun Organisationssekretär der KPD in Thüringen, als der er u.a. mit dem Wiederaufbau der KPD-Organisation nach dem Oktober-Aufstand zu tun hatte.⁴²

34 ZStA P, III 17 P.-A. 554/14. In A, S.22, heißt es, Coruna sei ein kommunistisches Nachrichtenbüro gewesen; vermutlich handelt es sich dabei um einen Druckfehler.

35 LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bde 3, 4.

36 RF, vom 17.4.1928 (StA M, Pol.Dir. 15510). So hatte die Deutsche Zeitung vom 25. Juli 1921 (Abend) noch in großen Lettern von einem „Kommunistischen Raubüberfall“ berichtet, die Verhandlung gegen Braun wurde jedoch nur noch sporadisch verfolgt, in den beiden Ausgaben nach dem Urteil (10. Mai 1921) wurde eine kommunistische Verbindung schließlich überhaupt nicht mehr erwähnt, das Urteil wurde ohne Kommentar und fast versteckt gemeldet.

37 Zu Wagner = Braun, siehe A, S.23ff. Mit einem Paß unter dem Namen Tesch wurde er verhaftet, siehe A, S.35ff. Dr. Gärtner wird z.B. in ZStA P, RSHA Abt. IV, St 3/254, als Deckname geführt. Diese Decknamen sind gesichert, eine Reihe weiterer wird in verschiedenen Akten genannt, der Identifikationsprozeß ist aber teilweise nicht recht nachvollziehbar.

38 A, S.20. Olga Benario, geb. 12. Februar 1908, war die Tochter eines Münchner Rechtsanwalts und hatte Braun vermutlich 1924 kennengelernt. Siehe Fernando Morais, Olga, São Paulo 1986; Ruth Werner, Olga Benario. Die Geschichte eines tapferen Lebens (künftig zitiert: Olga Benario), Berlin [Ost] 1961 (in diesem Buch heißt Braun „Kurt“); A, S.102 (hier beginnt die Anklageschrift gegen Olga Benario). Olga Benario soll im sowjetischen Nachrichtendienst tätig gewesen sein; sie war zeitweise als Sekretärin in der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin angestellt. A, S.102; ZStA P, III 17 P.-A. 554/14.

39 A.S. Titov, K 80-letiju, S.160. Auch: Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86; Schriftsteller der DDR, S.73.

40 A, S.39ff; LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bd.4.1. Die Frankfurter Zeitung, Nr.276 vom 13.4.1928, dementierte Brauns Waffenkäufe, hatte sie aber selbst in Nr.273 vom 12.4.1928, gemeldet. Andere Zeitungen blieben dabei, so die Münchner Neuesten Nachrichten, Nr.101 vom 13.4.1928.

41 Records of the German Foreign Office received by Dept. of State, Microcopy No. T 120, Roll No. 3663. Braun war auch unter dem Namen „Jugend-Ottl“ bekannt.

42 A, S.40, 43. A.S. Titov, K 80-letiju, S.160f., schreibt, Braun sei zweiter Organisationssekretär im thüringischen Untergrundkomitee der Partei gewesen und im Frühjahr 1924 wieder in die Zentrale berufen worden. Die Tätig-

Spätestens ab Mitte 1924 war Braun, inzwischen wieder in der Berliner Zentrale, ein führendes Mitglied im illegalen Apparat der KPD.⁴³ Seine genaue Funktion, ebenso wie sein „Titel“, bleiben unbekannt, zumindest solange, bis eine vernünftige Organisationsgeschichte des oder der „Apparate“ vorliegt.⁴⁴ Jedenfalls betätigte er sich nachrichtendienstlich — in führender Position —, im Ressort Zersetzung wenigstens durch theoretische Arbeiten, und, besonders bedeutsam, im Bereich Schulung durch Ausarbeitung und Abhaltung von Kursen (zusammen mit Eisler?) sowie durch Verfassen zahlreicher Artikel und Mitherausgabe verschiedener illegaler Zeitschriften, z.B. „Bürgerkriegshefte“, „Oktober“ etc. Hierbei ging es ihm vor allem um militärische und militärpolitische Inhalte — ein Thema, das auch in China Braun besonders am Herzen lag⁴⁵ —, nachrichtendienstliche Probleme wurden ebenfalls nicht vernachlässigt.⁴⁶

Ein weiterer Tätigkeitsbereich Brauns scheint der Kontakt mit rechten Kreisen gewesen zu sein. Bereits 1921 soll er in Waffenschmuggel mit dem Freikorps Oberland verwickelt gewesen sein;⁴⁷ seine Tätigkeit für das „Coruna“ wurde bereits erwähnt, auf diese Weise konnte er leichter Informationen über die entsprechenden rechten Gruppen besorgen. Die Verbindungen scheinen aber noch weiter gegangen zu sein. Glaubt man den Behauptungen in der Akte des Reichskommissars über Braun, so stand die völkische „Eiserne Schar“ unter Leitung der KPD, und Georg Semmelmann, laut Anklageschrift einer von Brauns Agenten, arbeitete für die KPD in den „Vereinigten Vaterländischen Verbänden“ (VVV).⁴⁸ Wie sich bei Brauns Verhaftung (s.u.) zeigen sollte, war Braun auch im Herbst 1926 noch mit solchen Angelegenheiten beschäftigt.

[Forts.Anm.42] keit als Organisationssekretär wird auch anderswo erwähnt, z.B. in: Bol'saja Sovetskogo Enciklopedija, Bd.4, S.10; SBZ-Biographie, Berlin 1965, S.47; Julius Mader, Otto Braun, S.28.

43 A, S.45 (danach war Braun sogar, mindestens seit Juli 1925, Mitglied des ZK der KPD und im Politbüro); StA M, Pol.Dir. 6907 (Urteil gegen Braun und Genossen, hier ...), S.13ff; A.S. Titov, K 80-letiju, S.161. Nach Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86; und Lazitch war Braun bereits früher Mitarbeiter des ZK und im Apparat. Vgl. Branko Lazitch, Biographical Dictionary of the Comintern, 2., überarb. Aufl., Stanford/CA 1986, S.44–45 (die dortigen Daten sind, zumindest was Braun betrifft, recht ungenau). In einem DDR-Band wird Braun, neben Wilhelm Pieck, Hugo Eberlein, Heinz Neumann u.a. als eines der Mitglieder des zentralen Revolutionskomitees genannt. Vgl. Geschichte der Militärpolitik der KPD (1918–1945) (künftig zitiert: Militärpolitik). Hrsg. von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Paul Heider, Berlin [Ost] 1987, S.126. Eine enge Zusammenarbeit besonders mit Pieck und Gerhart Eisler (der u.a. später ein Vorgänger Brauns im Fernostbüro der Komintern in Shanghai war) wird auch in einem anonymen Bericht behauptet (siehe Anm. 44).

44 Die Darstellungen von Erich Wollenberg oder Margarete Buber-Neumann sind bestenfalls eine erste Approximation. Vgl. Wollenberg, Der Apparat. Stalins fünfte Kolonne (künftig zitiert: Apparat), Bonn 1951; Margarete Buber-Neumann, Der kommunistische Untergrund. Ein Beitrag zur Geschichte der kommunistischen Geheimarbeit (künftig zitiert: Untergrund), Kreuzlingen 1970. Vgl. auch Franz Feuchtwanger, Der militärpolitische Apparat der KPD 1928–1935. Erinnerungen (künftig zitiert: M-Apparat), in: IWK, Jg.17 (1981), H.4, S.485–533. Ein anonymen Bericht (streng vertraulich) vom 27. November 1926 an den Reichskommissar benennt Braun als „Reichsnachrichtenleiter“ Ende 1923, Anfang 1924. ZStA P, III 17 P-A. 554/14. Den Ausdruck „Reichsnachrichtenleiter“ verwendet auch Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86. 1922 soll Braun Nachrichtenleiter im Oberbezirk Mitte (Leipzig) gewesen sein. A, S.22.

45 Siehe Freddy Litten, Braun in China, S.47ff.

46 A, S.45ff., 75ff. Z.B. stammen von Braun: Zertrümmerung der proletarischen Hundertschaften, in: Hefte vom Bürgerkrieg, Jg.2. (1924), H.17, S.19–23; Der Reichswehretat von 1926, in: Die Internationale, Jg.9 (1926), H.5, S.142–146; Nachrichtendienst, in: Hefte vom Bürgerkrieg, Jg.3. (1925), H.2, S.21–27. StA M, Pol.Dir. 6907, S.13, enthält ein Verzeichnis der Artikel. Vgl. Militärpolitik, S.154.

47 ZStA P, III 17 P-A. 554/14.

48 ZStA P, III 17 P-A. 554/14; A, S.99. Zur „Eisernen Schar“ siehe Bundesarchiv Koblenz (künftig zitiert: BA K), R 134/30 (vgl. Anm.59). Die VVV (Vereinigte Vaterländische Verbände) bildeten eine Dachorganisation verschiedener rechtsradikaler Gruppen. Die „Verkleidung“ von Kommunisten als Konservative oder Rechtsextreme ist nicht allzu ungewöhnlich, wie das Beispiel des späteren Ministers für Staatssicherheit der DDR, Wilhelm Zaisser, zeigt, der in China in den späten 20er Jahren als Ex-Offizier mit entsprechender Einstellung auftrat und sogar eine Filiale des „Stahlhelm“ gegründet haben soll. Siehe Karl Wilhelm Fricke, Die DDR-Staatssicherheit, Köln 1984, S.204ff; Erich Wollenberg, Apparat, S.29. Die Karriere Zaisers, vor allem in der Sowjetunion, hat einige Parallelen zu der Brauns (Fremdsprachenverlag, Politarbeit unter Kriegsgefangenen).

Aus all dem ergibt sich, daß Braun tatsächlich ein hoher Funktionär in den „illegalen Apparaten“ der KPD war, wenn nicht der Leiter mindestens eines von ihnen (N-Apparat?). Allerdings nehme ich an, daß Braun eher eine Art „technischer Leiter“ war, dem ein „politischer Leiter“ bei- bzw. übergeordnet war, der die Strategie festlegte.⁴⁹ Braun tat sich nach allen vorliegenden Informationen zeitlebens politisch nicht hervor, sondern folgte der vorgegebenen Linie — was ihm möglicherweise das Überleben sicherte.⁵⁰ Dies mag ein Grund dafür sein, warum Braun im Zusammenhang mit den „illegalen Apparaten“ in der Literatur nicht auftaucht; ein anderer ist vermutlich, daß die „Apparate“ nach dem Oktober 1923 abgebaut wurden und erst gegen Ende der 20er Jahre wieder erstarkten und die wenigen Forschungen im wesentlichen die „Blütezeiten“ behandeln.⁵¹

Unbewiesen, jedoch sehr wahrscheinlich ist, daß Braun in der Zeit seiner Illegalität Kontakt mit sowjetischen Geheimdiensten hatte. Es ist bekannt, daß vor allem der sowjetische Militärgeheimdienst den deutschen „Apparat“ als Reservoir für Agenten betrachtete.⁵² In dem bereits erwähnten anonymen Bericht vom 27. November 1926 wird behauptet, daß Braun von Moskau aus angestellt und besoldet wurde.⁵³ Braun hatte auch recht intensiven Kontakt mit einem dänischen Kommunisten namens Laursen, der wegen nachrichtendienstlicher Tätigkeit (OGPU und/oder Komintern) vom Reichsgericht im April 1927 zu einer zweieinhalbjährigen Strafe (abzüglich sechs Monate U-Haft) verurteilt, am 21. Oktober 1927 aber in einem deutsch-sowjetischen Agentenaustausch abgeschoben worden war. Bei Laursen hatte man eine Quittung gefunden, die mit „Karl“ unterzeichnet war, außerdem hatte er sich im Frühjahr 1926 nahezu dreißigmal mit „Karl“ getroffen; „Karl“ (Wagner) aber war ein Deckname Brauns.⁵⁴ Daß Braun bereits damals in den Dienst eines sowjetischen Nachrichtendienstes getreten war, was zudem für seine Entsendung nach China von Bedeutung wäre, kann angenommen werden.⁵⁵

Brauns Tätigkeit spielte sich nicht nur in Berlin, wo er häufig die Wohnung wechselte, ab, sondern er reiste des öfteren, z.B. nach Bayern (Braun war leidenschaftlicher Bergsteiger/wanderer, so daß er Arbeit und Vergnügen auf diese Weise verbinden konnte).⁵⁶ Auf einer dieser Fahrten wurde er am 15. August 1926 in Nürnberg vorübergehend von der Polizei unter einem falschen Namen festgenommen: Diese Verhaftung hatte noch keine weiteren Folgen

49 Die innerparteiliche Stellung und Autonomie der „Apparate“ in Verbindung mit der militärischen Leitung der KPD war von Zeit zu Zeit offenbar verschieden und führte wohl zu einigen Streitigkeiten. Hinweise dazu in ZStA P, III 17 P.-A. 554/14; (Braun-)Material: Organisationsfragen (s.u.).

50 Während der Kontroverse um Arkadij Maslow und Ruth Fischer (linke Opposition) scheint Braun der Linie der Komintern gefolgt zu sein, was die in dem anonymen Bericht (Anm. 44) erwähnte Gegnerschaft Fischers und Maslows zu Braun erklären könnte. Eine Ausnahme in Brauns Linientreue scheint 1963 aufgetreten zu sein, woraufhin Braun als Erster Sekretär des Schriftstellerverbandes abgelöst wurde. Konrad Franke, Die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, München 1971, S.115f. Die Tatsache(?), daß Braun nach seiner Rückkehr aus China in Ungnade fiel, heißt nicht, daß politische Gründe dahintersteckten. Fast alle „China-Berater“ erlitten dieses Schicksal, Braun war einer der wenigen, die es überlebten (anders erging es z.B. V.K. Bljucher, Pavel Mif, u.v.a.).

51 Erich Wollenberg, Apparat; Margarete Buber-Neumann, Untergrund; Heinz Höhne, Der Krieg im Dunkeln, München 1985, S.251ff. Eine der wenigen Stellen, an denen Braun vielleicht erwähnt wird, findet sich bei Walter Zeutschel, Im Dienst der kommunistischen Terror-Organisation (Tscheka-Arbeit in Deutschland), Berlin 1931, S.112, wo es heißt, daß die Militär-Organisation an einen „bewährten Genossen“ übergeben worden sei, der sich auf seine militärischen Kenntnisse viel einbilde — eine Beschreibung, die auf Braun durchaus zutrifft.

52 Siehe Erich Wollenberg, Apparat, S.14; W.G. Krivitsky, I was Stalin's Agent, London 1939, S.64. Vgl. aber auch Franz Feuchtwanger, M-Apparat, S.531.

53 Siehe Anm. 44.

54 ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 20146 (Reichskommissar, betr. Laursen); A, S.32ff., 87f; StA M, Pol.Dir. 6907, S.14f.

55 Freddy Litten, Braun in China, S.16f.

56 Ruth Werner, Olga Benario, passim; A, S.88ff.

für ihn, doch wurde er am 15. September 1926 in einem Gasthof in Berlin beobachtet, als er einen Militärkursus abhielt. Nach weiterer Observierung wurde er schließlich am 30. September morgens festgenommen.⁵⁷ Braun war dabei gerade in einer Unterredung mit dem aus dem Hitler-Putsch bekannten Führer des „Bund Oberland“ und jetzt „national-bolschewistischen Gedankengängen“ zuneigenden Beppo Römer, der ebenfalls festgenommen wurde.⁵⁸

Das „Braun-Material“

Noch am Tage seiner Verhaftung wurde in Brauns (und zu diesem Zeitpunkt auch Olga Benarios) Wohnung eine Haussuchung vorgenommen, bei der umfangreiches Material über die KPD beschlagnahmt wurde. Neben Heften der „Internationale“, der „Bürgerkriegshefte“, des „Oktober“, etc., die eine Reihe von Artikel enthielten, die mit K(arl) W(agner) gezeichnet waren, wurde auch Material zur Abhaltung militär-politischer Kurse entdeckt. Dieses Material bot einen wichtigen Einblick in die Schulungsarbeit der KPD und wäre auch heute noch für Historiker von Interesse.

Das Kursus-Material ist folgendermaßen gegliedert:

Material I: Über die richtige Auffassung des bewaffneten Aufstandes.

Material II: Allgemeine Grundsätze der m(ilitär)-politischen Arbeit.

Material III: Die Organe der Staatsgewalt.

Material IV: Die bewaffneten Kräfte der Bourgeoisie.

Material V: Die besonderen militär-politischen Aufgaben in der Gegenwart (enthält: Die Zersetzungsarbeit).

Material VI: Der rote Frontkämpferbund.

Material VII: Richtlinien für die Informationskurse. Thema: Nachrichtendienst.

Material VIII: Abwehr.

Material: Organisationsfragen.

Dieses Material ist nicht nur in der Anklageschrift ausgewertet, es findet sich auch vollständig in zwei Lageberichten des Reichskommissars.⁵⁹ Ob dieses Material nun allein von Braun verfaßt wurde oder unter seiner wesentlichen Mithilfe entstanden ist, kann nicht beantwortet werden.⁶⁰ Daß er an der Abfassung beteiligt war und das Material bei Schulungen verwendete, ist nahezu sicher.⁶¹

57 A, S.37, 90, 18f.

58 A, S.66; ZStA P, III 17 P-A. 554/14. Zu Römer, der in den frühen 30er Jahren zur KPD übertrat und 1944 als Widerständler hingerichtet wurde: Werner Salomon, Vom kaiserlichen Offizier zum Soldaten der Revolution, in: Militärgeschichte, Jg.13 (1974), H.3, S.321-331. Die dort auf S.323 zur Verhaftung Römers angeführte Quelle ist das Material des Reichsjustizministeriums zum Fall Braun und Genossen. Siehe Anm. 59.

59 A, vor allem S.53ff; BA K, R 134/31 (Material I, II, V-VIII), R 134/32 (Material III, IV.; ursprünglich bei Olga Benario gefunden). Das Material ist auch auf Mikrofiche veröffentlicht. Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung und Nachrichtensammelstelle im Reichsministerium des Inneren — Lageberichte (1920-1929) und Meldungen (1929-1933). Hrsg. von Ernst Ritter, München 1979. Siehe auch StA M, Pol.Dir. 6907, S.16ff; ZStA P, III 17 P-A. 554/14. Im Zentralen Staatsarchiv Potsdam liegen überdies 52 Bände Material zum Prozeß gegen Braun und Genossen (Az. 14a/13 J 356/26). Dieses Material wurde nicht durchgearbeitet, da bereits aus der Kenntnis der Akten des Reichskommissars und des Reichsjustizministeriums festgestellt werden konnte, daß nur die einigermaßen beweisbaren Behauptungen in die umfangreiche (100 Seiten) Anklageschrift aufgenommen wurden. Zwar ist anzunehmen, daß für einen Historiker der „illegalen Apparate“ einiges dort zu finden ist, für die Biographie Brauns dürfte jedoch dieses Material wenig ergiebig sein, besonders im Verhältnis zum Aufwand; hier ist es einfacher, die Anklageschrift zu benutzen.

60 Zwar decken sich einige Artikel Brauns mit Teilen des Materials, doch muß dies nicht unbedingt heißen, daß er beides geschrieben hatte. Im Gerichtsurteil gegen Braun und Genossen findet man, daß Braun „im wesentlichen nichts Neues geschaffen, sondern nur das gut zusammengestellt hat, was in kommunistischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht worden ist.“ StA M, Pol.Dir. 6907, S.4. Übereinstimmungen könnten sich also auch aus der Verwendung gleicher Quellen erklären.

61 A, S.73.

1926–1928: Haft und Flucht

Nachdem er drei Tage im Polizeipräsidium verbracht hatte und dort verhört worden war,⁶² saß Braun vom 2. bis 26. Oktober 1926 in Untersuchungshaft in Berlin-Altmoabit. Vom 26. Oktober 1926 bis 26. April 1927 verbüßte er die noch ausstehenden sechs Monate Haft aus der Verurteilung wegen der Freyberg-Affäre.⁶³ Ab 26. April 1927 saß er wiederum in U-Haft. Nach seiner eigenen Beschreibung war Braun während seiner Haftzeit eigentlich recht aktiv, was politische Missionstätigkeit anging, und nie deprimiert.⁶⁴ Allerdings wurde dieser Text eher als Propaganda-Mittel der Roten Hilfe denn als Beschreibung der tatsächlichen Verhältnisse verfaßt, und ist daher nicht allzu glaubwürdig.⁶⁵

Als zu Beginn des Jahres 1928 die Anklageschrift des Oberreichsanwalts vorlag und im Mai der Prozeß (Az. 14a/13 J 356/26) gegen Braun wegen Hochverrats und verschiedener anderer Vergehen eröffnet werden sollte (kurz vor den Reichstagswahlen), spitzte sich die Lage zu. Die Anklage lautete auf hochverräterische Unternehmungen zwischen 1923 und 1926, Teilnahme und Unterstützung einer staatsfeindlichen Verbindung, (Urkunden-) Diebstahl, Falschaussage etc.⁶⁶ Am 25. Februar wurde Braun zu seinem Ehescheidungstermin in ein anderes Landgericht überbracht; dabei war von den Kommunisten seine Befreiung geplant. Allerdings wurde Braun so schwer bewacht, daß der Versuch aufgegeben wurde.⁶⁷

Der zweite Versuch hingegen hatte spektakulären Erfolg. Am 11. April 1928, um 9 Uhr morgens, hatte Olga Benario wieder einmal einen Besuchstermin bei Braun, der, wie üblich, im Zimmer des Untersuchungsrichters stattfand. Kurz nachdem sie eingetreten war, folgten sechs „Genossen“ (ein siebter, offenbar der Anführer, hielt vermutlich draußen Wache) und hielten die anwesenden Beamten mit (ungeladenen) Pistolen in Schach. Braun sprang über die Barriere im Zimmer und floh mit Olga, auch die anderen machten sich in dem entstehenden Durcheinander aus dem Staub. Nur einer, der sich verlaufen hatte, konnte gefaßt werden.⁶⁸ Die Meldung von Brauns Befreiung ging sofort durch die gesamte deutsche Presse. Die Reaktionen reichten von tiefster Empörung beim „Völkischen Beobachter“ bis zu heller Freude bei der „Roten Fahne“.⁶⁹ Nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Pistolen offenbar nicht

62 Nach: Otto Braun, Moabit, in: Problemy Dal'nego Vostoka, (1978), H.1, S.141–148. Hierbei handelt es sich um einen auszugsweisen Nachdruck von Otto Braun, Moabit, Moskva 1929. Das Verhaftungsdatum gibt Braun zwar fälschlicherweise mit 20. September an, doch stimmen die drei Tage mit den Angaben in A, S.3, überein.

63 LAB, G.b.d.L. Nr.388, Bd.3; A, S.3. Dies bedeutet, daß er nicht, wie oft behauptet, 18 Monate (oder gar 24) in Untersuchungshaft saß, da diese sechs Monate abgerechnet werden müssen. Vgl. z.B.: Hermann Weber, Die Wandlung, Bd.2, S.86 (18 Monate); Julius Mader, Otto Braun (24 Monate).

64 Otto Braun, Moabit.

65 So gibt Braun Olga Benario als seine Frau aus, was nicht den Tatsachen entsprach, aber ihr Zusammensein in der Sowjetunion „legalisiert“.

66 A, S.4f.

67 LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.6; K.F. (= Hermann Dünow), Revolutionäre Abwehraktionen (künftig zitiert: Abwehraktionen), in: Oktober, Jg.4 (1929), H.3, S.14–18, hier S.15f. Zu Hermann Dünow = K.F., siehe Militärpolitik, S.154. Auch Braun erwähnt die starken Sicherheitsmaßnahmen, ohne allerdings den Grund für seine vorübergehende Verlegung anzugeben. Otto Braun, Moabit, S.146. Olga Benario war wahrscheinlich nicht an diesem Befreiungsversuch beteiligt, denn in ihrer Biographie ist davon nichts zu finden. Vgl. Ruth Werner, Olga Benario. Braun war ob des Fehlschlags dieses Versuchs offenbar recht deprimiert. Siehe Olga Benarios Brief an Braun vom 22. März 1928: LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.1.

68 Es ist nicht möglich, alle Darstellungen dieser Befreiungsaktion aufzuführen. Direkte Zeugenaussagen, die noch die Verwirrung widerspiegeln, finden sich in ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd.I. Von den gedruckten Darstellungen erscheinen mir besonders interessant die von K.F., Abwehraktionen; Otto Braun, Moabit, S.146f; Ruth Werner, Olga Benario, S.46ff. Siehe auch die nächste Anmerkung. Am selben Morgen scheint auch Egon Erwin Kisch zu einer Zeugenvernehmung vorgeladen gewesen zu sein. LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.10.

69 Zahlreiche Zeitungsausschnitte finden sich in StA M, Pol.Dir. 15510; und LAB, G.b.d.L. Nr.2644. Völkischer Beobachter, vom 15./16.4.1928. Die Neue Zeitung, Nr. 85 vom 12.4.1928, hatte zuerst von einer Entführung Brauns durch „Kräfte der Reaktion“ berichtet. Siehe dagegen: RF, Nr.86 vom 12.4.1928. Auch ausländische Zeitungen nahmen die Meldung auf, so der „Corriere della Sera“ und „Le Figaro“.

geladen gewesen waren, betrachtete auch die „bürgerliche“ Presse die Tat mit gewisser Achtung. „Wildwest, Politik und Liebe“ boten eine gute Story.⁷⁰

Indessen suchte ein großes Polizeiaufgebot nach Braun und Benario, über Rundfunk wurde eine Beschreibung durchgegeben, eine Belohnung von immerhin 5000 Reichsmark ausgesetzt und jeder Spur nachgegangen. Es gab zahlreiche Falschmeldungen, von Marseille bis Wien, doch Braun konnte nicht gefunden werden.⁷¹

Tatsächlich hielt sich Braun noch in Berlin versteckt, wechselte aber häufig die Adresse, und trat schließlich Anfang Mai die Reise in die Sowjetunion an, vermutlich über Polen, den letzten Teil sehr wahrscheinlich mit dem Zug.⁷² Am 10. Mai kam er wohl dort an.⁷³ Eine Beteiligung sowjetischer Dienste an der Flucht aus Deutschland ist anzunehmen.⁷⁴

Am 4. Mai wurde, wie geplant, das Verfahren gegen Braun und Genossen eröffnet; einem Antrag der Verteidiger, das Verfahren gegen Braun wegen dessen Abwesenheit abzutrennen, wurde nicht stattgegeben; das Urteil erstreckte sich dann aber doch nur auf die Mitangeklagten.⁷⁵ Gleichzeitig war gegen Olga Benario und Braun ein Strafverfahren wegen Befreiung bzw. Anstiftung zur Befreiung eines Gefangenen am Landgericht I Berlin anhängig (Az. I J 217/28).

Die Verfahren wegen hochverräterischer Unternehmungen wurden aufgrund eines Amnestiegesetzes für politische Straftaten (RGBl. I, S.195) am 14. Juli 1928 eingestellt, die Steckbriefe daraufhin zurückgenommen. Die Verfahren wegen Anstiftung zur Gefangenenbefreiung (Braun) und Gefangenenbefreiung (Benario) wurden aufrechterhalten, da der zuständige Ferienstrafsenat keinen Fortsetzungszusammenhang mit der hochverräterischen Tätigkeit hatte annehmen wollen, in welchem Fall eine Amnestie überhaupt nicht zulässig gewesen wäre; diese Verfahren wurden erst am 23. Mai 1929, resp. im Juli 1929, eingestellt.⁷⁶

Bis heute ungeklärt ist die Frage, wer die Befreiung Brauns organisiert hatte. War Olga Benario die treibende Kraft gewesen, wie Ruth Werner angibt,⁷⁷ oder hatte gar Braun selbst den Plan entworfen und ihr bei den Besuchen mitgeteilt?⁷⁸ Oder, was mir glaubwürdiger erscheint, hatte der Apparat der Partei, möglicherweise mit Unterstützung bzw. auf Weisung Moskaus die Befreiung geplant, einmal um den Prozeß gegen Braun zu verhindern, andererseits als Aktion zur Wiederbelebung des revolutionären Geistes?⁷⁹

70 Z.B.: Die Welt am Abend, Nr. 115 vom 18.5.1928. Dieser Artikel gab vor, ein Gespräch mit Olga Benario in München wiederzugeben, die aber zu dieser Zeit bereits in Moskau war. Die Aussagen Margarete Buber-Neumanns sind etwas übertrieben und zum Teil falsch: Margarete Buber-Neumann, Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrweges (künftig zitiert: Potsdam Moskau), Stuttgart 1957, S.238f. „Wildwest ...“ sind Schlüsselworte eines Artikels in der Wiener Neuen Freie Presse, vom 12.4.1928.

71 StA M, Pol.Dir. 15510.

72 Als Aufenthaltszeit werden 14 Tage (Neue Zeitung, Nr.III vom 14.5.1928) bis vier Wochen (RF, Nr.247 vom 19.10.1928) angegeben. Der letzte Artikel stammt angeblich von Braun selbst. Die Abwehr-Abteilung des Reichswehrministeriums berichtete an den Reichskommissar am 21.4.1928, daß man aus einer bisher stets zuverlässigen Quelle erfahren habe, daß Braun in einer „bolschewistischen Behörde“ in Berlin Unterschlupf gefunden habe. ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd. II (bei dieser Akte handelt es sich um den Folgeband zu ZStA P, III 17 P.-A. 554/14). Als Zwischenstationen seiner Flucht werden Stettin oder Leipzig angegeben. Vgl. Fernando Morais, Olga, S.6; LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.6; Augsburger Abendzeitung, vom 10.5.1928.

73 Augsburger Abendzeitung, vom 10.5.1928; RF, Nr.117 vom 19.5.1928; Postkarte von Braun an S.M. vom 15. Mai, in: StA M, Pol.Dir. 15510.

74 Vgl. ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd. II.

75 StA M, Pol.Dir. 6907. Drei der Mitangeklagten wurden am 14. Juli 1928 amnestiert (s.u.).

76 ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd. I; StA M, Pol.Dir. 15510; LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.1.

77 Ruth Werner, Olga Benario, S.92ff.

78 Fränkischer Kurier, Nr.101 vom 12.4.1928 (in: StA M, Pol.Dir. 15510). Dagegen spricht nicht nur ein Dementi Brauns (LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd.1), sondern auch die Tatsache, daß in seiner Zelle die Namen verschiedener Kommunisten aufgefunden wurden, so daß sich der Eindruck ergibt, Braun sei auf den Zeitpunkt der Befreiung nicht vorbereitet gewesen. Dies beweist andererseits nicht, daß er nicht bei der Planung der Befreiungsmethode beteiligt war.

79 K.F., Abwehraktionen; Margarete Buber-Neumann, Potsdam Moskau, S.239; RF, Nr.90 vom 17.4.1928 (angeblicher Brief Brauns).

Der Reichskommissar hielt nach längeren Untersuchungen einen gewissen „Heini“ alias Hans Seiler (geb. am 17. Mai 1898) für den Kopf der Aktion. Andere sprachen sich für Hans Kippenberger (u.a. mit Heini = Kippenberger) oder Hermann Dünow oder „Genosse X“ aus.⁸⁰ — Wie dem auch sei, Otto Braun saß in Moskau, und in Deutschland erinnerten sich wohl bald nur noch die GeStaPo und das Reichssicherheitshauptamt an ihn.⁸¹ Sein Name, bzw. seine Decknamen (Li De, Hua Fu, Wagner) sollten in den nächsten zweieinhalb Jahrzehnten eher im Osten bekannt werden.

80 ZStA P/Außenstelle Berlin, ZC 6527, Bd.II. Über Seiler konnte nichts näheres in Erfahrung gebracht werden. Für Kippenberger: Margarete Buber-Neumann, Potsdam Moskau, S.239; Franz Feuchtwanger, M-Apparat, S.527f.; LAB, G.b.d.L. Nr.2644 Bd.6 (Heini). Für Dünow: Für ein sozialistisches Vaterland, Hrsg. von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Paul Heider, Berlin [Ost] 1981, S.48f. Dünow selbst schreibt, die „Mit-arbeiter“ Brauns hätten die Idee zur Befreiung gehabt; nach Beratung sei ein Genosse X mit der Durchführung beauftragt worden. K.F., Abwehraktionen, S.15. X ist vielleicht „Alfred“ bei Ruth Werner, Olga Benario, S.94. Semmelmann, den Dallin als Befreier nennt, kann es nicht gewesen sein, da er zu jener Zeit selbst in Haft war. Vgl. David J. Dallin, Soviet Espionage, New Haven 1955, S.117. Der Berliner Lokal-Anzeiger, vom 1.5.1928 (in LAB, G.b.d.L. Nr.2644, Bd. 10), nannte sogar Bela Kun als einen der Befreier. Persönlich halte ich Kippenberger für den wahrscheinlichsten Kandidaten.

81 Bereits am 3. Oktober 1928 hatte die bayerische Polizei an Braun einen Auslandsheimatschein ohne Bedenken ausgestellt. StA M, Pol.Dir. 15510. Vgl. ZStA P, RSHA Abt. IV, St 3/254 (Liste flüchtiger Kommunisten vom Juli 1940).

ZUR VORGESCHICHTE DES GERAER VEREINSTAGS 1867. EINE DOKUMENTATION

Von Ursula Herrmann

A) EINLEITUNG

Das Archiv des August-Bebel-Instituts bei der Historischen Kommission zu Berlin¹ enthält mit den Briefen von Vereinen, Gauverbänden und Mitgliedern des Ständigen Ausschusses des Vereinstags Deutscher Arbeitervereine einen immensen Quellenfundus zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Nur sehr wenig ist bisher davon veröffentlicht und ausgewertet worden.² Hiermit werden aus dem Zeitraum von Juli bis September 1867 je drei Briefe von August Bebel und Max Hirsch abgedruckt. Beide waren auf dem Geraer Vereinstag, der am 6. und 7. Oktober 1867 stattfand, die Hauptkandidaten für die Wahl des Verbandspräsidenten, und bekanntlich siegte Bebel über Hirsch. Ihre Briefe sind an Johann Peter Staudinger in Nürnberg, den Vorsitzenden des Ständigen Ausschusses des Vereinstags Deutscher Arbeitervereine, gerichtet. Außerdem wird der Vorgeschichte des Vereinstags, die in der Forschung bisher kaum behandelt wurde,³ unter Auswertung des August-Bebel-Archivs nachgegangen.

1 Vgl. Ernst Schraepler, Quellenmaterial zur Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung im Archiv des August-Bebel-Instituts, in: IWK, H.3 (Dez.1966), S.25f.

2 Vgl. Ernst Schraepler, Der Zwölfer-Ausschuß des Vereinstages Deutscher Arbeitervereine und die Ereignisse von 1866. Aus der Korrespondenzmappe des Vorsitzenden, Schneidermeister Staudinger (künftig: Ernst Schraepler), in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd.16/17, Berlin 1966, S.210–253; Shlomo Na'aman, Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpartei. Der Fünfte Vereinstag der Deutschen Arbeitervereine zu Nürnberg im Jahre 1868. Eine Dokumentation (= Beihefte zur IWK, hrsg. von Henryk Skrzypczak, 4), Berlin 1976.

3 Vgl. neuerdings Shlomo Na'aman, Arbeitervereine, Arbeitertage und Arbeiterverband — drei Etappen auf dem Weg zur Arbeiterpartei, in: Berichte über die Verhandlungen der Vereinstage deutscher Arbeitervereine 1863 bis 1869, Nachdrucke. Hrsg. von Dieter Dowe, Berlin und Bonn 1980 (künftig: Shlomo Na'aman, Berichte), S.IX–LI; ders. Arbeiterbewegung und Arbeiterzeitung, in: Flugblatt vom ständigen Ausschusse des Vereinstages Deutscher Arbeitervereine, Nr.1–15, Mai bis 3. September 1865, Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei; Deutsche Arbeiterhalle, Flugblätter, Im Auftrage des ständigen Ausschusses deutscher Arbeitervereine hrsg. von J.P. Eichelsdörfer, ab Nr.8, 15. Oktober 1867: Organ des Vereinstages deutscher Arbeiter-Vereine, hrsg. von J.P. Eichelsdörfer, Jg. 1–2, 1. Juni 1867 — 4. Dezember 1868, Nachdrucke. Hrsg. von Dieter Dowe, Berlin und Bonn 1980 (künftig: Shlomo Na'aman, Flugblatt), S.VII–XXXV.

Die 1863 in Frankfurt/Main unter liberaler Führung erfolgte Gegengründung zum Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) bezeichnete sich auch 1867 noch als „Vereinstag deutscher Arbeitervereine“.⁴ Darin fand ihre sehr lockere Organisationsform Ausdruck. Vertreter von Arbeitervereinen trafen sich periodisch zu Vereinstagen, und in der Zwischenzeit erhielten sie vom Ständigen Ausschuß des Vereinstags — gegen einen Mitgliedsbeitrag — Broschüren, Berichte und Mitteilungen zugesandt.

Angesichts der zunehmenden politischen Auseinandersetzungen um den einheitlichen deutschen Nationalstaat wuchs im VDAV die politische Differenzierung. Es fanden sich aber 1867 Vertreter verschiedener politischer Auffassungen zusammen, um die Organisation des VDAV zu festigen. Die Entscheidung in Gera für August Bebel stellt diesen Vereinstag in einen Entwicklungsprozeß, der 1868 auf dem Vereinstag in Nürnberg zur Annahme des Programms der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) führte, woraufhin die liberal gesinnten Vertreter aus dem VDAV ausschieden, und der 1869 in die Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei mündete, in deren Gefolge sich die Trennung von der Volkspartei vollzog. Das gemeinsame Streben am Vorabend des Geraer Vereinstags nach Fortbestand des VDAV und die dabei verfolgten unterschiedlichen Zielstellungen sollen durch die Dokumentation genauer erhellet werden.

Mitte Mai 1867 wandte sich Staudinger mit einem Rundschreiben „An die geehrten Arbeiter-Vereine Deutschlands“.⁵ Seit Anfang November 1866 war dies der erste offizielle Kontakt mit den Vereinen seitens des Ausschusses, der seit August 1866 auch nicht mehr über ein Arbeiterblatt Mitteilungen verbreiten konnte. Das Rundschreiben begann mit der Feststellung: „Die meisten Ausschußmitglieder und eine große Anzahl Vereine haben sich aufs entschiedenste für irgendwelche Vertretung unseres Verbandes durch die Presse ausgesprochen [. . .]. Der Ausschuß beschließt, insbesondere zur Vorbereitung des nächsten Vereinstags, wieder Flugblätter, je nach Bedürfnis, herauszugeben in der Art, wie sich dieselben vor dem Stuttgarter Vereinstag so trefflich bewährt haben.“ Das Mai-Zirkular forderte die Vereine auf, das zu gründende Blatt durch Geldmittel und durch Berichte zu unterstützen.

Eine festere Organisation wurde in zahlreichen Briefen an Staudinger befürwortet. Der Arbeiterbildungsverein München bemängelte im Januar 1867, daß vom Ständigen Ausschuß nichts zu hören sei und verlangte Ende März die rasche Einberufung eines Vereinstags.⁶ Die gleiche Forderung erhoben im März die Vereine von Dresden⁷ und Stuttgart.⁸ Für einen festeren Zusammenhalt plädierten Lindau,⁹ Offenbach¹⁰ und der neu gegründete Mittelrheinische Arbeiterverband.¹¹ Am 7. März mißbilligte Robert Krebs, Vorsitzender des Berliner Arbeitervereins, im Brief an Staudinger: „Vier Monate“ sind seit dem letzten „Schreiben verflossen, ohne daß auch nur das geringste von seiten des Ausschusses geschehen ist, was eine

4 Statut des Vereinstags deutscher Arbeitervereine, in: Deutsche Arbeiterhalle, 15. November 1867. In diesem Sinn wird im folgenden die Abkürzung VDAV verwendet.

5 August-Bebel-Institut, Archiv, A II: 4. Deutscher Vereinstag, Gera 1867, Vollmachten, Briefe, Protokolle und Aufrufe des Ständigen Ausschusses (1866), (künftig: A II). Die Datierung läßt sich schlußfolgern aus einem Bericht von Carl Thorade, in: Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juni 1867.

6 Vgl. August-Bebel-Institut, Archiv, A 7: Briefe an Johann Peter Staudinger (Nürnberg), Vorsitzender des Ständigen Ausschusses Deutscher Arbeitervereine, Briefe vom 9.9. 1865 — 4.10.1867 (künftig: A 77), Nr.127, 17. Januar 1867; Nr.96, 29. März 1867.

7 Vgl. A 7, Nr.114, 3. März 1867.

8 Vgl. A 7, Nr.113, 3. März 1867.

9 Vgl. A 7, Nr.126, 21. Januar 1867.

10 Vgl. A 7, Nr.108, 5. März 1867.

11 Vgl. A 7, Nr.77, Wiesbaden, 14. Mai 1867, von Leonhard von Bonhorst unterzeichnet.

festen Basis bieten könnte, auf welcher die Vereine gemeinsam fortarbeiten könnten. Kein Flugblatt, keine Broschüre, nichts, gar nichts, was irgendwie andeuten könnte, daß eine Zentralstelle vorhanden sei.“¹² Noch am 1. Juli stellte der Arbeiterfortbildungsverein Augsburg fest, daß „schon seit sehr langer Zeit keine Nachricht“ vom Ständigen Ausschuß eingegangen sei, „wodurch die Vermutung allgemein laut wurde, daß das Lebenslicht desselben mit dem des deutschen Bundestages erloschen sei [. . .]. Offen gestanden bedarf dieser [der VDAV] einer bedeutenden Reform, einer durchgreifenden Organisation, um das wirklich sehr lockere Band der Arbeitervereine wieder festzuknüpfen, wodurch wieder neues Leben und größeres Vertrauen gewonnen werden könnte“.¹³

Die unbefriedigende Situation im VDAV lag maßgeblich in der objektiven Situation begründet. Als Staudinger am 15. September 1866 bei den Ausschußmitgliedern wegen eines Vereinstags noch im gleichen Jahr anfragte, erhielt er die Antwort, daß sich zunächst die Vereine festigen müßten, bevor wieder ein Vereinstag stattfinden könnte.¹⁴ Infolge des preußisch-österreichischen Krieges, von Einberufungen zum Heer, der Wirtschaftskrise mit Geschäftsstockungen und Arbeitslosigkeit sowie Lebensmittelverteuerung war die Mitgliederzahl vieler Vereine stark gesunken. In Pforzheim hatte sich die Mitgliederzahl um ein Drittel verringert.¹⁵ Der Vorsitzende des Zwickauer Vereins sprach im Mai 1867 von einem kleinen Häuflein.¹⁶ Crimmitschau teilte mit, daß der Verein durch die Kriegseignisse gelähmt worden sei.¹⁷ Berlin berichtete von einer stark geschmolzenen Mitgliederzahl.¹⁸ Gleiches vermeldete der Verein in Luckenwalde.¹⁹ Der große Hamburger Arbeiterbildungsverein erklärte sogar seinen Austritt aus dem VDAV, weil ihm die Mitgliedsbeiträge zu hoch waren.²⁰ Mitgliedsbeiträge trafen 1866 schon bei den Vereinen kaum ein, geschweige denn beim Ausschuß. Die andauernde Wirtschaftskrise lastete auch 1867 noch schwer auf den Vereinen, verstärkt durch die Kriegsgefahr im Frühjahr 1867 infolge der sogen. Luxemburgkrise.²¹ Doch empfindung der Ständige Ausschuß nun, durch das Mai-Zirkular veranlaßt, mehrere Beitragssummen,²² wenn auch sehr zögerlich und bei weitem nicht ausreichend.

Die Befürworter einer wirkungsvolleren Tätigkeit des VDAV ließen sich zumeist davon leiten, daß im Prozeß der Umgestaltung Deutschlands die Arbeiterinteressen stärker zur Geltung gebracht werden müßten. Das aber bedingte, zu den Ergebnissen des preußisch-österreichischen Krieges Stellung zu nehmen. Preußen hatte mit Eisen und Blut seine Vormachtsan-

12 A 7, Nr.107.

13 A 7, Nr.45.

14 Vgl. August Bebel an Peter Staudinger, 23. September 1866, in: Ernst Schraepler, S.233; Max Hirsch an Peter Staudinger, 24. September 1866, in: a.a.O., S.235; Leopold Sonnemann an Peter Staudinger, 21. September 1866, in: a.a.O., S.231.

15 Vgl. A 7, Nr.76, 15. Mai 1867.

16 Vgl. A 7, Nr.73, 22. Mai 1867.

17 Vgl. A 7, Nr.41, 21. Juli 1867.

18 Vgl. A 7, Nr.81, 30. April 1867.

19 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 18. September 1867.

20 Vgl. A 7, Nr.93, 30. März 1867.

21 Es handelte sich um den Anspruch Napoleons III. auf Luxemburg, dem sich Preußen entschieden widersetzte. Im Mai 1867 wurde die Neutralität Luxemburgs auf einer Staatenkonferenz garantiert.

22 Laut einer Liste in den Papieren des VDAV bezahlten folgende Vereine 1867 einen Beitrag: Altenburg, Augsburg, Berlin, Crimmitschau, Dresden, Edenkoben, Frankenberg, Fürth, Gera, Gießen, Hanau, Hannover, Hildesheim, Hohenberg, Leipzig (Arbeiterbildungsverein, Fortbildungsverein, Verein Bauhütte), Luckenwalde, Mannheim, München, Münden, Nürnberg, Oldenburg, Pforzheim, Stuttgart, Thurm, Weimar und Weida. Die höchsten Summen bezahlte Stuttgart für den Gauverband Württemberg (30 Gulden) sowie Leipzig und Pforzheim (je 17,30 Gulden). Vgl. August-Bebel-Institut, Archiv, A 2, Briefe an August Bebel, Vorort Leipzig des Verbandes Deutscher Arbeitervereine, Schreiben vom 7.10.1867–23.6.1868 (künftig: A 2), Nr.45.

sprüche durchgesetzt und die Voraussetzungen für die Gründung des Norddeutschen Bundes geschaffen, der die deutschen Staaten bis zur Mainlinie vereinte. Die Haltung zu Bismarcks Weg der Vereinigung Deutschlands unter Vorherrschaft des preußischen Militarismus führte zu Spaltungen innerhalb der bürgerlichen und junkerlichen Parteien und rief auch in den Arbeitervereinen und bei den Ausschußmitgliedern Pro und Contra hervor.

Vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges hatte der Ständige Ausschuß auf seiner Beratung in Mannheim am 10. Juni 1866 die Vereine aufgefordert, in den Reihen der Volkspartei gegen die Verpreußung Deutschlands zu wirken.²³ Diesen Beschluß vertraten Fritz Bandow, damals Vorsitzender des Berliner Arbeitervereins;²⁴ August Bebel, Vorsitzender des Leipziger Arbeiterbildungsvereins, des sächsischen Gauverbandes und im August 1866 Mitbegründer der vorwiegend von Arbeitern getragenen sächsischen Volkspartei;²⁵ Johann Peter Eichelsdörfer aus Mannheim; August Hochberger aus Stuttgart, vorher in Esslingen;²⁶ Jacob König aus Hanau;²⁷ Friedrich Albert Lange, ein angesehener Verfechter der Volksrevolution und der Arbeiterbelange;²⁸ Gustav Richter vom Hamburger Arbeiterbildungsverein;²⁹ Emil Sauerteig vom Arbeiterbildungsverein Gotha;³⁰ Leopold Sonnemann, 1863 bis 1865 Vorsitzender des Ständigen Ausschusses, Herausgeber eines führenden Blattes der Bismarck-Opposition und Mitbegründer der süddeutschen Volkspartei;³¹ und Peter Staudinger, mehrjähriger Vorsitzender des Nürnberger Arbeiterbildungsvereins und seit 1865 Vorsitzender des Zwölferausschusses,³² wie der Ständige Ausschuß auch genannt wurde. Carl Lippold, Vorsitzender des Arbeitervereins in Glauchau, hatte sich in der Diskussion für die preußische Hegemonie ausgesprochen.³³ Max Hirsch, führend im Magdeburger Arbeiterverein und Leiter des Gauverbandes des Regierungsbezirks Magdeburg (Preußen) nahm an der Beratung nicht teil.³⁴ Im Spätherbst 1866 unterzeichnete Staudinger allein ein Zirkular an alle Vereine.³⁵

23 Vgl. Ernst Schraepfer, S.227/228.

24 Fritz Bandow verstarb im September 1866. Seit April 1867 gehörte Robert Krebs als Vertreter des Berliner Arbeitervereins dem Ständigen Ausschuß an.

25 Vgl. August Bebel. Eine Biographie. Autorenkollektiv unter Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich, Berlin 1989; Brigitte Seebacher-Brandt, Bebel. Kündler und Kärner im Kaiserreich, Berlin und Bonn 1988.

26 Vgl. Wolfgang Schmieder, Von der Arbeiterbildung zur Arbeiterpolitik. Die Anfänge der Arbeiterbewegung in Württemberg 1862/63–1878, Hannover 1970.

27 Jacob König trat vor dem Geraer Vereinstag nicht hervor und nahm an diesem nicht teil.

28 Enttäuscht über die preußische Vorherrschaft in Deutschland siedelte Albert Lange im November 1866 in die Schweiz und schied auf eigenen Wunsch aus dem Ständigen Ausschuß aus. Vgl. Gerd Fesser, Friedrich Albert Lange, Weggefährte der Arbeiterbewegung, in: Gestalten der Bismarckzeit. Hrsg. von Gustav Seeber, 2 Bde, Berlin 1978 und 1986, Bd.2, S.55–74 sowie die dort genannte Literatur.

29 Nach dem Austritt des Hamburger Arbeiterbildungsvereins betrachtete sich Gustav Richter nicht mehr als Mitglied des Ausschusses.

30 Vgl. die Dokumente Nr.1 und 2.

31 Vor der Annexion von Frankfurt/Main durch preußische Truppen hatte sich Leopold Sonnemann nach Stuttgart begeben, wo er sich von Juli bis November 1866 aufhielt. Sein Blatt wurde sofort verboten. Ab November 1866 erschien das von ihm herausgegebene Organ mit dem Titel „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“. Vgl. Walter Wittwer, Leopold Sonnemann. Ein Bankier und Zeitungsverleger im Kampf gegen Bismarck, in: Gestalten der Bismarckzeit. Hrsg. von Gustav Seeber, Bd.1, Berlin 1978, S.267–285, sowie die dort genannte Literatur.

32 Vgl. Shlomo Na'aman unter Mitwirkung von Hans Peter Harstick, Die Konstituierung der deutschen Arbeiterbewegung 1862/1863. Darstellung und Dokumentation. Hrsg. vom Internationalen Institut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam, Assen 1975, vor allem S.201ff., S.253f., S.328, S.735 und S.742; Hugo Eckert, Liberal- oder Sozialdemokratie. Frühgeschichte der Nürnberger Arbeiterbewegung, Stuttgart 1968.

33 Vgl. Ernst Schraepfer, S.227/228; Carl Lippold an Peter Staudinger, 29. März 1867, A 7, Nr.95.

34 Vgl. Gustav Seeber, August Bebel und Max Hirsch. Vier unveröffentlichte Briefe August Bebel aus den Jahren 1865–1868 (künftig: Gustav Seeber, Bebel und Hirsch), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin, Jg.14 (1966), H.5, S.766–780 sowie die dort genannte Literatur.

35 Vgl. Freunde, Brüder, Arbeiter Deutschlands! Nürnberg, 1. November 1866, in: Ernst Schraepfer, S.237–241, Zitate S.240 und S.241.

Sonnemann hatte es zu großen Teilen verfaßt unter Mitwirkung von Staudinger und Hochberger und wohl auch in Konsultation mit Lange.³⁶ Dieses Dokument ist die umfassendste politische Stellungnahme des VDAV zu den Ergebnissen des preußisch-österreichischen Kriegs, vom Standpunkt der Gegner der Verpreußung Deutschlands verfaßt.

Im November-Zirkular hieß es zwar, den Streit um politische Fragen wolle der VDAV den Parteien überlassen. Zugleich aber wurde festgestellt, daß die Ergebnisse des Krieges die Erreichung der politischen und sozialen Forderungen der Arbeiter nicht nähergerückt hätten. Die große Mehrheit der Deutschen Fortschrittspartei habe sich „zur politischen und sozialen Neugestaltung des Vaterlandes gänzlich unfähig gezeigt“ und sei nunmehr zu den Gegnern der Arbeiterbewegung zu zählen. Daher tue die „Einigkeit und Einmütigkeit“ des Arbeiterstandes mehr denn je not. Das Zirkular forderte die Vereine auf, mit anderen Arbeiterorganisationen zusammenzuwirken, was auf den ADAV gerichtet war. In diesem Zusammenhang wurde von der „Notwendigkeit einer Umgestaltung der Produktionsverhältnisse“ durch Koalitionen und Genossenschaften gesprochen. Das November-Zirkular bildete eine wichtige Zäsur auf dem Weg der Trennung des VDAV vom Liberalismus.

August Bebel referierte den Aufruf 1910 in seinen Lebenserinnerungen eingehend, aber aus der historischen Distanz angesichts der Erfolge der sozialdemokratischen Partei und des Niedergangs der Volkspartei doch recht kühl. Ganz anders reagierte er im November 1866. Damals erklärte er sich „mit dem Inhalt [. . .] vollkommen einverstanden“. Er „werde dafür sorgen, daß je 1 Exemplar sämtlichen sächsischen Arbeitervereinen zukommt, außerdem habe ich den Aufruf in der ‚Mittel[deutschen] Volks-Zeitung‘ mit einer entsprechenden Bemerkung abdrucken lassen“.³⁷

Gegen das November-Zirkular mit seiner Kritik an der Fortschrittspartei wandte sich der Magdeburger Gauverband unter Vorsitz von Max Hirsch. Eine entsprechende Stellungnahme sandte er an die Vereine.³⁸ Dem schloß sich der Stuttgarter Arbeiterbildungsverein an. Er protestierte gegen das Zirkular, weil es den Verband entzweie. Stuttgart war zu dieser Zeit Vorort des württembergischen Gauverbandes, so daß auch dieser Protest schwer wog.³⁹ Auch Carl

36 Über die Verfasserschaft des November-Zirkulars gibt es verschiedene Versionen. Aus den Briefen an Staudinger läßt sich folgendes ermitteln: Staudinger reiste nach Stuttgart zu Sonnemann und Hochberger. Er legte den Entwurf einer Stellungnahme vor. Dieser wurde von Sonnemann sehr weitgehend — nach Staudingers Abreise — umgeschrieben („Von Ihrem Entwurfe habe [ich] soviel als möglich herausgenommen, den anderen fand ich unbrauchbar. Mit Zuckerwasserredensarten von Freiheit und Gleichheit lockt man jetzt nicht einmal einen Hund mehr hinterm Ofen hervor.“ — A 7, Nr.144; Ernst Schraepfer, S.237). Die neue Fassung besprach Sonnemann mit Hochberger („Hochberger ist einverstanden, ich habe nach seinen Bemerkungen einiges geändert.“ — Ebda.). Er sandte am 27. Oktober diese Neufassung als Manuskript an Staudinger, der seinerseits Veränderungen vornahm. Am 30. Oktober schrieb Sonnemann an Staudinger: „Ich habe Ihre beiden Briefe nebst Einlagen empfangen. Der Aufruf ist fertig gesetzt. Ich habe in der Korrektur gemildert, wo es möglich war. Ich hoffe, jetzt, Sie und wir alle werden Ehre damit einlegen. Namentlich wird sich Freund Lange freuen, daß seine Ideen bei uns Anklang fanden.“ (A 7, Nr.141). Wenig später, am 27. Februar 1867, räumte Staudinger Hirsch gegenüber als „vertrauliche Mitteilung“ Sonnemanns führende Feder ein. Hirsch riet Staudinger, „wenigstens den Führern unserer Bewegung nicht zu verheimlichen, wie unerhört Ihr Name von Sonnemann mißbraucht worden ist“ (Ernst Schraepfer, S.244). Staudinger hatte sich zu dieser Zeit vom Standpunkt der Volkspartei abgewandt, was Bebel zunächst unbekannt blieb, wie die abgedruckten Briefe zeigen.

37 August Bebel an Peter Staudinger, 21. November 1866, A 7, Nr.137. Vgl. auch August Bebel, *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd.6, *Aus meinem Leben* (künftig: BARS, Bd.6, Aml.). Bearb. von Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Wilfried Henze und Ruth Rüdiger, Berlin 1983, S.130. Die *Mitteldeutsche Volks-Zeitung* war nicht zugänglich.

38 Die Stellungnahme liegt nicht vor. Sie ergibt sich aus Briefen an Staudinger.

39 Vgl. A 7, Nr.113. Hochberger hatte sich im Stuttgarter Verein gegen diese Stellungnahme ausgesprochen. Am 11. März 1867 schrieb er an Staudinger: „Gegen das Schreiben des hiesigen Vereins an Sie resp. den Ausschuß habe ich protestiert, bei der politischen Stellung, die dieser Verein einnimmt, natürlich ohne Erfolg. Herr Hirsch in Magdeburg und Konsorten hätten besser getan, sich vorerst privatim an den Ausschuß zu wenden, ehe sie öffentlich auftraten.“ (A 7, Nr.103). Zum liberalen Standpunkt des Stuttgarter Vereins vgl. Hugo Eckert, *Anm.*32.

Thorade, Vorsitzender des Gauverbandes Oldenburg,⁴⁰ und Carl Lippold aus Glauchau⁴¹ wandten sich gegen das Zirkular. Auf einen gegen Staudinger gerichteten Angriff des Crefelder Handwerkersvereins erschien ein „Offenes Schreiben des Berliner Arbeitervereins an die deutschen Arbeiter- und Handwerker-Vereine“.⁴² Es verteidigte Feststellungen des November-Zirkulars, betonte aber die Verdienste des liberalen Sozialpolitikers Schulze-Delitzsch. Für das November-Zirkular und gegen die Stellungnahme aus Magdeburg sprachen sich aus die Vereine von Dresden,⁴³ Fürth,⁴⁴ Gotha,⁴⁵ Offenbach⁴⁶ und Thurm bei Zwickau.⁴⁷ Diese zumeist auf Februar/Anfang März konzentrierten Stellungnahmen beschleunigten die Einberufung einer Ausschusssitzung sowie die Kursnahme auf einen Vereinstag. Sie bezeugten den Prozeß verstärkter politischer Differenzierung im VDAV.

Zur Ausschusssitzung am 31. März 1867 in Kassel konnten nur drei Mitglieder des Ausschusses anreisen: Staudinger, Eichelsdörfer und Hirsch, die somit nicht beschlußfähig waren.⁴⁸ Die Ergebnisse der Beratung liegen in dem von Hirsch verfaßten und den anderen Mitgliedern gedruckt zugesandten Protokoll vor.⁴⁹ Es bildete einen Bruch zum November-Zirkular und zur Mannheimer Beratung. Hirsch stand hinsichtlich der Arbeiterpolitik auf den Positionen von Schulze-Delitzsch. Im Hinblick auf die Einheit Deutschlands distanzierte er sich von den Nationalliberalen, neigte aber zur Anerkennung der Bismarckschen Politik.⁵⁰ Seine Position, für die er Staudinger gewann,⁵¹ widerspiegelt sich im Protokoll. Dieses erklärte das November-Zirkular zur Privatmeinung. Es orientierte den VDAV darauf, sich „wieder ausschließlich der sozialen Aufgabe“ zu widmen. Der Vereinstag sollte im Anschluß an den Besuch der Pariser Weltausstellung durch Arbeiterdelegationen stattfinden. Die Finanznot des VDAV wollte Hirsch durch Appelle an bürgerliche Politiker und Vereine lösen, sogar unter Verzicht auf die statutenmäßige Beitragspflicht der Vereine, was den Einfluß liberaler Politiker auf den VDAV verstärkt hätte. Es war Hirschs Anliegen, den VDAV auf liberale Positionen zurückzu-

40 Vgl. Peter Eichelsdörfer an Peter Staudinger, 30. Mai 1867, in: A 7, Nr.67.

41 Vgl. A 7, Nr. 95, 29. März 1867.

42 Vgl. Schraepfer, S.242/243.

43 Vgl. A 7, Nr.114, 3. März 1867.

44 Vgl. A 7, Nr.111, 4. März 1867.

45 Vgl. Emil Sauerteig an Peter Staudinger, 9. März 1867, A 7, Nr.106.

46 Vgl. A 7, Nr.108, 5. März 1867.

47 Vgl. A 7, Nr.101, 12. März 1867.

48 Leopold Sonnemann war krank. Andere konnten die Reisekosten selbst nicht aufbringen. August Bebel hielt die Kasseler Beratung für „eine sehr wichtige und dringliche [. . .], die ich sehr, sehr ungern nicht besuche.“ August Bebel, *Ausgewählte Reden und Schriften*, Bd.1, 1863 bis 1878 (künfig: BARS, Bd.1). Bearb. von Rolf Dlubek und Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Dieter Malik, 3. Aufl. Berlin 1983, Bd.1, S.540. Bebel wollte aber die Sitzungen des Konstituierenden Norddeutschen Reichstags nicht versäumen. Er schrieb Hirsch und nicht Staudinger seine Antwort auf die Fragen, die Staudinger den Ausschußmitgliedern zugesandt hatte. Die von Brigitte Seebacher-Brandt hierzu gegebene Kommentierung (vgl. dies., Bebel, Künder und Kärner im Kaiserreich, S.94) wird den Quellen nicht gerecht.

49 Vgl. Ernst Schraepfer, S.246–250, Zitat S.248. Schraepfer meint, das Protokoll sei auch allen Vereinen zugesandt worden. Dem widerspricht m.E. der an die Ausschußmitglieder gerichtete Vorspann. Auch finden sich keine Stellungnahmen zum Protokoll seitens der Vereine.

50 Max Hirsch hatte am 24. September 1866 an Peter Staudinger geschrieben: „Ich meinerseits bin nach wie vor ein begeisterter Anhänger des *ganzen*, freiheitlich geeinten Deutschlands; aber ich kann die Schlächten in Böhmen und am Main weder ungeschehen machen, noch ihre Folgen ignorieren und bitte meine süddeutschen Freunde inständig, alle Schroffheit gegen Preußen zu vermeiden, damit nicht auch in der großen heiligen Arbeitersache eine Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland geöffnet wird.“ (A 7, Nr.154; vgl. auch Ernst Schraepfer, S.236). In einem Brief vom 30. Mai 1867 wollte er keinesfalls, daß sich Staudinger an den jetzigen Vorstand des Nationalvereins, aus dem linke Liberale ausgetreten waren, wende: „aber ich stimme entschieden dagegen, uns noch ferner mit diesem Pack einzulassen!“ (A 7, Nr.68).

51 Am 5. April 1867 sandte Max Hirsch das Kasseler Protokoll an Peter Staudinger und schrieb diesem: „Ich freue mich innig, daß wir wieder so gut harmonieren.“ (A 7, Nr.90).

führen und ihn eng mit Schulze-Delitzsch zu verbinden.⁵² Dafür war aber keine Mehrheit im VDAV zu gewinnen, auch nicht unter den Ausschußmitgliedern.⁵³ Dem wirkte ebenfalls die „Deutsche Arbeiterhalle“ — so wurden die im Mai-Zirkular angekündigten Flugblätter betitelt — entgegen, die ab 1. Juni 1867 unter der Redaktion von Eichelsdörfer herauskamen. Hirschs Dominanz auf der Kasseler Beratung veranlaßte den Historiker Shlomo Na'aman, von einer „Übergangsphase Hirsch“ in der Leitung VDAV zu sprechen.⁵⁴ Ohne Zweifel förderte die Kasseler Beratung die Herausgabe eines Verbandsorgans und die Vorbereitung des Vereinstags. Aber trotz großer Aktivitäten Hirschs, die sich auch in den hier abgedruckten Briefen widerspiegeln, ließ sich Staudinger keineswegs von ihm allein bestimmen, sondern berücksichtigte durchaus die Meinungen anderer Ausschußmitglieder, vor allem von Bebel, Eichelsdörfer, Hochberger und Sonnemann, wie die im Bebel-Archiv vorhandenen Briefe bezeugen. Die Herausgabe des Presseorgans war auch nicht in erster Linie Hirsch zu danken.⁵⁵ Diesen Wunsch hegten seit längerem Ausschußmitglieder⁵⁶ und Vereine. Auch war die Festlegung von Kassel das eine, ihre Durchführung fast ohne Geldmittel das andere. Dieses Kunststück vollbrachte Eichelsdörfer, der im Januar 1867 die Redaktion des „Deutschen Wochenblatts“, eines Organs der Volkspartei, übernommen hatte und nebenbei die kleinformatigen, 8 oder 16 Seiten umfassenden Flugblätter herausgab, zunächst mit großem Defizit. Eichelsdörfers Verdienst war es, daß eine mehr oder weniger regelmäßige Verbindung des Ausschusses zu den Vereinen und zwischen ihnen hergestellt wurde. Er veröffentlichte eine ständige Rubrik „Der nächste Vereinstag“, für die Staudinger verantwortlich war, und initiierte Berichte aus den Vereinen und Gauverbänden über deren Wirken. Der Nachteil des Blattes — zu sporadisches Erscheinen,⁵⁷ geringe Abonnentenzahl und die Verzögerung notwendiger Informationen — ging nicht zu Eichelsdörfers Lasten.

Die unterschiedlichen Standpunkte im VDAV traten besonders in der Frage hervor, ob und wie der VDAV auf dem Vereinstag politisch Stellung nehmen sollte. Sie konzentrierten sich auf die Wehrfrage, die laut Tagesordnungsvorschlag als erstes beraten werden sollte. Die Wehrfrage wurde zumeist als Umschreibung für die Haltung des VDAV zur Einigung Deutschlands unter preußischer Führung aufgefaßt. Der Liberale Eduard Pfeiffer aus Stuttgart forderte noch in Gera deren Absetzung von der Tagesordnung, „da dieselbe gegenwärtig eine vorzugsweise politische Frage sei und deren Behandlung leicht als eine Kundgebung gegen Preußen aufgefaßt werden könne“.⁵⁸ Bereits im Juli wurde ein Protest des Stuttgarter

52 Im selben Brief schrieb Hirsch: „Schulze-Delitzsch habe ich berichtet, und derselbe war sehr befriedigt und wird auch, wenn nötig, Geldmittel für unsern Verband besorgen; wenn aufgefordert, wird er auch unserem Vereinstag beiwohnen.“

53 Zu den Stellungnahmen der Ausschußmitglieder vgl. Leopold Sonnemann an Peter Staudinger, 30. März und 22. April 1867 (A 7, Nr. 94 und 85); August Hochberger an Staudinger, 25. April 1867 (A 7, Nr.83); Robert Krebs an Staudinger, 30. April 1867 (A 7, Nr.81). Vgl. weiter August Bebel an Max Hirsch, 29. März 1867 und August Bebel an Peter Staudinger, 28. Mai 1867, in: BARS, Bd.1, S.540–548. Vgl. über die Haltung der Vereine auch Toni Offermann, August Bebel und der Deutsche Nationalverein. Unbekannte Briefe Bebels aus seiner Tätigkeit in der sächsischen Arbeiterbewegung 1865/66, in: IWK, Jg.14 (1978), H.3, S.312–328.

54 Vgl. Shlomo Na'aman, Flugblatt, S.XXII.

55 Vgl. a.a.O., S.XXIII.

56 Vgl. August Bebel an Peter Staudinger, 23. September 1866, in: Ernst Schraepler, S.232. August Hochberger schrieb am 13. November 1866 an Peter Staudinger, „vom Neujahr ab müssen wir ein Organ haben, komme es her, wo es will. Denn sonst geht unser deutscher Verband aus dem Leim.“ (A 7, Nr.138).

57 Nummer 1 der „Deutschen Arbeiterhalle“ erschien am 1. Juni 1867, Nummer 2/3 als Doppelnummer am 1. Juli, Nummer 4 am 1. August, Nummer 5 am 10. August, Nummer 6 am 18. September und Nummer 7 am 27. September 1867. Damit endeten die Ausgaben im Flugblattformat.

58 Deutsche Arbeiterhalle, 15. Oktober 1867. Übrigens beantragte Pfeiffer in Gera auch, der Vereinstag solle definitiv erklären, ob er „einer politischen Richtung folgen wolle“. A.a.O., 1. November 1867.

Vereins gegen die Behandlung der Wehrfrage auf dem Vereinstag in der „Deutschen Arbeiterhalle“ abgedruckt mit der Begründung, „weil es bloß zu politischen Streitereien führt und Zwietracht in die Versammlung bringt“. Seinem propreußischen Standpunkt verlieh der Verein mit der Forderung Ausdruck, dann „auch eine Kundgebung über die Notwendigkeit des Eintritts der Südstaaten in den Nordbund“ vorzunehmen.⁵⁹ Von einigen Vereinen wurden Gegner bzw. Befürworter der Wehrfrage mit gebundenem Mandat nach Gera entsandt.⁶⁰ Die politischen Auseinandersetzungen um die Stellung des VDAV zu den Ergebnissen des preußisch-österreichischen Krieges wollte Eichelsdörfer in dem Blatt und auf dem Vereinstag vermeiden. Er trat für die Behandlung der Wehrfrage ein, meinte aber, daß damit nicht die politischen Konsequenzen, sondern vor allem die volkswirtschaftlichen Auswirkungen zur Debatte stünden.⁶¹ In diesem Sinn wurde die Wehrfrage dann als letzter Tagesordnungspunkt in Gera behandelt, nachdem Bebel, Eichelsdörfer, Krebs, Motteler und Staudinger die Absetzung verhindert hatten. Sonnemann verzichtete — auch aus Zeitdruck — auf ein Referat und beschränkte sich in der Resolution auf die Forderung, die allgemeine Wehrpflicht konsequent durchzusetzen und für eine Herabsetzung der Dienstzeit einzutreten.⁶²

Weil Eichelsdörfer die Debatte über den Norddeutschen Bund umgehen wollte, druckte er auch eine von Bebel eingesandte Stellungnahme zur Wehrfrage nicht in der „Deutschen Arbeiterhalle“, sondern im „Deutschen Wochenblatt“ ab, zum Ärger Bebels.⁶³ Dieser wünschte auf die Tagesordnung „vor allen Dingen die Militärfrage oder das stehende Heerwesen, wie wir es nennen wollen, gesetzt zu sehen. Der von Tag zu Tag immer mehr um sich greifende Militarismus und der Schwindel mit der preußischen allgemeinen Wehrpflicht machen es notwendig, daß sich grade aus den Kreisen der Arbeiter die Stimmen energisch dagegen erheben“.⁶⁴ Bebel hatte im Konstituierenden Norddeutschen Reichstag am 10. April 1867 gegen den Verfassungsentwurf protestiert, der „Deutschland zu einer großen Kaserne“ mache.⁶⁵ An Staudinger schrieb er, den „Protest des Stuttgarter Vereins wegen der Wehrfrage können wir unter keinen Umständen berücksichtigen, die Erörterung dieser Frage tut heute dringender not denn je.“⁶⁶

Auf dem sächsischen Arbeitertag zu Pfingsten 1867 in Frankenberg wurde ausgiebig über die Frage diskutiert: „Wie haben sich die Arbeitervereine den politischen Parteien gegenüber zu verhalten und wie gegenüber der sächsischen Regierung?“ Der Referent Julius Vahlteich, Vorsitzender des Dresdner Arbeitervereins, fand mit seinen sozialistischen Auffassungen und vor allem mit seiner scharfen Kritik am Sozialprogramm von Schulze-Delitzsch nicht den Beifall der Delegierten, so daß Bebel vermitteln mußte. Die von Bebel vorgeschlagene Resolution⁶⁷

59 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867. In diesem Fall plädierte auch Hochberger für die Streichung der Wehrfrage von der Tagesordnung des Vereinstags. (Vgl. A 7, Nr.83).

60 Z.B. teilte die „Deutsche Arbeiterhalle“ mit, der Gauverband Baden wolle nur einen Delegierten entsenden, dieser sei verpflichtet, für Absetzung der Wehrfrage zu stimmen. Daraufhin benannte der Mannheimer Verein Eichelsdörfer als seinen Delegierten mit dem Auftrag, für die Behandlung der Wehrfrage einzutreten. Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 27. September 1867; vgl. auch das Mandat in A II. Das Mandat für Eichelsdörfer aus Heidelberg verpflichtete ihn, sich für die Verschiebung der Wehrfrage ans Ende der Tagesordnung einzusetzen. (Vgl. A II).

61 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

62 Vgl. a.a.O., 1. Dezember 1867. Bebel urteilte im Nachhinein, daß die Wehrfrage „ohne alle und jede Erörterung mit der En-bloc-Annahme einer wässerigen Resolution abgetan wurde.“ Vgl. BARS, Bd.1, S.555.

63 Vgl. Dokument Nr.5; Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

64 August Bebel an Max Hirsch, 29. März 1867, in: BARS, Bd.1, S.540/541.

65 Vgl. a.a.O., S.17.

66 Dokument Nr.3.

67 Die Resolution lautete: „In Anbetracht, daß eine endgültige Lösung der sozialen Frage in ihrem ganzen Umfange unmöglich ist, ohne die Herstellung eines Staatswesens auf vollständig demokratischer Grundlage,

plädierte für die politische und soziale Befreiung der Arbeiterklasse in einem demokratischen Staat und sprach sich zugleich für die unmittelbare Verbesserung der Lage der Arbeiter aus, wozu die Delegierten Arbeiterschutzforderungen an die sächsische Regierung richteten. Bebels Resolution wurde mit 20 gegen 9 Stimmen angenommen und in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vollständig abgedruckt.

Bebel wandte sich im Brief an Staudinger gegen die „Leisetreterei“. Er erwartete vom Geraer Vereinstag, daß dieser „die Differenzen in politischer Beziehung auch zwischen den Arbeitervereinen klar zutage legen“ werde.⁶⁸ Bebel bezeichnete die politischen Gegensätze als Ausdruck der Widersprüche zwischen Arbeitern und Bourgeoisie. Schon zu dieser Zeit und nicht erst vor dem Nürnberger Vereinstag⁶⁹ betonte er, „diejenigen, die gleicher Gesinnung sind, mögen sich zusammenscharen, besser eine kleine, aber gesinnungstüchtige Armee als eine große, die sich nicht dirigieren läßt, weil sie aus gegensätzlichen Elementen besteht. Der größte Teil der sächsischen Arbeitervereine steht auf unserer Seite, zwei, höchstens drei im Lager der Nationalliberalen (Bourgeoisie)“.⁷⁰ Doch dieses Kräfteverhältnis bestand nicht im VDAV insgesamt. Lediglich der Arbeiterbildungsverein Augsburg forderte am 1. Juli 1867 Staudinger auf, „die Riesenarbeit damit zu beginnen, ein festes Programm aufzustellen, wonach sich sämtliche unserem Lande angehörige Vereine zu achten hätten“.⁷¹

Viele Jahre später stellte Bebel rückblickend fest, er selbst sei zu dieser Zeit bereits Sozialist gewesen. Die Mehrheit der Arbeitervereine sei aber erst allmählich — bis 1869 — für diesen Standpunkt zu gewinnen gewesen. „Ich würde der Bewegung einen sehr schlechten Dienst erwiesen haben, hätte ich bereits 1866, meiner inneren Überzeugung gemäß, darauf losstürmen und es innerhalb der Arbeitervereine zu einer Spaltung treiben wollen, in der wir damals zweifellos in der Minorität geblieben wären. Die Armee von Anhängern, die in diesen drei Jahren dem Sozialismus gewonnen wurde, lohnte die Zögerung“.⁷²

Daß ihm 1867 solche Überlegungen ebenfalls durch den Kopf gingen, unterstreicht sein Brief vom 9. Oktober 1867 an Johann Philipp Becker, den Vorsitzenden des Zentralkomitees deutschsprachiger Sektionen der IAA über den Vereinstag. Ihm schrieb Bebel: „Wir hatten große Vorsicht bei den Verhandlungen nötig, da die Ereignisse des vorigen Jahres auch innerhalb der Arbeitervereine eine Spaltung hervorgerufen hatten, die mehrfach in den Verhandlungen zutage trat.“⁷³

Die „Deutsche Arbeiterhalle“ favorisierte die Auffassung, daß die soziale Frage nicht von der Politik zu trennen sei. Sie widersprach also bei der Meinungsbildung der Vereine indirekt Hirschs Standpunkt. In diesem Sinn wirkte ein längerer Artikel des Demokraten Carl Grün aus Heidelberg zum Thema „Der deutsche Arbeiter und die Politik“.⁷⁴ In einer Analyse der

[Forts. Anm. 67] hält es die Versammlung für Pflicht der Arbeiter, sich rückhaltlos den Bestrebungen der radikalen Demokratie anzuschließen, zu gleicher Zeit aber auch dahin zu wirken, daß durch die Gründung von Assoziationen die materielle Lage der Arbeiter, so weit möglich, gebessert werde. Besonders hält sich jeder einzelne für verpflichtet, zur Erreichung dieses Ziels durch Gründung von Vereinen und möglichst Verbreitung von demokratischen und sozialen Zeitungen, Schriften und Büchern beizutragen.“ Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

68 Dokument Nr. 5.

69 Vgl. August Bebel an Friedrich Albert Lange, 22. Juni 1868, in: BARS, Bd. 1, S. 556.

70 Dokument Nr. 5; vgl. auch Nr. 3.

71 A 7, Nr. 45.

72 A[ugust] Bebel: Zur Richtigstellung, in: Leipziger Volkszeitung, 3. Oktober 1904; vgl. auch BARS, Bd. 6, AmL, S. 693.

73 BARS, Bd. 1, S. 551.

74 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli und 10. August 1867.

vorausgegangenem Vereinstage kam er zu dem Schluß, die deutschen Arbeitervereine könnten an diese anknüpfen „und nach Maßgabe der neuen Verhältnisse in Deutschland ihre Beteiligung an der Politik“ regeln. Nach Erörterungen über die Stellung zum allgemeinen Wahlrecht und zur Wehrfrage stellte er fest: „Der Arbeiter [. . .] kann aus der Politik so wenig heraus wie der Fisch aus dem Wasser“.⁷⁵ Politische Fragen wurden auch in Zuschriften berührt, besonders in der Korrespondenz aus Breslau mit der Resolution des Arbeitervereins gegen den undemokratischen Charakter der Verfassung des Norddeutschen Bundes.⁷⁶

Weitgehend unbeachtet blieb bisher, daß der VDAV 1867 in einer politischen Grundsatzfrage eindeutig Stellung bezog, und zwar gegen Kriegsgefahr, für die friedliche Verständigung der Völker. Während der Luxemburg-Krise sandte Staudinger im Mai ein Schreiben an die Pariser Sektion der IAA, das den Vereinen des VDAV als Zirkular zuing.⁷⁷ Es wurde in der Pariser Sektion am 12. Juni in Anwesenheit des Mitglieds des Ständigen Ausschusses, Robert Krebs, verlesen. Die „Deutsche Arbeiterhalle“ veröffentlichte die Stellungnahme des VDAV, den Bericht von Krebs und die von der Pariser Sektion beschlossene Friedensresolution.⁷⁸ Eine weitere Friedensadresse, mit 10 gegen 2 Stimmen von den Ausschußmitgliedern gebilligt, verfaßte Staudinger für den Internationalen Kongreß der Arbeitergenossenschaften in Paris bzw. den Genfer Friedenskongreß, abgedruckt am 1. August 1867 in der „Deutschen Arbeiterhalle“. In dieser gewichtigen Frage trat der VDAV also an die Öffentlichkeit.

Die abgedruckten Briefe belegen, daß sich die politische Differenzierung im VDAV auch in der internationalen Orientierung widerspiegelte. Max Hirsch wollte den Vereinstag international fest mit der sozial-liberal beeinflussten Kooperativbewegung verbinden,⁷⁹ wodurch in Deutschland die Ideen von Schulze-Delitzsch gefördert worden wären. Im Magdeburger Verein entledigte er sich der konträren Position des Mitglieds der IAA, Julius Bremer, durch ein Sprechverbot für diesen. Der Genfer „Vorbote“, das Zentralorgan der Sektionsgruppe deutscher Sprache der IAA, machte das publik und veranlaßte damit Kritik an Hirschs Haltung.⁸⁰ August Bebel, selbst Mitglied der IAA, hielt es für „sehr wünschenswert, daß von unserer Seite in nähere Verbindung mit den französischen und englischen Arbeitern getreten würde, das dürfte sich am zweckmäßigsten durch die Internationale Arbeiterassoziation machen lassen.“⁸¹ Er bezweifelte die Nützlichkeit des internationalen Genossenschaftskongresses für die Fortentwicklung der Arbeiterbewegung.⁸²

Es ist als sicher anzunehmen, daß sich Bebel hinsichtlich der internationalen Probleme mit Wilhelm Liebknecht, dem Freund und Schüler von Karl Marx und Friedrich Engels beriet, der in diesen Fragen einen weitaus größeren Überblick besaß. An der Vorbereitung des Vereinstags beteiligte sich Liebknecht mit seiner Reise nach Lugau, wo er anläßlich des dortigen Grubenunglücks zusammen mit dem Bergarbeiterkomitee die soziale Lage der Bergarbeiter analysierte und Arbeiterschutzforderungen formulierte.⁸³ Er entsprach damit der Anregung

75 Deutsche Arbeiterhalle, 10. August 1867. Dieser Satz wird in der Literatur zumeist zitiert nach der nicht ganz exakten Wiedergabe bei Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863–1870), in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Hrsg. von Carl Grünberg ..., Bd.2, Leipzig 1912, S.24.

76 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867.

77 Vgl. Ernst Schraepfer, S.250f.; Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867, mit leichten Veränderungen gegenüber dem Original.

78 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli und 1. August 1867.

79 Vgl. Dokumente Nr.2, 4 und 6.

80 Vgl. Dokument Nr.6.

81 August Bebel an Peter Staudinger, 28. Mai 1867, in: BARS, Bd.1, S.546.

82 Vgl. Dokumente Nr.1 und 3.

83 Vgl. Dokumente Nr.3, 4 und 5.

des Genfer Kongresses der IAA vom September 1866, Untersuchungen zur Lage der arbeitenden Klassen aller Länder vorzunehmen.⁸⁴ Sein Bericht lag Bebels Referat auf dem Geraer Vereinstag zugrunde. Liebknecht war zu dieser Zeit durch die Beratungen des Norddeutschen Reichstags gebunden. Mit ihrem Engagement für die Bergarbeiter rückten Bebel und Liebknecht die Interessen der Industriearbeiter in ihrem Gegensatz zur Bourgeoisie in den Vordergrund. Dem widmete sich auch das von Bebel befürwortete Thema „Kinderarbeit in den Fabriken“, worüber Motteler in Gera referierte.⁸⁵

Bei der Kritik der Vereine und Ausschußmitglieder an der Vereinsführung entfiel ein großer Teil auf Staudinger. Als Vorsitzender war er bei seinen Handlungen an die Zustimmung der Mehrheit der Ausschußmitglieder gebunden. So versandte Staudinger ein Rundschreiben nach dem anderen und erhielt die unterschiedlichsten Antworten. Das erschwerte ihm die Entscheidungsfindung außerordentlich. Staudinger war selbst mit dieser Rolle unzufrieden, da „der einzeln stehende Vorsitzende für sich nichts tun soll und auf der andern Seite der Geschäftsgang ein ungeheuer schleppender ist“.⁸⁶

Zudem zeigte sich Staudinger nicht sehr entscheidungsfreudig. Es fehlte ihm auch an Organisationstalent, die notwendigen Aufgaben rechtzeitig anzugehen und dann alle Fäden in der Hand zu behalten. Das zeigte sich am deutlichsten bei der Vorbereitung des Vereinstags. Im Mai-Zirkular erfuhren die Vereine nur ganz allgemein, daß ein Vereinstag vorbereitet werde. In der ersten Nummer der „Deutschen Arbeiterhalle“ wurde eine Tagesordnung unterbreitet.⁸⁷ Nach dem Drängen von Bebel und Hirsch holte Staudinger die Zustimmung zum Tagungsort bei den Ausschußmitgliedern ein, die bis zum 20. Juli eintraf. Durch die „Deutsche Arbeiterhalle“ vom 1. August erfuhren die Vereine, daß auf Vorschlag von August Bebel und Max Hirsch in Gera ein Vereinstag geplant werde und der 29. September vorgesehen sei. Wegen des Datums korrespondierte Staudinger erneut bis Anfang September.⁸⁸ Offenbar wollte er die konkrete Vorbereitung in Gera Bebel übertragen. Nachdem dieser abgelehnt hatte,⁸⁹ schrieb Staudinger schließlich am 10. September an Karl Wartenburg, den Vorsitzenden des Arbeiterfortbildungsvereins in Gera, der am 12. September zustimmte, die Vorbereitungsarbeiten zu übernehmen.⁹⁰ Erst am 9. September wandte sich Staudinger an Moritz Müller und Eduard Pfeiffer, um sich die Zusage ihrer Referate zur Frauenfrage bzw. zu Produktivgenossenschaften einzuholen.⁹¹

84 Vgl. Karl Marx, Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen, in: Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Bd.16, S.191f.

85 Referat und Resolution sind abgedruckt in: Deutsche Arbeiterhalle, 1. Dezember 1867, 7. Januar, 21. Januar, 7. Februar 1868. Julius Motteler wurde als Referent zum Thema „Kinderarbeit in den Fabriken“ bereits auf der Tagung des Ständigen Ausschusses am 10. Juni 1866 vorgeschlagen. Vgl. Ernst Schraepfer, S.230; BARS, Bd.1, S.541.

86 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867. Staudingers Rundschreiben sind — bis auf wenige Ausnahmen — offenbar nicht überliefert.

87 Die in Kassel festgelegte Tagesordnung lautete: 1. Wehrfrage, 2. Volksschulfrage, 3. Frauenarbeit, 4. Produktivgenossenschaften, 5. Bericht des Vorsitzenden über die Verbandstätigkeit seit dem Stuttgarter Vereinstag, 6. Berichte über den Fortgang der bisher behandelten Gegenstände. Mit der Einberufung des Vereinstags wurde als Tagesordnung vorgeschlagen: 1. Organisation des Verbandes, 2. Volksschule, 3. Wehrfrage, 4. Produktivgenossenschaften, 5. Bergbau-Arbeiterfrage, 6. Bericht des Vorsitzenden, 7. Bericht über Kinder- und Frauenarbeit, 8. Bericht über volle Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 18. September 1867.

88 Außer Bebel (vgl. Dokumente Nr.3 und 5) wandte sich Hochberger gegen den 29. September 1867 als Datum des Vereinstags, da es jüdisches Neujahrsfest sei. Vgl. A 7, Nr.49 und Nr.35. Sonnemann hatte zunächst den 29. September vorgeschlagen, hielt dann aber den 6. Oktober für vortrefflich (A 7, Nr. 48 und 29, 14. Juli und 29. August 1867).

89 Vgl. Dokument Nr.5.

90 Vgl. Karl Wartenburg an Peter Staudinger, A 7, Nr.5 und Nr.9, 12. und 20. September 1867.

91 Vgl. Moritz Müller an Peter Staudinger, 11. September 1867, A 7, Nr.12; Eduard Pfeiffer an Peter Staudinger, 11. September 1867, A 7, Nr. 13. Pfeiffer gab Staudinger noch keine feste Zusage.

Eichelsdörfer war schon Ende August fast verzweifelt, daß von Staudinger keine Mitteilung zur Einberufung des Vereinstags eintraf.⁹² Am 11. September mahnte die Redaktion erneut.⁹³ Schließlich erschien mit Datum vom 18. September wieder eine Nummer der „Deutschen Arbeiterhalle“, endlich mit der Einberufung des Vereinstags zum Sonntag, den 6. Oktober 1867, und einem neuen Tagesordnungsvorschlag. Um den 20. September sandte Wartenburg die Einladung zum Vereinstag an weitere Zeitungen. Kein Wunder, daß Bebel das sporadische Erscheinen der „Deutschen Arbeiterhalle“ bemängelte — gerade vor dem Vereinstag klappte zwischen dem 10. August und 18. September eine Lücke — und Hirsch bei dieser Art der Vereinsführung mit der Niederlegung seiner Funktion drohte.⁹⁴

Die schleppende Geschäftsführung durfte aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Institution des Ständigen Ausschusses, dessen Mitglieder über Deutschland verteilt waren, keine wirksame Leitung des VDAV ermöglichte. Um die Befugnisse und die Autorität der Verbandsleitung zu erhöhen, hatte Bebel 1865 auf dem Stuttgarter Vereinstag vorgeschlagen, den Präsidenten vom Vereinstag direkt wählen zu lassen und ihm eine Vergütung zu zahlen, damit er die notwendige Zeit für diese Funktion und die Finanzmittel für die Verbindung zu den Vereinen aufbringen könne. Dafür konnte er jedoch keine Mehrheit gewinnen.⁹⁵

Mit Recht wird bei der Wertung des Geraer Vereinstags als entscheidend und den VDAV fördernd hervorgehoben, daß es zu einer strafferen Organisation kam, daß künftig ein Präsident, gestützt auf einen Vorort, an der Spitze des VDAV stand und Bebel in diese Funktion gewählt wurde. Wie sehr diese Neuorganisation — selbst noch auf dem Vereinstag — umstritten war, wurde bisher nicht beachtet.

Im Protokoll über die Kasseler Beratung spielte die Organisationsfrage keine Rolle. Hirsch hielt eine Statutenänderung nicht für erforderlich. Auf dem Geraer Vereinstag vertrat er die Meinung, es genüge, dem Ausschuß mehr Freiraum für „eine raschere und energischere Tätigkeit“ zu schaffen, „sonst könne man alles beim Alten belassen. Die jetzige Einrichtung entspreche dem demokratischen Prinzip“. ⁹⁶

Als Hochberger zum Kasseler Protokoll Stellung nahm, schlug er vor: „Reorganisation unseres Verbandes, Schaffung von Geldquellen für denselben, das dürfte zunächst das wichtigste sein“. ⁹⁷ Sobald sich Bebel in Vorbereitung des sächsischen Arbeitertags — nach der Rückkehr aus Berlin vom Konstituierenden Norddeutschen Reichstag und der Berichterstattung auf Volksversammlungen in seinem Wahlkreis — intensiv mit dem Vereinstag befaßte, schrieb er an Staudinger: „Ich glaube, daß es auf dem nächsten Vereinstag weit wichtiger ist, die Frage der Organisation in die Hand zu nehmen und sie gründlich zu studieren“, als die schon mehr-

92 Eichelsdörfer schrieb am 24. August 1867: „Lieber Freund Staudinger! Nachgerade weiß ich nicht, was ich sagen soll. Du läßt nichts von Dir hören; in Sachen des Vereinstages verlautet nichts, und ich weiß nicht, was da werden soll. Nehme die Sache doch entschieden in die Hand.“ Eichelsdörfer rechnete, daß der Vereinstag gut besucht werde „und daß es uns gelingt, im Anschlusse an denselben neues Leben zu fördern“. A 7, Nr.28.

93 In Eichelsdörfers Namen schrieb A. Sandfuchs an Staudinger: „Wir haben infolge Ihrer wiederholten Versprechungen, betreffs der Verbandsangelegenheiten und namentlich wegen der Abhaltung des diesjährigen Vereinstages uns Nachricht zukommen zu lassen, die Herausgabe eines neuen Flugblattes bis heute verschoben. — Da bis heute uns keinerlei Mitteilungen zu Händen gekommen, von allen Seiten aber Anfragen wegen des Vereinstages an uns gelangen, auch die Zeit nahe gerückt ist, daß nur die schleunigste Arbeit die nötigen Vorbereitungen noch bewerkstelligen kann, so ersuchen wir Sie hiermit nochmals um umgehende Einsendung der entsprechenden Mitteilungen.“ A 7, Nr.4.

94 Vgl. Dokument Nr.5 und 6.

95 Vgl. August Bebel, Für die Vertreter auf dem Stuttgarter Vereinstag, in: BARS, Bd.1, S.8–11. Vgl. auch Bebels erneuten Vorschlag auf der Mannheimer Beratung, Ernst Schraepfer, S.230.

96 Deutsche Arbeiterhalle, 1. November 1867.

97 August Hochberger an Peter Staudinger, 25. April 1867, A 7, Nr.83.

fach beratenen Fragen wieder aufzugreifen.⁹⁸ In der Mitteilung „Der nächste Vereinstag“ in der ersten Nummer der „Deutschen Arbeiterhalle“ hieß es daher: „Angeregt wurde bereits, die Frage der Vereins-Organisation in Erwägung zu ziehen“. Von einem Präsidenten an der Spitze des Vereins war keine Rede.

Die nächste Nummer des Blattes betonte die Notwendigkeit der Neuorganisation des Verbandes. Eichelsdörfer veröffentlichte den Vorschlag aus Stuttgart, einen Vorort an die Spitze des VDAV zu stellen, wie es in einigen Gauverbänden, auch in Sachsen, faktisch gehandhabt wurde. Zugleich wurde mitgeteilt, daß Staudinger und die Redaktion diesem Vorschlag zustimmten.⁹⁹ Vor allem aber begründete Motteler ganz ausführlich, daß die „Finanzfrage zur Vereins-Organisation“ und „Die Organisationsfrage“ an erster Stelle auf dem Vereinstag beraten werden müßten.¹⁰⁰ Das befürwortete Bebel sofort gegenüber Staudinger.¹⁰¹

Bebel, Eichelsdörfer, Hochberger und Motteler engagierten sich in der Organisationsfrage am stärksten. In einer Zuschrift Hochbergers vom 16. Juli, in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 1. August zu lesen, begründete er, daß eine Statutenänderung, „nachdem seit dem letzten Vereinstag in Stuttgart sich die Verhältnisse in Deutschland so wesentlich verändert haben, unsere erste Aufgabe sein muß.“ Er wiederholte in Frageform die Repräsentation durch einen Vorort und unterbreitete — erstmals unmittelbar vor dem Geraer Vereinstag und nur hier — den Vorschlag, einen Präsidenten an die Spitze des VDAV zu stellen. Weiter kursierte ein von Hochberger verfaßter Statutenentwurf.¹⁰² Darin war zur Leitung des „Arbeiterverbandes“ ein von den Verbandsmitgliedern gewählter Vorort vorgesehen. Eichelsdörfer druckte Mitte August einen von ihm 1863 verfaßten Statutenentwurf ab, nach dem ebenfalls ein Vorort mit der Verbandsleitung beauftragt werden sollte.¹⁰³ Über einen Präsidenten, der seine Autorität aus der Wahl durch die Delegierten des Vereinstags empfang, wurde also in Vorbereitung des Vereinstags nicht diskutiert. Als Referenten in der Organisationsfrage wurden Hochberger und Motteler gewonnen.¹⁰⁴ Zur Vorberatung „der wichtigsten aller Fragen“¹⁰⁵ wurden die Ausschußmitglieder zum 5. Oktober 1867, 17 Uhr, nach Gera eingeladen. Sie berieten dort mit den Referenten und gewannen „die Einigung über eine formulierte Vorlage“.¹⁰⁶ Die Verschiebung der Organisationsfrage vom ersten auf den vierten Platz mußte jedoch zu denken geben. Was Hochberger dann aber als „von den beiden für die Organisationsfrage bestellten Referenten und dem Ausschusse vereinbarten Vorlage“ erläuterte, war von Bebels und auch von Hochbergers Vorstellungen weit entfernt. Es sollte bei einem Ausschuß bleiben, den der Vereinstag zu wählen hatte. „Der Ausschuß ernennt seinen Vorsitzenden“. Das entsprach dessen bisheriger Stellung. Lediglich ein engeres Komitee in Wohnortnähe des Vorsitzenden sollte zusammen mit ihm für die Geschäfts- und Kassenführung die Verantwortung tragen.¹⁰⁷ Damit wäre eine wirkungsvolle Verbandsführung zur Festigung und Ausbreitung des VDAV unmöglich gewesen.

98 August Bebel an Peter Staudinger, 28. Mai 1867, in: BARS, Bd. I, S. 546.

99 Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867.

100 Vgl. ebda.

101 Vgl. Dokument Nr. 3.

102 Vgl. Statuten-Entwurf, Reorganisation der deutschen Arbeitervereine, „für den Vereinstag in Gera“, am 6. Oktober 1867, v. A. Hochberger aus Stuttgart, in: A II.

103 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 10. August 1867. Bei der Wichtigkeit der Organisationsfrage dürfte der Abdruck dieses Statuts nicht aus Mangel an anderem Stoff erfolgt sein. Vgl. Shlomo Na'aman, Flugblatt, S. XXIII.

104 Hochberger und Motteler kannten sich aus Esslingen. Hochberger schrieb am 29. August 1867 an Staudinger: „Das Referat will ich dann gerne mit meinem Freunde Motteler übernehmen.“ A 7, Nr. 24. Hochberger trug das Referat vor.

105 Julius Motteler an Peter Staudinger, 11. September 1867, A 7, Nr. 18.

106 Deutsche Arbeiterhalle, 15. Oktober 1867.

107 Vgl. a.a.O., 1. November 1867.

Was sich in Gera am 5. und 6. Oktober hinter den Kulissen abspielte, ist bisher nicht zu erhehlen. Jedenfalls begann die Nachmittagssitzung am Sonntag mit der Organisationsfrage, direkt nach der Volksschulfrage, zu der Leberecht Uhlich aus Magdeburg referierte.¹⁰⁸ Hochberger befürwortete sofort nach Uhlichs Referat, dessen Leitsätze „ohne Debatte anzunehmen“.¹⁰⁹ Nach kurzer Diskussion wurde dem entsprochen, so daß die Zeit für die Behandlung der Organisationsfrage geschaffen war. In der Debatte sprachen sich H. Auer aus Stuttgart und Heinrich Beller namens des württembergischen Gauverbands für einen Vorort aus. Bebel plädierte „für die Wahl eines Präsidenten durch direkte Wahl“.¹¹⁰ Weiter heißt es im Protokoll: „Bei dem vierten Artikel stellten sich dem Vorschlage der Vorlage auf Wahl eines ständigen Ausschusses die Anträge auf Ernennung eines Vereines zum Vororte und auf direkte Wahl des Präsidenten entgegen“. Beide Anträge wurden mit 23 gegen 12 Stimmen gebilligt. Als Zusatzantrag wurde ein Kontrollorgan, bestehend aus 16 Vertrauensmännern, neu konstituiert. Der Gesamtentwurf der Statuten wurde mit 30 gegen 4 Stimmen angenommen.¹¹¹ Über diese gewiß mit Spannung erwartete Entscheidung äußerte Bebel lediglich: „In der Organisationsfrage habe ich meine Anträge trotz aller Opposition glücklich durchgesetzt“.¹¹²

Da erst in Gera die Funktion des Präsidenten beschlossen wurde, konnten die Vereine über die Kandidaten nicht vorberaten.¹¹³ Auf welche Weise die Konzentration auf Bebel und Hirsch erfolgte — eine Stimme erhielt Krebs — geht aus dem Protokoll nicht hervor. In den hier abgedruckten Briefen erscheinen beide nicht als Rivalen. Hirsch griff vielmehr durch Bebel gegebene Anregungen auf. Er schloß sich Bebels Vorschlag über den Ort des Vereinstags an und initiierte, durch Bebels Auftreten veranlaßt, das Lugauer Bergwerksunglück auf die Tagesordnung zu setzen.¹¹⁴ Bebel seinerseits gebrauchte die Anrede „Lieber Freund“, auch noch nach dem Geraer Vereinstag.¹¹⁵ Er schätzte Hirschs Eintreten für die sozialen Belange der Arbeiter. Den Bruch mit Hirsch vollzog Bebel erst im Gefolge des Nürnberger Vereinstags 1868.¹¹⁶

In dem Ringen um die Festigung des VDAV schälten sich somit politische Gruppierungen heraus, deren Vertreter sich aber zum Teil noch nicht ihrer gegensätzlichen Standpunkte voll bewußt waren: Sozialdemokraten bzw. Sozialisten, die eine politisch selbständige Arbeiterbewegung erstrebten, hier personifiziert durch August Bebel, Wilhelm Liebknecht und Julius Motteler; Demokraten, die der süddeutschen Volkspartei verbunden waren, sich aber für die sozialen Belange der Arbeiter einsetzten, wie Johann Peter Eichelsdörfer und Leopold Sonnemann; eine Gruppe von Personen, die zeitweilig Positionen der Volkspartei teilte, aber nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die Vereinigung unter preußischer Führung billigte und auf liberale Positionen überging, vor allem verkörpert durch August Hochberger und Peter Staudinger; und linke Liberale wie Max Hirsch, Moritz Müller und Eduard Pfeiffer, nach deren Auffassung die Arbeiter politisch durch die Deutsche Fortschrittspartei vertreten

108 Vgl. Dokumentation, Anm.15.

109 Deutsche Arbeiterhalle, 1. November 1867.

110 Ebda.

111 Ebda.

112 August Bebel an Johann Philipp Becker, 9. Oktober 1867, in: BARS, Bd.1, S.551.

113 Vgl. im unterschied hierzu die Wahl des Delegierten für den internationalen Arbeiterkongreß in Paris, Dokumente Nr.1, 2 und 4.

114 Vgl. Dokumente Nr. 2 und 4.

115 Vgl. Gustav Seeber, Bebel und Hirsch, S.778.

116 Max Hirsch nahm am Nürnberger Vereinstag nicht teil, erklärte aber sofort seinen Anschluß an die liberale Minorität.

würden. Die beiden letztgenannten Gruppen traten ein Jahr später mit der liberalen Minderheit aus dem VDAV aus. Entscheidend für die Abstimmung über den Präsidenten war, welches Bild sich die Delegierten von den beiden Kandidaten machen konnten und welchen Standpunkt sie selbst in den politischen Streitfragen vertraten.

Max Hirsch war den Vereinen bekannt geworden durch seine Bereitschaft, den VDAV auf Kongressen in Paris oder Genf zu vertreten.¹¹⁷ In der „Deutschen Arbeiterhalle“ konnte man seinen Protest gegen das Verbot des internationalen Kongresses in Paris durch die französische Regierung lesen.¹¹⁸ Seinen liberalen Standpunkt ersahen die Vereine vor allem aus dem Einspruch des von ihm geleiteten Gauverbandes gegen das November-Zirkular. Hirschs Ablehnung, politische Fragen zu behandeln, wurde aus dem Bericht über die Tagung des Magdeburger Gauverbandes in der „Deutschen Arbeiterhalle“ offensichtlich.¹¹⁹ Dort nahm den größten Raum die Bildungstätigkeit ein. An sozialen Fragen wurde über Arbeitsvermittlung und Lohnausgleich debattiert, aber eine Entscheidung verschoben. Am Abend vor der Abstimmung hörten die Delegierten auf einem Bankett Hirschs Toast auf ein einiges, freies Deutschland.¹²⁰ Außer den Delegierten des Gauverbandes waren Burg und Magdeburg in Gera vertreten, es gab also drei Stimmberechtigte aus dem Magdeburger Gauverband.¹²¹

August Bebel war den Delegierten als Abgeordneter des Konstituierenden Norddeutschen Reichstags bekannt, der dort gegen die Verpreußung Deutschlands und gegen den Militarismus aufgetreten war. Sein Bericht in der „Deutschen Arbeiterhalle“ als Vorsitzender des Gauverbandes der sächsischen Arbeitervereine über die Tagung in Frankenberg hatte seinen politischen Standpunkt und zugleich auch seine vermittelnde Art verdeutlicht. Er hatte sich im Juli 1867 mit einem Rundschreiben direkt an die Vereine gewandt, in dem er um Unterstützung für die Familien der verunglückten Lugauer Bergarbeiter gebeten hatte.¹²² Seine Zuverlässigkeit in Finanzsachen bewies er durch regelmäßige Abrechnungen in der „Deutschen Arbeiterhalle“. Sein Referat in Gera, am Sonntag nachmittag vor der Montag morgen stattfindenden Präsidentwahl gehalten, bestach durch die gründliche Untersuchung der Lage der Bergarbeiter und die sachliche, aber scharfe Kritik an Unternehmern und Regierung. Durch Referat und Resolution wurden erstmals auf einem Vereinstag die Belange der Arbeiter in der Schwerindustrie zu Sprache gebracht und konkrete Arbeiterschutzmaßnahmen gefordert.¹²³

117 Der Arbeiterbildungsverein Offenbach schrieb am 7. August 1867, Hirschs „Name bürgt uns dafür, daß nichts unversucht bleibt, die arbeitende Klasse beider Nationen einander zu nähern, daß sie in Eintracht sich die Hände bieten zum großen Werke des Friedens. Sollte es noch gelingen, auf die Presse einzuwirken, daß jedes Journal in Verruf erklärt würde, dessen Spalten für den Krieg sprechen, könnte es gewiß der Sache des Friedens nur förderlich sein.“ A 7, Nr.16.

118 Vgl. Dokument Nr. 6.

119 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

120 Vgl. a.a.O., 15. November 1867.

121 Nach dem Geraer Vereinstag legte Hirsch seine Funktion als Vorsitzender des Magdeburger Gauverbandes nieder. In seinem hektographierten Rundschreiben an die Arbeiterbildungs- und Handwerkervereine des Magdeburger Gauverbandes vom November 1867 begründete er die Übergabe seiner Funktion an Leberecht Uhlich mit seiner Übersiedlung nach Berlin. Zum Vereinstag schrieb er: „Das wichtigste Resultat des Geraer Vereinstages ist unbedingt die Neubegründung und Festigung des allgemeinen deutschen Verbandes, dessen Lebensfähigkeit sich selbst in den Stürmen der letzten Jahre über Erwarten bewährt hat. In dem neuen Statut ist es gelungen, unter Erhaltung der erprobten Einrichtungen, alle zum Vorschein gekommenen Mängel der Organisation gründlich zu verbessern und insbesondere den bisherigen ständigen Ausschuß mit seiner schwerfälligen Geschäftsführung durch einen *Vorort* mit direkt gewähltem Präsidenten zu ersetzen. Die Wahl des seit Jahren rüstig voranschreitenden *Leipzig* bürgt dafür, daß die gemeinsamen Angelegenheiten rasch, energisch und im Sinne der großen Mehrheit zur Erledigung gelangen, die Unterstützung der bewährten Kräfte ist dem neuen Präsidium zugesichert — kommen auch wir ihm mit Vertrauen und Hülfswilligkeit entgegen.“ A 2, Nr.31.

122 Vgl. A 7, Nr.47; Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

123 Vgl. BARS, Bd.1, S.18–21; Deutsche Arbeiterhalle, 15. November 1867.

Bebels Plädoyer für die Wahl eines Verbandspräsidenten durch den Vereinstag mußte sehr überzeugend gewesen sein, nach der Abstimmung über diesen Passus zu urteilen. Nicht zuletzt hatte Bebel mit seiner Auffassung, daß Organisation und Opferwilligkeit Grundlage der politischen Tätigkeit und Ausdruck politischen Bewußtseins sind, bei den sächsischen Vereinen Widerhall gefunden. Von den 40 Delegierten kamen 18 aus Sachsen, 16 der 36 Stimmberechtigten stammten daher.¹²⁴

Das Stimmergebnis von 19 für Bebel zu 13 für Hirsch bezeugte, daß eine Mehrheit der Delegierten für das politische Engagement der Arbeitervereine in den Auseinandersetzungen um den Weg zum deutschen Nationalstaat eintrat und sich gegen die Verpreußung Deutschlands wandte. Bebel gab die Gewähr, daß die in der Wirtschaftskrise hervorgetretenen sozialen Interessen der Arbeiter Beachtung fanden. Mit Bebels Wahl 1867 zum Präsidenten trat eine Persönlichkeit an die Spitze, der es gelang, den lockeren Vereinstag in einen organisierten Verband Deutscher Arbeitervereine umzuwandeln, und die zielstrebige politische Selbständigkeit der Arbeiterbewegung voranbrachte. So wurde der VDAV 1868/1869 zum Hauptträger der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

124 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 15. Oktober 1867. Vereine, die mehrere Vertreter gesandt hatten, besaßen nur eine Stimme, auch konnten Personen, die Vollmachten von mehreren Vereinen besaßen, nur eine Stimme abgeben.

B) DOKUMENTATION¹

Dokument Nr. 1

August Bebel an Johann Peter Staudinger [Anfang Juli 1867]²

Lieber Staudinger.

Um Deine Klagelieder über den Mangel an Geld wenigstens einigermmaßen verstummen zu machen, übersende ich Dir beifolgend 10 Taler, die ich Dich bitte, als Beitrag unseres Vereins (Arbeiter-Bildungs-Verein) einzutragen. Ich habe auf dem sächsischen Arbeitertag in Frankenberg am 1. Pfingstfeiertag die 25 vertretenen Vereine³ dringend ersucht, ihre Beiträge einzuschicken, und zum Abonnement auf die „Arbeiterhalle“ aufgefordert, wir wollen auch in einem nächstens zu erlassenden Circulaire nochmals darauf hinweisen. Auf die „Arbeiterhalle“ habe ich für unseren Verein 19 Abonnenten anzumelden, ich denke, wenn die übrigen Vereine im ähnlichen Verhältnis sich melden, wird das Flugblatt zu halten sein. Wir müssen alles aufbieten, dasselbe nicht zugrunde gehen zu lassen, denn ohne ein Organ sind wir lebensunfähig, das haben wir gesehen. Ich werde die Abonnenten bei Eichelsdörfer bestellen,

1 Die hier veröffentlichten Briefe entstammen dem August-Bebel-Institut, Archiv, A 7: Briefe an Johann Peter Staudinger (Nürnberg), Vorsitzender des Ständigen Ausschusses Deutscher Arbeitervereine, Briefe vom 9.9.1865 — 4.10.1867. Sie tragen in der Reihenfolge des Abdrucks die Nummern 55, 52, 44, 40, 17 und 7. Die Entzifferung wurde nach dem Mikrofilm vorgenommen, der sich bei der Historischen Kommission zu Berlin befindet. Die Originale liegen zur Zeit im Archiv der sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung. Die Briefe wurden in Rechtschreibung und Orthographie modernisiert. Der Lautstand wurde beibehalten. Abgekürzte Wörter wurden ausgeschrieben, gängige bzw. nicht eindeutige Abkürzungen beibehalten.

2 Bebel antwortete auf ein Rundschreiben Staudingers an die Ausschußmitglieder vom 24. Juni 1867 (vgl. Dokument Nr.2). Offensichtlich verfaßte er den Brief nach Kenntnis der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 1. Juli 1867.

3 In Bebels Bericht über den Frankenger Arbeitertag in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 1. August 1867 benannte er 29 Vereine, die Vertreter entsandten.

wenn möglich auch einen Bericht beifügen. Über den Austritt des Hamburger Vereins aus dem Verband werde ich nächstens im Flugblatt mich auslassen.⁴

Im Namen des Arbeitervereinstags zu Frankenberg bin ich beauftragt, an den ständigen Ausschuß den Antrag zu stellen: Derselbe wolle im Laufe des Monat September einen allgemeinen deutschen Arbeitervereinstag nach Gera in Thüringen einberufen und hiervon den Vereinen möglichst bald Kenntnis geben und zu zahlreicher Beschickung auffordern. Der Grund, weshalb wir Gera vorschlagen, ist die geographische Lage des genannten Orts, welcher es Nord- wie Süddeutschen gleich leicht oder auch gleich schwer macht, ihn zu beschicken; überdies schien es um deswillen schon angemessen, möglichst einen Ort in Mitteldeutschland vorzuschlagen, weil es wünschenswert erscheint, daß nach der langen Unterbrechung aller Verbindung möglichst viel Vereine dort hinkommen. Meinen persönlichen Wünschen nach würde ich Nürnberg vorgezogen haben, aber Zweckmäßigkeitsgründe gehen vor. Coburg können wir nicht gut nehmen, weil die Vorkommnisse mit Streit jedenfalls einen trüben Schatten auf die Verhandlungen werfen.⁵

Über Sauerteig⁶ kann ich Bestimmtes nicht mitteilen, kann nur bestätigen, daß mir ähnliche Gerüchte zu Ohren gekommen sind; die Quelle, woher sie stammten, ist mir nicht mehr im Gedächtnis. Ich halte fürs beste, Du schreibst ganz offen an ihn und teilst ihm mit, daß Dir verschiedene ungünstige Gerüchte über seine soziale Stellung zu Ohren gekommen seien. Du bätest ihn, Dir Auskunft zu geben, inwieweit diese gerechtfertigt sind, und rätst ihm bejahenden Falles, freiwillig sein Amt niederzulegen, um nicht auf dem nächsten Arbeitervereinstag einen öffentlichen Skandal hervorzurufen; er wird dann wohl so klug sein und niederlegen. Wegen des internationalen Arbeiterkongresses⁷ einen Arbeitertag einzuberufen, ehe die übrige

4 Eine solche Stellungnahme ist in der „Deutschen Arbeiterhalle“ nicht abgedruckt. Der Präsident des Hamburger Arbeiterbildungsvereins, Dr. E. Wohlwill, erklärte als Grund für den Austritt aus dem VDAV, den die Jahreshauptversammlung im Januar 1867 beschlossen hatte, daß die Mitgliedsbeiträge zu hoch seien (vgl. A 7, Nr.93). Anfang November 1867 schloß sich der Verein entsprechend dem Beschluß der Mitglieder-Generalversammlung dem VDAV wieder an (vgl. A 2, Nr.20).

5 Die von Feodor Streit in Coburg seit dem 25. Dezember 1862 herausgegebene „Allgemeine Deutsche Arbeiter-Zeitung“ hatte den Zusammenschluß der Arbeiterbildungsvereine zum VDAV gefördert. Das Blatt erhielt aber auf keinem der drei Vereinstage von 1863 bis 1865 die Anerkennung als Verbandsorgan. 1865 kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Redaktion und dem Ständigen Ausschuß unter Leitung von Leopold Sonnemann. Am Vorabend des preußisch-österreichischen Krieges wurde durch Beschluß der Mannheimer Tagung des Ständigen Ausschusses am 10. Juni 1866 die Coburger Arbeiterzeitung zum Presseorgan des VDAV ernannt. Infolge der Kriegereignisse mußte Streit jedoch ab 8. August 1866 das Erscheinen des Blattes einstellen. Die Situation war zudem dadurch prekär, daß Streit, der sein beträchtliches Vermögen dem Blatt geopfert hatte, im März 1867 wegen verschleierten Konkurses inhaftiert worden war. Vgl. Rolf Weber, Einleitung, in: Arbeiterzeitung, Ab 5. April 1863: Allgemeine Deutsche Arbeiter-Zeitung, 25. Dezember 1862 — 25. Dezember 1864 [Bd.2 bis 8. August 1866]. Hrsg. vom Arbeiterfortbildungsverein in Coburg, Unveränderter Neudruck, Leipzig 1977, S.V-XXVIII.

6 Emil Sauerteig teilte Peter Staudinger am 9. März 1867 mit, daß sein Geschäft durch den Krieg ruiniert worden sei. Auch werfe man ihm zu Unrecht Betrügereien vor in Verbindung mit einer infolge des Krieges mißglückten Genossenschaftsgründung. Vgl. A 7, Nr.106. Vom Arbeiterbildungsverein Hersleben sollte er 2 Taler für Drucksachen erhalten, aber nicht weitergeleitet haben. Vgl. A 7, Nr.75. Am Geraer Vereinstag nahm Sauerteig nicht teil, und er wurde dort auch nicht zum Vertrauensmann gewählt. Er schloß sich dann dem ADAV an. 1869 gehörte er zu den Mitbegründern der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und stand um diese Zeit mit Bebel in regem Briefwechsel.

7 Anlaßlich der Pariser Weltausstellung sollte vom 16. bis 18. August 1867 ein „internationaler Kongreß der Arbeitergesellschaften“ zur Beratung über Arbeitergenossenschaften stattfinden. Die Einladung an den VDAV zur Teilnahme veröffentlichte die „Deutsche Arbeiterhalle“ am 1. Juli 1867. Sie war von Paul Blanc im Namen der Kongreßkommission unterzeichnet. Die vorgeschlagene Tagesordnung lautete: „1. Verteilung des Gewinns der Arbeiterassoziationen mit Bezugnahme auf das Verhältnis von Helfern und Kunden, auf eine gemeinsame Gesellschaftskasse, auf Bildungszwecke, Bibliothek, Unterricht usw.; 2. Herstellung eines regelmäßigen schriftlichen Verkehrs zwischen den verschiedenen Vereinen bezüglich der Ein- und Verkäufe.“ Der Kongreß wurde von der französischen Regierung verboten.

gen Fragen und Berichte in den Vereinen erörtert sind, dafür bin ich nicht. Jenem Kongreß lege ich, soweit es die öffentlichen Verhandlungen betrifft, verdammt wenig Wert bei, was durch die Tagesordnung auch bestätigt wird, die eine solche ist, daß ich eigentlich nicht begreifen kann, wie man um dieser willen Vertreter von Meilen weit nach Paris locken wird. In Frankreich ist bekanntlich das freie Wort, besonders in bezug auf politische und soziale Dinge, noch weit mehr gebunden als in unserem armen Deutschland; dorthin also einen Kongreß einzuberufen ist und an für sich schon deshalb verkehrt. Dennoch würde ich einer Beschickung zustimmen und zwar deshalb, weil der Vertreter während seines Aufenthaltes dort interessante soziale Studien machen und wichtige Verbindungen anknüpfen könnte, die dem Ganzen zugute kämen. Sollten also in kürzester Zeit die Gelder besser eingehen (denn das ist die erste Bedingung), so daß sich die Kosten ohne Gefahr für die Kasse riskieren lassen, schlage ich folgenden Modus vor: Der Ausschuß wählt eine Persönlichkeit (die nicht grade aus seiner Mitte sein muß), von der er glaubt, sie genüge den an sie zu stellenden Forderungen, mit absoluter Majorität. Diese Person wird vermittelt der Flugblätter den Vereinen vorgeschlagen. Diese haben innerhalb einer bestimmten Frist darüber abzustimmen, wobei ihnen selbstverständlich unbenommen bleibt, einen andern zu wählen. Der so aus der Wahl mit Majorität Hervorgegangene ist Deputierter. Ich glaube, das ist ein Modus so vortrefflich, daß sich wenig dagegen sagen läßt, und damit vermeiden wir die Einberufung des Arbeitervereinstags auf Anfang August, was unbedingt sich nicht durchführen ließe, ohne die übrigen Beratungsgegenstände unvollständig vorbereitet zu verarbeiten. Um noch gewissenhafter zu Werke zu gehen, könnte man auch mehrere Personen vorschlagen, vielleicht die beiden, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Die Abstimmungen der Vereine müßten dann an ein solches Ausschußmitglied gelangen, welches sich nicht unter den Vorgeschlagenen befindet, um so jede Beeinflussung zu vermeiden.

Der Stuttgarter Vorschlag betreffs der Organisation⁸ wäre ganz gut, wenn man überall so viel — freie Bewegung hätte wie die Schwaben. Das ist aber beispielsweise sowohl nach unserem als dem preußischen Vereinsgesetz nicht der Fall. Kein Verein soll nach diesen Gesetzen mit einem andern in Verbindung treten, und wir haben infolgedessen uns hier in Sachsen genötigt gesehen, von der offiziellen Form eines Gauverbandes abzusehen und die Verwaltung sogenannten Vertrauenspersonen zu übertragen. Indes ließ sich der Vorschlag insofern verwerten, als man dem Vorsitzenden Vollmacht erteilte, ein Komitee oder engeren Ausschuß zu konstituieren, die ihn unterstützten, für die er aber die Verantwortung zu tragen habe. Im übrigen könnte die Zusammensetzung des Ausschusses dieselbe bleiben wie jetzt.

Mit freundschaftlichem Gruß

Dein

A. Bebel

⁸ Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867; Statuten-Entwurf, Reorganisation der deutschen Arbeitervereine, „für den Vereinstag in Gera“, am 6. Oktober 1867, v. A. Hochberger aus Stuttgart, in: A 11.

Dokument Nr.2**Max Hirsch an Johann Peter Staudinger, 6. Juli 1867**

An den ständigen Ausschuß d. Arbeiter-Vereine
Herrn P. Staudinger in Nürnberg

Magdeburg, 6. Juli 1867

Antwortlich Ihrer werten Zuschrift vom 24. v[origen] M[onats] würdige ich vollkommen die Gründe, die für einen baldigen Zusammentritt des Vereinstags von Ihnen angeführt werden. Allein die Gegengründe überwiegen meiner Ansicht nach entschieden, worunter der hauptsächlichste: daß der Vereinstag noch gar nicht vorbereitet ist, weder formell noch materiell. Berufen wir jetzt schon den Vereinstag, so muß ich befürchten, daß die Beteiligung eine sehr schwache und die Verhandlungen höchst ungenügend und oberflächlich sein werden. Dazu kommt, daß der äußerst wichtige sächsische Landesverband sich in seiner Versammlung zu Frankenberg für Berufung des Vereinstags im September, und zwar nach Gera, ausgesprochen hat. Ganz den gleichen Beschluß hat der Magdeburger Gauverband am 30. Juni auf einer sehr zahlreichen Zusammenkunft in Halberstadt einstimmig gefaßt, was ich Ihnen hiermit offiziell anzeige.⁹ Ich selbst lasse meinen Vorschlag für Weimar infolgedessen fallen, zumal da in dieser Stadt wohl nicht einmal ein Arbeiterverein besteht, und stimme ebenfalls für Gera.¹⁰

Ich beantrage nun beim Ausschuß mit höchster Dringlichkeit: daß durch Zirkular sofort bei den Ausschußmitgliedern darüber abgestimmt wird, ob der Vereinstag gegen Mitte oder Ende September in Gera stattfinden soll. Dieser Antrag geht von mehreren Ausschußmitgliedern und zwei wichtigen Gauverbänden aus und verdient umso mehr allgemeine Annahme, als der Geraer Verein denselben schon in Stuttgart 1865 stellte und die Lage von G[era] im richtigen Mittelpunkt Deutschlands und einem Ländchen mit ausgedehnter Redefreiheit äußerst günstig ist. Auch von Seiten der Stadt und ihren Behörden dürfen wir einer freundlichen und ehrenvollen Aufnahme sicher sein.¹¹

Es ist aber von größter Wichtigkeit, daß Zeit und Ort des Vereinstags in *kürzester* Frist festgestellt und den Vereinen angezeigt wird. Erst von da ab wird sich ein frisches und lebendiges Zusammenwirken einstellen. Jeder hat dann einen bestimmten Anhalt, ein festes Ziel vor sich, und da arbeitet [es] sich ganz anders als aufs unbestimmte hin. Ich bitte Sie, lieber Staudinger, noch persönlich recht dringend, die Sache äußerst zu beschleunigen; alle übrigen Vereinstage und Wander-Versammlungen sind schon festgestellt oder werden es in der nächsten Zeit, z.B. der Genossenschaftstag. Ist unser Vereinstag erst fest bestimmt, so werden auch die *Geldbeiträge* reichlicher fließen, und mache ich mich speziell anheischig, aus unserem Gaue eine nicht unbeträchtliche Steuer herbeizuschaffen.

9 Wie in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 1. August 1867 berichtet wurde, nahmen an der Gauverbandstagung rund 60 Personen aus Burg, Calbe, Croppenstedt, Halberstadt, Magdeburg und Quedlinburg teil. Max Hirsch wurde zum Delegierten des Gauverbands für den Geraer Vereinstag gewählt.

10 In einem Brief an Staudinger vom 30. Mai 1867 (A 7, Nr.68) hatte sich Hirsch für Weimar oder Gera als Tagungsort ausgesprochen. In Weimar bestand seit Oktober 1865 ein Arbeiterverein.

11 Der Oberbürgermeister von Gera stellte den Rathaussaal und einen angrenzenden Raum zur Verfügung, hielt zur Eröffnung des Vereinstags eine Begrüßungsrede und nahm an dem Bankett teil, zu dem der Geraer Verein eingeladen hatte. Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 27. September, 15. Oktober und 15. November 1867; Karl Wartenburg an Peter Staudinger, 20. September 1867, A 7, Nr.9.

Aus Ihrem Schreiben ersah ich zu m[einem] Bedauern, daß Ihre bisherigen Bemühungen um Geldmittel, besonders beim Schleswig-Holstein-Verein etc.,¹² gescheitert sind. Es ist das sehr traurig, aber es muß überwunden werden.

Das neue Flugblatt müßte sich größtenteils durch Abonnements decken. Wieviel sind denn etwa Exemplare bestellt? Zu meinem Erstaunen erfuhr ich in Halberstadt, daß die meisten Vereine unseres Gaus, welche doch dem allgemeinen Verband angehören und bekannt sind, nicht einmal No 1 als Probe erhalten haben, z. B. Halberstadt, Quedlinburg, Croppenstedt, Calbe a/S. Auf diese Weise kann es freilich nicht gehen! und ist mir diese unvollständige Versendung wirklich *unbegreiflich*. Ich habe alles Mögliche getan, um unsere Gauverbände für das Blatt zu interessieren. Auch ich bin im Prinzip für *Beschickung des Pariser Kongresses*¹³ von seiten des Ausschusses und würde mich vielleicht entschließen, als Abgesandter desselben, *ohne Entschädigung* oder wenigstens versuchsweise aus eigener Tasche, die Reise zu unternehmen. Lassen Sie mich auch hierüber bald Bescheid wissen. Daß ich der französischen Sprache vollkommen und der englischen und italienischen in genügender Weise mächtig bin, bemerke ich noch ausdrücklich. Es wird mir eine hohe Ehre sein, als Abgesandter des ständigen Ausschusses in Paris mitzuwirken; doch trete ich natürlich gern gegen einen Würdigeren zurück.

Ihre Klagen über die Last und Unkosten Ihrer Geschäftsführung, lieber Staudinger, verstehe ich ganz; aber bis zum September müssen Sie schon noch aushalten. Das Bewußtsein, für eine große Sache zu wirken, wird Sie entschädigen.

Die Sauerteigsche Affaire¹⁴ ist sehr beklagenswert. Meine damalige Information war ganz sicher; und da dieselbe von anderer Seite bestätigt wird, so zögern Sie nicht, Herrn Sauerteig privatim zur „freiwilligen“ Austritts-Erklärung wegen seiner derangierten Verhältnisse aus dem Ausschuß zu bewegen; das ist in solchen Fällen das beste Mittel, um ärgerlichen Skandal zu vermeiden. Uhlich¹⁵ ist seit ult[imo] Juni auf 5 Wochen nach dem Rhein und der Schweiz verreist und wird auf der Rückreise auch bei Ihnen vorsprechen; er läßt Sie vorläufig herzlich grüßen. Unsere Gauverbands-Vertreter zollten Ihrem Wirken und Streben ebenfalls volle Anerkennung! Ihren recht baldigen Nachrichten entgegensehend, bin ich

mit Gruß und Handschlag

Ihr Dr. Max Hirsch

Dokument Nr.3

August Bebel an Johann Peter Staudinger, 14. Juli 1867¹⁶

Mein lieber Staudinger.

⟨Mit⟩ der vorgeschlagenen Resolution für den internationalen ⟨Kongreß bin⟩ ich einverstanden, möchte Dich aber dabei auf einige stilistische Unregelmäßigkeiten aufmerksam machen, die Dir in der Eile entschlüpft sind. So wird es im ersten Satze besser lauten, statt menschheit-

12 Wie im Protokoll der Beratung von Kassel vermerkt, sollte sich Staudinger an die Schleswig-Holstein-Vereine in Nürnberg und Erlangen und an Cramer-Klett wegen Subventionen für den VDAV wenden.

13 Vgl. Dokumentation, Anm.7.

14 Vgl. Dokumentation, Anm.6.

15 Leberecht Uhlich, Prediger der Freien Gemeinde in Magdeburg, war führend im Magdeburger Arbeiterbildungsverein tätig und hielt in den Vereinen des Gauverbandes vielfach Vorträge. Er hatte sich bereit erklärt, auf dem Geraer Vereinstag über die Volksschulfrage zu sprechen. Die von ihm dazu aufgestellten 16 Thesen wurden in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 15. Oktober 1867 veröffentlicht. In Gera wurde er zu einem der Vertrauensmänner des VDAV gewählt. Auf dem Nürnberger Vereinstag schloß er sich der liberalen Minderheit an.

16 Dieser Brief ist teilweise beschädigt. Dankenswerterweise konnte Frau Dr. Ilse Fischer, Archiv der sozialen Demokratie, anhand des Originals einige Wörter ergänzen. Wo nur gemutmaßt werden kann, steht der Text in spitzen Klammern.

liches Verbrechen: „Verbrechen an der Menschheit“ zu sagen, dann statt des Wörtchens „es“, was zweimal für Arbeiterbevölkerung gebraucht ist, das Wörtchen „sie“ zu setzen, endlich würde ich statt „brüderlicher Eintracht“ vorschlagen zu sagen „*einmütig und energisch*“, das klingt kräftiger.¹⁷

Daß das Komitee auf diese Resolution nicht eingeht, davon bin ich im voraus überzeugt, wie ich denn diesen ganzen Kongreß für einen verfehlten halte. Etwas anderes ist es mit dem Genfer Friedenskongreß,¹⁸ da stehen wenigstens Männer an der Spitze, die Tatkraft im Leibe haben; eine Verbindung mit der europäischen Demokratie einzugehen, wie hier sich die Gelegenheit bietet, dazu gebe ich jederzeit meine Zustimmung. Den Vorschlag, Dr. Hirsch zu wählen, unterstütze ich.

Den Arbeitertag auf den 29. September einzuberufen, damit bin ich nicht einverstanden, ich schlage den 15. oder 22. vor. Den 29. werde ich kaum hingehen können, da ich den 1. Oktober großen Umzug habe.¹⁹ Ebenso werden andere, wie Hirsch, Sonnemann, Hochberger, schwer abkommen können wegen der ultimo-Regulierungen im Geschäft. Hieran anknüpfend möchte ich Dich ersuchen, die Berichterstatter aufzufordern, ihre Berichte schnellstens einzusenden, um sie in der „Arbeiterhalle“ zum Abdruck bringen zu können, auch dürfte es notwendig sein, eine Bekanntmachung an die Arbeitervereine zu erlassen, worin Zeit und Ort des Vereinstages festgesetzt wird, auch die Vereine aufgefordert werden, zahlreichst Vertreter zu entsenden. Den Protest des Stuttgarter Vereins wegen der Wehrfrage können wir unter keinen Umständen berücksichtigen, die Erörterung dieser Frage tut heute dringender not denn je. Ich werde in den Flugblättern auch dagegen auftreten,²⁰ ebenso gegen den Austritt des Hamburger Vereins.

In bezug auf die Flugblätter dürfte es sich ebenfalls empfehlen, in einem kräftigen Aufruf an die Vereine dieselben zum Abonnement aufzufordern, zugleich die Vereine zu benennen, welche auf das Blatt abonniert haben und wieviel Exemplare, das ist geeignet, das Ehrgefühl der Vereine anzustacheln. Ich werde Dir durch eine Korrespondenz im nächsten Flugblatt in diesem Punkte zu Hülfe kommen.²¹ Für Einzahlung der Beiträge sollte ebenfalls immer wieder von neuem aufgefordert werden.

Die Organisationsfrage, da hat Motteler aus Crimmitschau im letzten Flugblatt recht,²² muß Nr.1 der Tagesordnung sein, ich werde mich nächstens darüber aussprechen; ich hoffe unbedingt Deine (Unter)stützung auf dem Arbeitertag zu haben, (da wir in dieser) Beziehung hinter Schweizern, Engländern, Franzosen (weit zu)rück sind.

Auf einen Brief an Eichelsdörfer erhalte ich eine Antwort durch ein anderes Redaktionsmitglied, dem er die (Redaktion der Flug)blätter übergeben, da er selber keine Zeit hat. Er teilt

17 Es handelt sich um den Entwurf einer Friedensadresse für den geplanten internationalen Kongreß in Paris. Der Ständige Ausschuß billigte die Erklärung mit 10 gegen 2 Stimmen. Sie wurde, unter Berücksichtigung der Korrekturvorschläge Bebels, am 1. August 1867 in der „Deutschen Arbeiterhalle“ veröffentlicht.

18 Vom 9. bis 12. September 1867 tagte in Genf ein internationaler Friedenskongreß, auf dem unter Beteiligung von Guiseppe Garibaldi, Victor Hugo u.a. die Friedens- und Freiheitsliga gegründet wurde.

19 August Bebel und seine Frau Julie gaben in Leipzig ihr Wohnung im Dachgeschoß des Hauses Gustav-Adolph-Straße 14 auf und zogen in die Petersstraße 18, wo sich Bebels Werkstatt befand. Vgl. Leipziger Adreßbuch für 1868.

20 Eine Stellungnahme Bebels zur Wehrfrage erschien nicht in der „Deutschen Arbeiterhalle“. Vgl. dazu Dokument Nr.5. Die Redaktion des Blattes bemerkte in der Nummer vom 1. August 1867, daß eine Diskussion um die politischen Aspekte der Wehrfrage nicht möglich sei, „und haben wir eine geschätzte Zuschrift, die unsern vollen Beifall findet, deshalb unberücksichtigt gelassen [. . .], ihr aber in dem uns nahestehenden ‚Deutschen Wochenblatte‘ Raum gegeben“. Dieses Organ war bisher nicht zugänglich. Vgl. auch die Einleitung.

21 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 10. August 1867.

22 Vgl. a.a.O., 1. Juli 1867.

mir unter (anderem) mit, daß die letzte Doppelnummer auch doppeltes Geld kosten solle; das ist unbedingt zuviel. Evt. mag sich eine solche Maßregel von finanzi(ellem) Standpunkt wohl rechtfertigen lassen, nicht aber vom praktischen. Ich habe meinen Leuten keine 2 Silbergroschen abfordern dürfen, man hätte m(ir) schöne Gesichter gemacht. Gelingt es, durch ununterbrochene Aufforder(ung) und Treiben die nötige Zahl von Abonnenten aufzubringen, und ich halte das, mit einigem Geschick angefangen, für möglich, so werden (wir) das Blatt allwöchentlich erscheinen müssen lassen. Auch die Politik, wie sie seinerzeit in den Sonnemannschen Flugblättern mitgeteilt wurde, muß wieder eingeführt werden.²³ Ich halte es allerdings für ein Unglück, wenn Eichelsdörfer sich nicht besser um die Redaktion der Blätter kümmern kann, als es nach seinem letzten Briefe der Fall ist. Ich würde Dir vorschlagen, mal bei Sonnemann anzufragen, ob dieser sie nicht übernehmen will, selbstverständlich im Einverständnis mit Eichelsdörfer. Im schlimmsten Falle bin auch ich bereit, hier Kräfte zu gewinnen, welche die Leitung des Blattes übernehmen. Billiger Druck und alle Vorkehrungen zum Vertrieb, auch auf dem Wege des Buchhandels, sind hier vorhanden. Endlich möchte ich Dich ersuchen, mir mitzuteilen, ob das Blatt ganz und gar Eigentum des ständigen Ausschusses ist und Gewinn und Verlust die Verbandskasse trifft.²⁴

Heute morgen ist ein Abgesandter von uns, Schriftsteller Liebknecht, nach Lugau, um mit dem dortigen Bergarbeiter-Komitee sich über Schritte und Mittel zu beraten, wie künftig ähnlichen Unglücksfällen²⁵ vorgebeugt werden könne, zugleich hat derselbe Auftrag, sich ausführlich mit dem Studium der dortigen höchst traurigen Arbeiterverhältnisse zu befassen und uns Bericht zu erstatten. Wir werden seinerzeit im Flugblatt das Resultat mitteilen.²⁶ Die Zustände in unsern Industriebezirken ähneln stark denen Englands, energisches Vorgehen gegen die Bourgeoisie tut not. Als ersten Beitrag für Lugau hat mir Freund Hirsch 50 Taler vom dortigen Verein übersandt.²⁷ Das ist gewiß nobel.

Mit demokratischem Gruß und Handschlag

Dein

Aug. Bebel

Leipzig, den 14. Juli 1867.

Eben im Begriff, dieses Schreiben abgehen zu lassen, erhalte ich Deinen 1. Brief wegen Lugau, ich²⁸

23 Die von Mai bis September 1865 herausgegebenen Flugblätter des Ständigen Ausschusses wurden ab Nummer 4 mit der Rubrik „Politische Wochenschau“ eröffnet, die über politische Ereignisse im In- und Ausland informierte.

24 In einem Brief vom 14. August 1867 an Staudinger bekräftigte Eichelsdörfer, daß „die Herausgabe der Flugblätter ganz auf Rechnung des Ausschusses geschieht“. Von Gewinn könne noch keine Rede sein. Vgl. A 7, Nr.30.

25 Im Lugauer Kohlenrevier ereignete sich am 1. Juli 1867 ein Grubenunglück, bei dem 101 Bergarbeiter getötet wurden. Mit Datum vom 6. Juli 1867 versandte Bebel ein Zirkular mit der Bitte um Unterstützung der hinterbliebenen Familien. Die Sammlung, an der sich Arbeitervereine aus 45 Orten Deutschlands und der Schweiz beteiligten, ergab bis Frühjahr 1868 insgesamt 1 516 Taler gleich 4 548 Mark.

26 Die Untersuchungsergebnisse von Wilhelm Liebknecht wertete Bebel in seinem Referat auf dem Geraer Vereinstag aus, das in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 15. November 1867 veröffentlicht wurde. Vgl. auch BARS, Bd.1, S.18–21. In der zur Einberufung des Vereinstags vorgeschlagenen Tagesordnung hieß es: „5) Bergbau-Arbeiterfrage. Referent: Herr Bebel aus Leipzig beziehungsweise Herr Liebknecht aus Leipzig.“ Deutsche Arbeiterhalle, 18. September 1867. Liebknecht nahm wegen der Beratungen des Norddeutschen Reichstags nicht am Vereinstag teil.

27 Bebel dankte Hirsch am 12. Juli 1867 brieflich für die Spende des Magdeburger Vereins. Vgl. Gustav Seeber, Bebel und Hirsch, S.777. Der Betrag stand an der Spitze von Bebels erster Abrechnung, die auch 60 Taler aus einer Sammlung des Mannheimer Arbeitervereins und 20 Taler als ersten Beitrag des Leipziger Arbeitervereins quittierte. Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867. Hirsch berichtete in der „Deutschen Arbeiterhalle“ vom 10. August, daß der Magdeburger Arbeiterbildungsverein 50 Taler aus der Vereinskasse gespendet habe und außerdem weitere Beträge von Mitgliedern des Vereins eingingen.

28 Papier beschädigt.

Dokument Nr.4**Max Hirsch an Johann Peter Staudinger, 22. Juli 1867**

An den ständigen Ausschuß d. Arbeitervereine
 z.H. des Herrn P. Staudinger in Nürnberg.

Magdeburg, 22. Juli 1867

Ihr w[ertes] Zirkular vom 11. ds. habe ich erhalten und stimme der vorgeschlagenen Erklärung für den Frieden natürlich im Prinzip bei.²⁹ Ich muß aber bemerken, daß der Mitte August in Paris zusammentretende internationale Kongreß³⁰ mit der Friedensfrage gar nichts zu tun hat, sondern nur zur Beratung der Genossenschaftsfrage berufen ist, so daß die vorgeschlagene Erklärung von dem Komitee jedenfalls unberücksichtigt bleiben würde.

Hieraus folgere ich aber keineswegs, daß der ständige Ausschuß der freundlichen Einladung des Pariser Komitees nicht nachkommen sollte. Nachdem wir unsere bekannte Erklärung für den Frieden vor einiger Zeit feierlich abgegeben,³¹ sehe ich nicht ein, warum eine Wiederholung derselben nach so kurzer Zeit dringend nötig und dazu die Absendung eines Deputierten nach Paris erforderlich ist. Dagegen scheint es mir ganz im Wesen unserer Aufgabe zu liegen, daß wir dem internationalen *Genossenschaftswesen* unsere volle Aufmerksamkeit und Unterstützung widmen; denn abgesehen von der absoluten Wichtigkeit insbesondere der Konsum- und Produktiv-Assoziationen für unsere Bestrebungen, so läßt sich gerade durch diese praktischen, *scheinbar* unverfänglichen Verhandlungen der internationale Arbeiterbund am leichtesten knüpfen. — Die von Paris aus vorgeschlagene Tagesordnung enthält mehrere auch für uns sehr interessante Punkte, z.B. die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergeinn, der Anteil der Konsumenten am Gewinn der Konsumvereine etc.

Demnach erkläre ich mich ganz entschieden für den ursprünglichen Antrag des Herrn Vorsitzenden, zunächst und vorzüglich einen Deputierten nach Paris abzusenden. Ich glaube auch, daß Männer wie Horn, Paul Blanc u.a. unser Entgegenkommen wohl verdienen. Und da ich mich erboten habe, die Sendung auf eigene Kosten zu übernehmen, so sehe ich wirklich keinen Grund, weshalb wir davon abgehen sollten.

Ich bin Ihnen, verehrter Herr und Freund, für Ihren Vorschlag und meine Empfehlung zum Deputierten nach Paris oder Genf herzlich dankbar und will nur wünschen, daß die Mehrzahl der Kollegen Ihnen beipflichtet. Die 8 Tage der Erklärung sind schon vorüber.³² Sie sind also gewiß imstande, mir das Resultat der Abstimmung umgehend mitzuteilen, worum ich Sie recht dringend ersuche. Ich muß nämlich in den nächsten Tagen meinen Plan für den August definitiv feststellen, und wäre mir dazu Ihr Bescheid von höchster Wichtigkeit. Die Beteiligung der einzelnen Vereine ist wohl nichts anderes als eine Formalität, die ich sogar für überflüssig ansehen möchte. Der ständige Ausschuß ist ohne Zweifel befugt, einen Deputierten für den Verband zu wählen, wenn der Vereinstag notwendig erst später zusammentreten kann; zumal wenn der gewählte Deputierte auf Diäten verzichtet. Doch soll es mir natürlich sehr lieb sein, wenn die große Mehrzahl der Vereine sich mit meiner resp. eines anderen Kollegen Wahl einverstanden erklärt.

²⁹ Vgl. Dokumentation, Anm.17.

³⁰ Vgl. Dokumentation, Anm.7.

³¹ Gemeint ist die anlässlich der Luxemburg-Krise im Mai 1867 verfaßte Friedensadresse des VDAV, gerichtet an die Pariser Sektion der IAA. Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 1. Juli 1867; Ernst Schraepfer, S.250f.

³² Die Mitglieder des Ständigen Ausschusses hatten binnen einer Woche zum jeweiligen Zirkular Stellung zu nehmen; das Ausbleiben einer Antwort galt als Zustimmung. Hirsch wurde einstimmig zum Delegierten gewählt.

Ich schrieb vorgestern an Freund Eichelsdörfer und schicke demselben morgen für die „Arbeiterhalle“ einen Bericht ein.³³ Sie hatten übernommen, Mitteilungen von Interesse, die Ihnen aus den Vereinen zugehen, an Eichelsdörfer einzusenden; bei mir scheint dies bisher nicht geschehen zu sein.³⁴

Wie weit sind wir mit den Berichten zum „Allgemeinen Vereinstag“? Es muß nun wirklich bald ein Anfang gemacht werden. Die *Lugauer* Affaire müßte mit auf die Tagesordnung. Bebel muß den Bericht darüber erstatten.³⁵ Ich stelle hierdurch diesen dringlichen Antrag und bitte um Ihre Unterstützung. Wir müssen der Möglichkeit solcher Gesamt-Verbrechen an der Arbeiter-Bevölkerung ein Ende machen!

Nochmals bitte ich um sofortigen freundlichen Bescheid wegen der Deputation nach Paris oder Genf. Wenn es der Ausschuß wünscht, bin ich auch zu letzterer bereit.

Mit Gruß und Handschlag

Ihr

Dr. Max Hirsch

Bebel schrieb mir sofort, daß er meiner Wahl zustimme.³⁶ Unser Verein hat für die *Lugauer* 50 Taler aus seiner Kasse bewilligt und sammelt noch außerdem.³⁷

Dokument Nr.5

August Bebel an Johann Peter Staudinger, 4. September 1867

Lieber Staudinger.

Ich kann beim besten Willen von hier aus für den Arbeitertag nichts tun;³⁸ wie Dir schon bekannt sein wird, bin ich wiederum mit 5 256 Stimmen von 8 056 abgegebenen zum Reichstagsmitglied gewählt worden;³⁹ ich habe daher mit meinen eignen Angelegenheiten so viel zu tun, daß mir nicht die mindeste Zeit übrigbleibt. Ich würde nichts dagegen haben, wenn wir statt 8 Tage den Arbeitertag gleich um 4 Wochen bis Ende Oktober vertagen wollten, eher werden die Vorbereitungen sowieso nicht beendet sein können.

Über *Lugau* ein Referat zu erstatten, bin ich bereit, trete dasselbe aber gern an Liebknecht ab, wenn dieser nach Gera kommen sollte.⁴⁰

Mit der Übergabe des Referats in der Organisationsfrage an Motteler bin ich ganz einverstanden;⁴¹ wir müssen sehen, M[otteler] überhaupt in den Ausschuß zu bringen, er ist ein tüchtig gebildeter Mann, der den größten Eifer für unsre Sache an den Tag legt und bei den Arbeitern im Erzgebirge geliebt und verehrt wird.

33 Vgl. Deutsche Arbeiterhalle, 10. August 1867.

34 Vgl. die Briefkastennotiz für Hirsch in: Deutsche Arbeiterhalle, 1. August 1867.

35 Bebel hatte Hirsch am 12. Juli geschrieben: „Wir haben Liebknecht nach *Lugau* beordert, um dort den ganzen Sachverhalt unter Mithilfe der Arbeiter genau festzustellen. Er soll mehrere Tage dort bleiben und mit den Bergarbeiter-Komitees über die Mittel beraten, wie am besten ähnlichen Katastrophen vorgebeugt werden kann; dabei soll er die ganze soziale Lage der Arbeiter dort, die viel zu wünschen übrig läßt, untersuchen und uns Bericht erstatten. Das Resultat werden wir im Flugblatt veröffentlichen.“ Vgl. Gustav Seeber, Bebel und Hirsch, S.777.

36 Vgl. ebda.

37 Vgl. Dokumentation, Anm.27.

38 Offensichtlich hatte Staudinger bei Bebel angefragt, ob dieser die Vorbereitungsarbeiten in Gera übernehmen könne. Er wandte sich dann an Karl Wartenburg, den Vorsitzenden des dortigen Arbeiterfortbildungsvereins.

39 Am 31. August 1867 siegte Bebel bei den Wahlen zum Norddeutschen Reichstag im Wahlkreis Glauchau-Meerane. Am 25. Februar 1867 war er dort in den Konstituierenden Norddeutschen Reichstag gewählt worden.

40 Vgl. Dokumentation, Anm.26.

41 Für den Tagesordnungspunkt „Organisation des Verbandes“ war das Referat A. Hochberger und J. Motteler übertragen worden. Auf dem Vereinstag sprach Hochberger. Vgl. auch die Einleitung.

Mit der Aufbringung der Kosten wird's freilich faul werden, wenn die Vereine nicht besser ihren Verpflichtungen nachkommen, als es bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint. Wo keine Opferwilligkeit herrscht, kann nichts zustande kommen, das lege den Arbeitervereinen in einem neuen Aufruf nochmals ans Herz. Man hat für Lugau so viel getan (ich habe nahe an 1 100 Taler),⁴² da wird man doch den 5. Teil für die gemeinsamen Angelegenheiten aufbringen können. Daß das Flugblatt unregelmäßig erscheint, ist auch kein Vorteil für die Organisation.⁴³ Könnte 1 Nummer allwöchentlich erscheinen, würde das wesentlich zu beitragen, das Interesse zu wecken und zu stärken. Auch muß ich mich darüber beklagen, daß man von seiten der Redaktion mit einer ganz ungerechtfertigten Vorsicht und Ängstlichkeit alles fernzuhalten sucht, von dem man glaubt, daß es bei diesem oder jenem Verein Anstoß erregen könnte. So hat man mehrfach Notizen von mir gar nicht abgedruckt oder sie dem „Deutschen Wochenblatt“ einverleibt. Mit einer solchen Leisetreterei kommen wir nicht weit, damit stößt man den entschiedeneren Elementen vor den Kopf, und die andern sind durch die Farblosigkeit der Berichte nicht gewonnen. Wir müssen offen Farbe bekennen selbst auf die Gefahr hin, Anstoß zu erregen. Was heute unterdrückt wird, tritt morgen doppelt stark auf, der Schaden ist dann um so größer. Ich denke, der nächste Arbeitertag wird die Differenzen in politischer Beziehung auch zwischen den Arbeitervereinen klar zutage legen. Das schadet nichts, meine Ansicht ist, diejenigen, die gleicher Gesinnung sind, mögen sich zusammenscharen, besser eine kleine, aber gesinnungstüchtige Armee als eine große, die sich nicht dirigieren läßt, weil sie aus gegensätzlichen Elementen besteht. Der größte Teil der sächsischen Arbeitervereine steht auf unserer Seite, zwei, höchstens drei im Lager der Nationalliberalen (Bourgeoisie). Gegen Lippold⁴⁴ wird sich unser Hauptangriff richten, der Mann hat sich schmachvoll benommen, in den Arbeiterkreisen Glauchaus etc. herrscht ein großer Unwille gegen ihn.

Mit Gruß und Handschlag

Dein

A. Bebel

Leipzig, den 4. September 1867

Dokument Nr.6

Max Hirsch an Johann Peter Staudinger, 10. September 1867

An den ständigen Ausschuß d. Arbeiter-Vereine

Herrn P. Staudinger Nürnberg

Magdeburg, 10. September 1867

Durch Herrn Uhlich empfang ich seinerzeit Ihre w[erte] Zuschrift nebst Legitimation für den internationalen Genossenschafts-Kongreß zu Paris.⁴⁵ Sobald ich definitiv erfuhr, daß dieser Kongreß von der französischen Regierung verboten sei, richtete ich ein scharfes Schreiben an Herrn Horn und sandte die Abschrift von Ostende aus⁴⁶ an Kollegen Eichelsdörfer mit der Bitte, nach

⁴² Vgl. Dokumentation, Anm.25.

⁴³ Vgl. Einleitung, Anm.57.

⁴⁴ Der Weber Carl Siegfried Lippold war Vorsitzender des Arbeiterbildungsvereins in Glauchau und gehörte 1865 bis 1867 dem Ständigen Ausschuß an. Er befürwortete die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung. Am sächsischen Arbeitertag in Frankenberg und am Vereinstag in Gera nahm er teil. Er wurde nicht zu einem der Vertrauensmänner des VDAV gewählt und war 1868 auch nicht mehr Vorsitzender des Glauchauer Vereins.

⁴⁵ Vgl. Dokumentation, Anm.7.

⁴⁶ Hirsch hielt sich ab 10. August 1867 zum Urlaub in Ostende auf. Vgl. Max Hirsch an Johann Peter Staudinger, 9. August 1867, A 7, Nr.33.

erfolgtem Abdruck desselben in der „Arbeiterhalle“ dasselbe Ihnen zu übersenden. Leider scheint in unserer Organisation noch immer alles zu hapern. Das zum 1. September angekündigte Flugblatt resp. No 6 der „Arbeiterhalle“ ist noch heute nicht in meinen Händen, und Herr Eichelsdörfer hat es nicht einmal der Mühe wert gehalten, meinen Brief vom 13. oder 14. August mit einer Zeile zu beantworten. Auf diese Weise geht es nicht! Während die Antwort von Schulze-Delitzsch in Betreff des Pariser Kongresses sofort durch alle Blätter ging, ist die meinige, wie es scheint, in dem Eichelsdörferschen Papierkorb untergegangen, und die deutschen Arbeitervereine sind der französischen Gewaltmaßregel gegenüber stumm geblieben.⁴⁷ Bei solcher Geschäftsverwaltung muß wahrlich selbst der Standhafteste die Courage verlieren! Und wie steht es mit unserem heiß ersehnten und fest beschlossenen Vereinstag in Gera? Von Tag zu Tag erwartete ich Ihr Zirkular an die Vereine, worin zur Beschickung des Vereinstags aufgefordert wird; jetzt haben wir noch etwas über 14 Tage Spielraum, und es ist eigentlich noch gar nichts geschehen.⁴⁸ Kommt der besprochene Vereinstag nicht zustande, so können wir nur ruhig einpacken, dann ist unsere Rolle ausgespielt. Die Schulzeschen Genossenschaften auf der einen und die Lassalleaner auf der anderen Seite behaupten dann allein das Feld. Ein trauriges Ende so verheißungsvoller Bestrebungen!

Noch ist es Zeit, wenn auch nicht alles, doch etwas zu erreichen. Ich ersuche Sie hierdurch im Namen des Magdeburger Gauverbands und in meinem eigenen, die Einladung zu dem vom ständigen Ausschuß *bereits beschlossenen* Vereinstag in Gera unverzüglich zu versenden. Der Mangel an erarbeiteten Vorlagen schadet wenig; der wesentliche Stoff ergibt sich von selbst. Uhlich ist jeden Augenblick zu seinem Referat bereit.⁴⁹ Ist die Beteiligung nur schwach, so zeigen wir doch den guten Willen; der Eifer weniger wirkt oft mehr als die große Zahl. Versucht muß es werden.

Geschieht es aber nicht, so muß ich für meinen Teil erklären, daß ich nicht gesonnen bin, die Verantwortung für jahrelange Untätigkeit und Erfolglosigkeit ferner auf mich zu nehmen. Ich würde in diesem Falle gezwungen sein, gewiß mit sehr schwerem Herzen, meinen Austritt aus dem ständigen Ausschuß öffentlich zu erklären, fernere Schritte mir vorbehaltend. Hoffentlich kommt es aber nicht zu diesem Äußersten. Ich bitte dringend um gefl. *sofortige* Antwort, schon um nicht vor den hiesigen Vereinen als Beschämter dazustehen. Erhalte ich bis spätestens zum 15. ds. keinen bestimmten Bescheid, so erkläre ich an diesem Tage meinen Austritt.

Mit Gruß und Handschlag

Dr. Max Hirsch

In Betreff der Mitteilung im Genfer „Vorboten“ hat Uhlich eine Erwiderung nebst protokollarischem Beweis an die Redaktion gesandt, daß diese Darstellung auf tendenziöser Unwahrheit beruht.⁵⁰ Das Wesentliche ist: Der hiesige Arbeiter-Bildungs-Verein hat auf Antrag der [Ord-

47 Den Protest von Hirsch publizierte die „Deutsche Arbeiterhalle“ am 27. September 1867. Dort wurde auch der Schlußpassus der Stellungnahme von Schulze-Delitzsch abgedruckt.

48 Die Einberufung des Vereinstags wurde in der „Deutschen Arbeiterhalle“ am 18. September 1867 veröffentlicht. Hirsch war offensichtlich nicht über die Verschiebung der Tagung informiert worden.

49 Vgl. Dokumentation, Anm.15.

50 In dem von Johann Philipp Becker in Genf herausgegebenem „Vorboten“, einer Monatsschrift der IAA, erschien im Juli 1867 die Notiz „Unerhört!“. Unter anderem hieß es darin, daß Uhlich und Hirsch im Magdeburger Arbeiterbildungsverein einen Beschluß durchgesetzt hätten, „wonach die Besprechung der notdürftigen Lage der Arbeiterklasse und der sozialen Frage überhaupt verboten wurde“. Daraufhin schrieb Georg Bronnenmayer aus Göppingen am 9. August 1867 an Staudinger, wenn diese Feststellung im „Vorboten“ stimme, dann befürworte er, „Herrn Dr. Hirsch ein Mißtrauensvotum“ auszusprechen. Vgl. A 7, Nr.31. Uhlichs Antwort mit Proto-

ner?]-schaft vor ca. 1 Jahr beschlossen, daß die Beleuchtung der sozialen Frage durch unser Mitglied Bremer nicht mehr stattfinden soll, da dieses Mitglied durch seine konfuse und extremen Vorträge den größten Teil der Vereinsmitglieder vollständig verjagte. Es war also ein Akt der Notwehr und Selbsterhaltung. Seit jenem Beschluß (in meiner Abwesenheit gefaßt) ist die soziale Frage faktisch von mir und anderen Rednern wiederholt erörtert worden.

[Forts. Anm. 50] kollauszug erschien im Oktober 1867 im „Vorboten“. Demnach trat Hirsch als Hauptwidersacher von Julius Bremer, einem Mitglied der IAA, auf. Bremer versuchte 1868, im Verein über „Das Kapital“ von Karl Marx zu sprechen. Genauer zum Streit zwischen Bremer und Hirsch über Kapital und Arbeit in: Rolf Dlubek und Ursula Herrmann, Die Magdeburger Sektion der I. Internationale und der Kampf um die Schaffung einer revolutionären Massenpartei der deutschen Arbeiterklasse, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung (BzG), Sonderheft 1962: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung in der DDR, bes. S. 200ff.

„INITIAL“ UND „UTOPIE KREATIV“ — ZWEI NEUE ZEITSCHRIFTEN IM NEUEN DEUTSCHLAND

Von Wladislaw Hedeler

Die Herbstrevolution 89 hat zu einschneidenden Veränderungen im Osten Deutschlands geführt. Nur wenige Chronisten der Ereignisse haben bislang auf die im Ergebnis der Wende neu entstandenen Verlage, Zeitungen und Zeitschriften zurückgegriffen. Viele der heute noch existierenden Druckerzeugnisse sind in Ost und West unbekannt. Eine Studie über den Neubeginn auf diesem Gebiet steht noch aus.

Zu den die Entwicklung vor und nach der Wende begleitenden, aus unterschiedlicher Sicht kommentierenden und kritisch reflektierenden Zeitschriften gehört die aus der „Sowjetwissenschaft/Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge“ hervorgegangene Zeitschrift „INITIAL“ (1990 erschienen 7 Hefte mit dem Untertitel „Zeitschrift für Politik und Gesellschaft“; die Hefte 1 und 2, 1991 tragen den Untertitel „Berliner Debatte. Zeitschrift für Socialwissenschaftlichen Diskurs“). Am 22. Dezember 1989 veröffentlichte die „Berliner Zeitung“ eine Notiz über die Gründung der ersten Verlags-GmbH und des ersten privaten Filmstudios im Osten Berlins. Auf der dazu veranstalteten Pressekonferenz informierte auch „INITIAL“ mit Hinweis auf das erste, damals noch nicht ausgelieferte Heft, über das neue Profil des theoretisch-publizistischen Journals. Auch künftig sollten über die Zeitschrift Gedanken von Wissenschaftlern aus der UdSSR vorgestellt werden. Das Interesse, aus erster Hand Informationen über die Veränderung in Osteuropa zu erhalten, ist nach wie vor groß. Und die Zahl der Interessenten wächst, denn zur Sprachbarriere, die es in der DDR zu überwinden galt, kommt heute die finanzielle Hürde. Sowjetische Fachzeitschriften sowie Tages- und Wochenzeitungen sind für ihre Abonnenten (im Osten) zu teuer geworden. Indem „INITIAL“ den anspruchsvollen Erwartungen ihrer Leser genügende Übersetzungen vorstellt, leistet die Zeitschrift einen gewichtigen Beitrag zur Beförderung des Ost-West-Dialogs und trägt zum Kulturaustausch bei.¹

1 1990 brachte INITIAL Übersetzungen von Aufsätzen folgender Autoren: Sergej Blagowolin, Sinn und Maß militärischer Macht, H.2, S.205–217; Gennadi Bordjugow, Die Wende des Jahres 1929 und die Alternative Bucharins, H.1, S.79–98; Fjodor Burlazki, Breshnew und das Ende der Tauwetterperiode. Gedanken über eine politische Karriere, H.5, S.496–505; Anatoli Butenko, Politische Macht und Machtkampf im Sozialismus, H.2, S.165–175; Jewgeni Jassin, Probleme beim Übergang zur regulierten Marktwirtschaft in der UdSSR, H.7, S.742–749; Iwan Judin, Konversion der Rüstungsproduktion und Streitkräfteverreduzierung aus ökonomischer Sicht, H.1, S.73–77; Wiktor Kisseljow, Auch unter den Trümmern zerbrochener Träume gibt es Bausteine. Aus einem Podiumsgespräch mit Wiktor Kisseljow, Moskau, und Friedrich Schorlemmer, Wittenberg, H.3, S.227–234; Boris Kotschubej, Psychologische und soziale

In den Heften des ersten Jahrgangs kamen Autoren wie Wolfgang Engler, Ulrich Hedtke, Hans-Peter Krüger, Norbert Peche und Peter Ruben zu Wort, die, ob ihrer kritischen Sicht auf die Verhältnisse in der DDR, Publikations- und Auftrittsverbot hatten und auf die unterschiedlichste Weise diszipliniert und abgestraft worden waren. So wichtig die nachholende Vorstellung² dieser verdrängten Auffassungen war, als Grundlage eines tragfähigen und auch vom Leser „im Westen“ angenommenen Konzepts taugte sie nicht. „INITIAL“ trat den Weg ins Leben bewußt nicht als Konkurrent linker, in der BRD vertriebener Zeitschriften. Die Debatten im Redaktionsbeirat über das Profil von „INITIAL“ mündeten in den Vorschlag der Gründung eines Vereins der Freunde der Zeitschrift „INITIAL“. Die Zeitschrift sollte für alle Soziallehren offen sein und keinen Sonderinteressen dienen, kein ideologisches Banner aufziehen.³

An Wissenschaftler, Politiker und Kulturschaffende erging die Bitte, in dem am 6. April 1990 gegründeten und von Prof. Peter Ruben als Präsident geleiteten „Verein Berliner Debatte INITIAL“ mitzuarbeiten und den Meinungsstreit über vernünftige Wege in der Gegenwart sowie sozialwissenschaftlich begründbare Entscheidungen ökonomisch und ökologisch vertretbarer Lösungen für die Zukunft zu pflegen. Die Zeitschrift als wichtigster Ort der Streitkultur sollte zur Vorbereitung und Widerspiegelung der Debatten herangezogen werden. „INITIAL“ versteht sich als ein Organ der sozialen Aufklärung und als Ausdruck der Verabschiedung der alten ideologischen Dichotomien in der Beantwortung der sozialen Frage. Bisher fanden zwei öffentliche, vom Verein getragene und durch Publikationen in der Zeitschrift vorbereitete Veranstaltungen statt. Am 25. Januar 1991 ein mit Unterstützung der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg organisiertes Pro-et-contra-Gespräch mit Konrad Elmer, Hans-Jürgen Fischbeck, Robert Schediwy und Jürgen Ulzen zum Thema „Parteiendemokratie und Basisdemokratie. Chancen und Grenzen bürgerlicher Politik“; am 25. April 1991 eine in Kooperation mit der Politischen Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung durchgeführte Veranstaltung zu Thema „Individualität in der Krise“ mit Erwin K. Scheuch, Sebastian Herkommer, Hartwig Schmidt und Jörg-Dieter Gauper.

Das vom Verein und von der Zeitschrift verfolgte Konzept findet im In- und Ausland Anklang. Dem Angebot, in der Zeitschrift zu publizieren, folgten Autoren aus Ost und West, Nord und Süd. Stellvertretend seien an dieser Stelle Karl Graf Ballestrem, Leonardo Boff, Johan Galtung, Axel Honneth, Georg G. Iggers, Thanos Lipowatz, und Friedrich Schorlemmer genannt.

[Forts.Anm.] Aspekte der Vorstellung von der totalen Gleichheit, H.5, S.506–516; Jakow Liberman, Monetäre Aspekte der Wirtschaftspolitik, H.1, S.65–72; Gennadi Lissitschkin, Über den Mythos der Vergesellschaftung der Produktion. Gedanken zur Überwindung eines Dogmas, H.3, S.300–306; Igor Malaschenko, Scheinbare und echte nationale Interessen der Sowjetunion, H.3, S.265–273; Nikolaj Matusow, Über den Grundsatz, „Erlaubt ist alles, was nicht durch Gesetz verboten ist“, H.1, S.52–58; Andranik Migranjan, Individuum, Gesellschaft und Staat in der politischen Theorie des Marxismus, H.1, S.39–51; Gawril Popow, Zwei Farben einer Zeit oder die Lehren der Chruschtschow-Ära, H.2, S.177–189; ders., Das Programm, von dem sich Stalin leiten ließ, H.5, S.477–487; Georgi Schachnasarow, Das Ost-West-Problem. Entideologisierung zwischenstaatlicher Beziehungen?, H.2, S.191–204; ders., Erneuerung der Ideologie und Ideologie der Erneuerung, H.5, S.455–465; Warlam Schalamow, Grabrede, H.5, S.475–476; Nikolai Schmeljow, Wie weiter mit der sowjetischen Wirtschaft?, H.3, S.307–318; Witali Tretjakow, Phänomen Gorbatschow. Ein politischer Führer vor dem Hintergrund der Perestroika, H.3, S.245–253; Alexander Jakowlew und die linke Alternative in der KPdSU, H.7, S.735–741. H.1, 1991 enthält Übersetzungen von Artikeln von Anatoli Butenko, War die Oktoberrevolution unvermeidlich?, S.74–78; Mark Gretzki, Bucharin und Gramsci, S.52–56; Witali Starzew, Gab es eine Alternative zur Oktoberrevolution?, S.79–88 und Alexander Zipko, Sind unsere Prinzipien gut? oder die gläubigen Marxisten, S.88–97.

2 Der Versuch eines Resümees der Diskussionen findet sich in den Heften 4 „Nachdenken über Entwicklungswege. Gesellschaftsalternativen zwischen Kommandowirtschaft und Schuldenkrise“ und 5 „Über die Tragödie des sozialistischen Ideals“.

3 H.3, 2. Umschlagseite. Information über die Gründung des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V.; Heft 4, 1990, S.442–443: Unser Selbstverständnis oder Was will INITIAL?

Die kritische Rückschau auf den gescheiterten Versuch, auf deutschem Boden eine sozialistisch organisierte Gesellschaft zu errichten, ist ein erklärtes Ziel der seit September 1990 herausgegebenen Zeitschrift „Utopie konkret“ (ab Heft 3 „Utopie kreativ“, um Verwechslungen mit der Zeitschrift „Konkret“ auszuschließen). Dieses Programm ist organischer Bestandteil der Diskussion sozialistischer Alternativen, an der sich seit Gründung der Zeitschrift Vertreter von Parteien und Bürgerbewegungen in Deutschland beteiligten.⁴ „Utopie kreativ“ versteht sich als Diskussionsforum für diese wie für andere, gesellschaftstheoretische Überlegungen und Lösungsvorschläge tangierende Fragen, z.B. Ökologie und Geschlechterproblematik. In der in Rubriken⁵ untergliederten Zeitschrift (bisher sind acht Hefte erschienen) werden sie auf unterschiedliche Weise vorgestellt. Neben Beiträgen, die der Analyse der aktuellen Entwicklung in Deutschland gewidmet sind (sie reichen vom Sozialporträt des Landes Mecklenburg-Vorpommern bis zu soziologischen Untersuchungen der Zukunftserwartungen der Bürger in der bisherigen DDR), werden zunehmend Fragen, die die europäische Linke bewegen, diskutiert.⁶

Ein Bericht über die Konzeption der vom Soziologen Helmut Steiner geleiteten Redaktion wäre ohne die Erwähnung der angestrebten Aufarbeitung der Geschichte aller Richtungen der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung unvollständig. Neben den Wortmeldungen zur Stalinismus-Diskussion sind hier besonders die Anton Ackermann (Heft 6, S.55–64), Nikolai Bucharin (Heft 2, S.66–72), Antonio Gramsci (Heft 6, S.28–55; die Gramsci — Konferenz in Berlin wurde von der Zeitschrift mitgetragen), Rosa Luxemburg (Heft 7, S.70–74) und Leo Trotzki (Heft 1, S.95–105) gewidmeten Beiträge zu nennen. Veröffentlichungen von Dokumenten aus dem Zentralen Parteiarchiv⁷ werden durch Interviews mit Zeitzeugen wie Wolfgang Leonhard⁸ und Leo Kofler⁹ bzw. durch Veröffentlichungen aus Nachlässen¹⁰ untersetzt.

„Utopie kreativ“ und „INITIAL“ stehen für Projekte, die sich im neuen Deutschland behaupten müssen. Von den oft ähnlichen Problemen, denen sich die Redakteure gegenübersehen, war bisher nicht die Rede. Dieses Material sollte Nekrologen vorbehalten bleiben. Wichtig ist, daß alle Hürden in dem zurückliegenden Jahr genommen werden konnten und die Öffentlichkeit, die beide Zeitschriften zur Kenntnis nimmt, breiter wird.

Bezugsadressen:

Redaktion „INITIAL“
c/o Peter Ruben
Otto-Nuschke-Str.19–21
O-1020 Berlin

Redaktion „Utopie kreativ“
c/o Helmut Steiner
Heinrich-Roller-Str. 28
O-1055 Berlin

- 4 In der Zeitschrift publizierten u. a.: Jutta Dittfurth, Radikalökologische Politik und Antikapitalismus, H.1, S.76–82; Propst Heino Falcke, Visionen kreativ. Predigt, H.4, S.4–7 Wolfgang Gehrke, Die Linke zwischen Zusammenbruch und Neubeginn, H.1, S.55–59; Ernest Mandel, Trotzki Theorie über das Verhältnis von Selbstorganisation der Klasse und Vorhutpartei, H.3, S.27–38; Ina Merkel, Der Ausbruch aus der Illusion und die Renaissance des deutschen Patriarchats, H.8, S.11–23; Hans Modrow, Mit Hans Modrow im Gespräch, T.1, H.2, S.32–39; T.2, H.3, S.57–63; Reinfried Musch, Zur Politikfunktion von Wissenschaft im Jahre 1989/90, H.1, S.59–65; Marion Seelig, Die „Revolution“ frßt ihre Mütter und Väter, H.2, S.20–25; Frank Wilhelmy, Perspektive als Alternative? Gedanken zur Zukunft der PDS in Deutschland, H.1, S.44–54, und Frieder Otto Wolf, Radikal denken — links und in den Grünen handeln!, H.4, S.26–37.
- 5 Feststehende Rubriken sind: Editorial und Essay; Gesellschaft — Analyse und Kritik; Standorte; Sozialstatistik und Umfragen; Konferenzen und Veranstaltungen; Dokumentierte Geschichte; Bücher und Zeitschriften. Hinzu kommen der DDR-Geschichte, der Zustandsbeschreibung der europäischen Linken sowie der Wirtschaftsdiskussion gewidmete Abschnitte.
- 6 Europäische Linke — woher? wohin?, H.1, S.27–58; „Zur Dritte-Welt-Dimension des osteuropäischen Umbruchs“, H.5, S.64–71; „Gewalt nach dem kalten Krieg“, H.8, S.43–62.
- 7 Stalins Direktiven an KPD und SED; Rolf Badstübner, „Beratungen“ bei J. W. Stalin. Neue Dokumente, H.7, S.99–117.
- 8 Wolfgang Leonhard, Der Anfang vom Ende aus betrachtet, H.3, S.45–56.
- 9 Helmut Steiner, Leo Koflers erzwungene Flucht aus Halle/S. 1950, H.4, S.61–65.
- 10 Fritz Behrens, Der real existierende Sozialismus, T.1 in H.2, S.85–89 und T.2 in H.3, S.39–44.

ÜBER DIE BESTÄNDE DES JUGENDARCHIVS BEIM INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHLICHE JUGENDFORSCHUNG IN BERLIN

Von Ulrich Mählerl und Reinhard Thyzel

Das Jugendarchiv beim „Institut für Zeitgeschichtliche Jugendforschung“ (O-1100 Berlin-Pankow, Thulestraße 48–64) ist das einzige Spezialarchiv zur Geschichte der Jugendbewegung in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und der früheren DDR. Es ist ein Bestandteil des im Sommer 1990 gegründeten und in Berlin ansässigen Instituts für Zeitgeschichtliche Jugendforschung (IZJ) unter der Leitung von Frau Helga Gotschlich.

Den Grundstock des Jugendarchivs beim IZJ bildet das ehemalige „Zentralarchiv der FDJ“. Dieses wurde 1965 als Verwaltungsarchiv des FDJ-Zentralrates mit der Zielsetzung, „den aktuell-politischen Kampf der FDJ“ sowie „die wissenschaftliche Forschungs- und Führungstätigkeit“ zu unterstützen, gegründet. Als Grundlage diente damals das „Dokumentenarchiv beim Sekretariat des Büros des Zentralrates der FDJ“, ergänzt durch Schriftgut verschiedener Provenienz der Leitungen des Jugendverbandes sowie verschiedener Sammlungen. Des weiteren wurde vorhandenes Material der ehemaligen Landesleitungen und Bezirksleitungen der FDJ (bis 1965) aufgenommen.

In der Folgezeit wurde das Archiv in Anlehnung an die Richtlinien des staatlichen Archivwesens der DDR aufgebaut. Vom Charakter her ein Verwaltungsarchiv, wurden entsprechend der Zweckbestimmung zunächst vor allem Aktenbestände aus abgabepflichtigen Materialien der Sekretariate, Bereiche und Abteilungen der FDJ-Zentrale gebildet. Im Zuge der Forschungen in der DDR zur FDJ- und Pioniergeschichte wurde Mitte der achtziger Jahre damit begonnen, das Verwaltungsarchiv zu einem historischen Archiv zu qualifizieren.

Aufgrund des stetigen Anwachsens der Bestände wurden Teile des Archivs unter anderem in die ehemalige Jugendhochschule der FDJ ausgelagert. Erst 1988/89 konnte das Archiv aus dem „Haus der Jugend“ (Unter den Linden) in das eigens für diesen Zweck umgebaute Gebäude in der Thulestraße umziehen.

Die Bestände des Archivs werden laufend ergänzt. So konnten in den vergangenen Monaten durch den engagierten Einsatz der Mitarbeiter des Institutes und des Archives neben der Ablage des ehemaligen FDJ-Zentralrates (bis zur Jahreswende 1989/90), regionale Materialien verschiedener sächsischer und der Berliner Bezirksleitung der FDJ sowie einiger Schulen des Jugendverbandes, Akten der Moskauer FDJ-Organisation (in dieser Sektion waren in der Sowjetunion arbeitende oder studierende FDJ-Mitglieder aus der DDR organisiert), eine Sammlung der von der ehemaigen Hauptabteilung GST-Presse herausgegebener Druckmaterialien und diverse Buchbestände von Jugend- und Kinderliteratur der DDR erfaßt und gesichert werden. Verhandlungen zur Übernahme weiterer Materialien, die Aspekte des Lebens der Jugend in der DDR veranschaulichen, werden geführt.

Wie in einem im April 1991 nach einem umfassenden, vierteljährigen Studium im Archiv von einer unabhängigen, unter der Leitung von Horst Dähn (Stuttgart) und Werner Müller (Mannheim) bestehenden Untersuchungskommission, vorgelegten „Gutachten zu Forschungskonzeption und Archivalien des Instituts für Zeitgeschichtliche Jugendforschung, Berlin“ hervorgehoben wird, dokumentiert „das Archiv in einzigartiger Weise und seltener Vollständigkeit 45 Jahre Geschichte nicht nur der (organisierten) ostdeutschen Jugend, sondern auch ihre Einbeziehung in die internationale Jugendarbeit“.

Der wissenschaftliche Beirat des IZJ, unter Vorsitz von Wolfgang Benz, Berlin, und Hermann Weber, Mannheim, der die Grundorientierung der Forschungsarbeit des Institutes berät, garantiert zugleich die Allgemeinzugänglichkeit und die Öffentlichkeit des Jugendarchivs.

I. Bestand „Schriftgut“

Die ca. 30.000 dem Benutzer zur Verfügung stehenden Akten (pro Akte zwischen 30 und 1.000 Blatt) sind so weit wie möglich nach dem Herkunftsprinzip gebildet und auf Karteikarten verzeichnet. Nach der Provenienz sind auch die entsprechenden Karteikästen geordnet. Die in der Geschichte der FDJ vielfach gewandelten Leitungsstrukturen erschweren deshalb in manchen Fällen die Handhabung.

Für die grundlegenden beschlußfassenden Instanzen und Abteilungen ergibt sich dabei folgendes: Das gemäß der FDJ-Satzung höchste Organ des Jugendverbandes, das „*Parlament der Jugend*“, ist karteimäßig im „*Bereich Großveranstaltungen*“ zusammen mit Akten der Weltfestspiele, Pfingstfestivals u.a. eingeordnet.

Die Tagungen des „*Zentralrats*“ (ZR) der FDJ — laut Statut das höchste Gremium zwischen den Parlamenten — sind von der 1. Sitzung am 10.06.1946 bis zur letzten am 14.12.1989 durch stenographische Wortprotokolle nahezu lückenlos dokumentiert. Schriftgut aus mehreren Jahren, das zur organisatorischen Vorbereitung der ZR-Tagungen diente, sowie Anträge, Resolutionsentwürfe und sonstige Vorlagen an den Zentralrat wurden zum Teil in eigenen Akten zusammengefaßt.

Die Sitzungen des „*Büros des Zentralrats*“ — dem allerdings nur formal leitenden Gremium des Verbandes zwischen den ZR-Sitzungen — sind mit ca. 380 Beschlußprotokollen vollständig dokumentiert. Allerdings sind die Vorlagen und Anlagen zu den Sitzungspapieren lückenhaft. Im Gegensatz zum „*Büro*“, das mit einigen Nicht-SED-Mitgliedern den „überparteilichen“ Charakter der FDJ repräsentieren sollte und faktisch keine Bedeutung hatte, steht das „*Sekretariat des Zentralrates*“. Das mindestens wöchentlich tagende Organ der FDJ war hinsichtlich seiner Kompetenz für den Jugendverband mit dem Politbüro der SED zu vergleichen. Das ab 1949 nur aus Parteimitgliedern bestehende Sekretariat hinterläßt umfangreiches Aktenmaterial von einigen tausend Beschlußprotokollen. Im Anhang der einzelnen Sekretariatssitzungen finden sich ab Beginn der fünfziger Jahre nahezu alle Anlagen, Beschlüsse, Erklärungen, etc. Die Sitzungen des Sekretariats des Zentralrats sind aufgrund ihrer großen Bedeutung für die Forschung bereits von 1947 bis 1956 und 1975 bis 1981 nach Tagesordnungspunkten verkartet, was den Zugriff auf einige Themengebiete erleichtert. Zusätzlich wurden die frühen Jahre der Sekretariatssitzungen verschlagwortet. Anzumerken ist ebenso, daß die Protokolle der Sitzungen des Sekretariats, des Büros und des Zentralrates der FDJ zu großen Teilen auf Mikrofiche verfilmt sind.

Ein in vielerlei Hinsicht interessanter Bestand sind die Akten aus dem Bereich „*1. Sekretär/Vorsitzender*“. Hier befinden sich die Handakten der sechs FDJ-Chefs — Erich Honecker, Karl Namokel, Horst Schumann, Günther Jahn, Egon Krenz, Eberhard Aurich —, in denen sich besonders konzentriert brisante Zeitfragen widerspiegeln (im Umfang mit der Zeit abnehmend). Allerdings ist die Überlieferung im Bereich „1. Sekretär“ von Zufälligkeit geprägt.

Gemäß dem Provenienzprinzip ist das Schriftgut der einzelnen „Abteilungen des Zentralrats“ unter dem Namen der jeweiligen Abteilung abgelegt. In den Abteilungen wurde die konzeptionelle und organisatorische Arbeit des Verbandes geleistet. Aus dem überaus umfangrei-

chen Schriftgut der Abt. „*Gesamtdeutsche Arbeit*“ und der „*Zentralen Arbeitsgruppe*“ (ZAG — Westdeutschland-Informationszentrum) ist erst ein kleiner Teil bearbeitet, da diese Materialien erst 1990 durch das Archiv übernommen wurden. Zu folgenden Abteilungen findet sich in Art und Umfang unterschiedliches Schriftgut: „*Arbeiterjugend*“ mit reichhaltiger Überlieferung von FDJ-Beginn bis 1989, „*Schuljugend*“, „*Studenten*“, „*Berufsausbildung*“ und „*Sport und Technik*“ mit kleineren Beständen. Ausgesprochen umfangreich ist die Überlieferung der Abt. „*Internationale Verbindungen*“.

Als ertragreich erwiesen sich die Akten der Abteilungen „*Agitation*“ und „*Propaganda*“, wobei sich die Akten der Agitationsabteilung auf Öffentlichkeitsarbeit, Presse, Funk und Fernsehen u.a., die Akten der Propagandaabteilung auf das Druck- und Verlagswesen, das Schulungsressort, die Traditions- und Geschichtsarbeit und seit 1964 auf die Jugendforschung beziehen. Die Abteilung „*Kultur*“ ist mit einem umfangreichen Bestand vertreten, der vor allem die Zeit der späten 50er bis Mitte der 80er Jahre dokumentiert. Die Materialien der letzten Jahre sind jedoch erst noch zu bearbeiten. Die Abteilung „*Verbandsorgane*“ spiegelt hauptsächlich die Sektoren „*Statistik*“ und „*Information*“ wider. Die Mitgliederbewegung der FDJ und die Zusammensetzung ihres Funktionärskörpers nach Alter, Geschlecht, sozialer Herkunft usw. wurde regelmäßig erfaßt. Als sehr ergiebig für die Forschung wird sich die große Anzahl von „*Infos*“ und Berichten erweisen, die von der Abteilung „*Verbandsorgane*“ von allen FDJ-Gliederungen abgefordert, zentralisiert gesammelt und z.T. verarbeitet wurden. Das Berichtswesen begann schon in der Frühzeit der FDJ mit Monatsberichten von der Kreisleitungsebene an.

Der Sekretärsbereich „*Junge Pioniere*“ bedarf einer besonderen Erwähnung: Der große Sonderbestand „*Pionierorganisation Ernst Thälmann*“ bietet im Endarchiv ca. 3.000 Akten, wozu noch ein kleiner Teil im vorläufig bearbeiteten Bestand kommt. Hier wird über 42 Jahre Kinderorganisation der FDJ eine gut gegliederte Quellensammlung bis hin zur Symbolik, zu Emblemen und Drucksachen geboten.

Die Akten der sechs Landesverbände und späteren 15 Bezirksorganisationen aus den ersten beiden Jahrzehnten (bis 1965/67) liegen noch ohne Verzeichnung im noch nicht bearbeiteten Bestand. Im Endarchiv befinden sich die Sekretariatsprotokolle der Bezirksleitungen aus dem Zeitraum von Ende der 50er Jahre bis Ende der 70er Jahre. Das in vier Karteikästen mit allen Tagesordnungspunkten verzeichnete Material dokumentiert den Mechanismus der „*Durchsetzung*“ der zentralen Beschlüsse in den einzelnen Bereichen der Jugendpolitik.

Der bisher noch nicht bearbeitete Schriftgutbestand im Jugendarchiv beim IZJ läßt sich in drei Teile gliedern. Der erste Teil umfaßt ca. 500 laufende Meter Akten (10.000 Aktenbündel). Sie dokumentieren die Tätigkeit der Landes-/Bezirks- und Kreisleitungen der ehemaligen FDJ, der Zentralen Jugendhochschule sowie weiterer Schulen des Zentralrats der FDJ in den Jahren 1946 bis 1967. Den zweiten Teil bildet Schriftgut der Abteilung „*Westdeutsche Arbeit/Gesamtdeutsche Arbeit*“. Nach seiner Bearbeitung ist mit ca. 300 bis 400 laufenden Metern Akten zu rechnen. Er umfaßt unter anderem die Überlieferung von Material der formal eigenständigen westdeutschen FDJ. Hier finden sich unter anderem Berichte und Analysen über westdeutsche Jugendverbände, die Jugendringarbeit, Studentenarbeit etc. Beim dritten Teil der ungeordneten Materialien, rund 400 laufende Meter Aktenmaterial, handelt es sich um Schriftgut unterschiedlicher Provenienz, unter anderem aus dem persönlichen Büro des letzten FDJ-Vorsitzenden Eberhard Aurich bis Ende des Jahres 1989. Dieser Bestand gibt einen detaillierten Einblick in die Funktionsweise der FDJ der letzten Jahre. Umfangreiches

Material aus den 80er Jahren liegt von den Abteilungen „Kultur“ und „Internationale Beziehungen“ vor, das Schwergewicht der letzten Überlieferung der Abteilung „Verbandsorgane“ stammt von Mitte der siebziger bis Anfang/Mitte der achtziger Jahre. In diesem Bestand findet sich darüber hinaus ein großer Aktenbestand sächsischer Bezirksleitungen der FDJ sowie der Berliner Organisation und der Schulen der FDJ.

II. Magazinbibliothek

Eine Magazinbibliothek entsteht zur Zeit neu aus einem bisherigen Bestand „Broschüren“ (fast 6.000 in Broschürenform von der FDJ und der Pionierorganisation herausgegebene Titel des Zeitraums 1946-1989, vollständig verkartet), einer Sammlung in der DDR entstandener wissenschaftlicher Arbeiten zur FDJ-Geschichte (vor allem Dissertationen, Staatsexamens- und Diplomarbeiten) sowie der ehemaligen Handbibliothek des Archivs. Zusätzlich aufgenommen ist bereits ein Bestand von ca. 400 bisher nicht zugänglichen Titeln, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit am ehemaligen Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung erarbeitet wurden, und eine kleine Sammlung von Büchern und Broschüren zur Jugendarbeit vor 1933. Mit Büchern, die aus sich auflösenden Bibliotheken, Schulen und ähnlichen Einrichtungen übernommen wurden (und noch werden), wird die Magazinbibliothek zukünftig sicherlich über 25.000 Titel umfassen.

III. Bestand Zeitungen und Zeitschriften

Der Bestand enthält ca. 1.300 Titel von Einzelexemplaren bis hin zu komplett erfaßten Tageszeitungen und Periodika. Neben der „Jungen Welt“, der „Jungen Generation“, „Pionierleiter“ und „Forum“ sind hier ebenso illegale Betriebszeitungen der verbotenen FDJ in Westdeutschland aus den fünfziger Jahren wie Ausgaben territorialer Zeitungen von MSB Spartakus, SHB und SDAJ zu finden. Ca. 60 Titel stammen aus dem Zeitraum vor 1933, z.T. aus den Anfängen der Arbeiterjugendbewegung.

IV. Bestand Abzeichen, Plakate

Im Archiv befinden sich sowohl verzeichnete als auch unverzeichnete Bestände (letzte Eingänge seit Sommer 1989) von Abzeichen und Plakaten, die überwiegend von der FDJ bzw. der Pionierorganisation im Zeitraum von 1946 bis 1989 herausgegeben wurden. Die nach Schlagworten verkarteten Bestände umfassen zur Zeit ca. 1.200 verschiedene Abzeichen und ca. 1.450 Plakate in jeweils ein bis drei Exemplaren. Mit den Neuzugängen (besonders von Flugblättern, Emblemen u.ä.) seit 1989 werden sich diese Bestände verdoppeln.

V. Bildarchiv

Die Fotosammlung beinhaltet ca. 35.000 Schwarz/Weiß- und Farbfotografien bzw. Negative zur Geschichte der FDJ und der Pionierorganisation von 1946 bis 1989. Diese Sammlung ist erst zur Hälfte erschlossen und grob sortiert. Ca. 300 Fotoalben und Bildmappen stellen einzelne Ereignisse der FDJ- und Pioniergeschichte dar, die von individuell angefertigten Darstellungen von FDJ-Grundorganisationen über Konferenzen und Tagungen bis hin zu von der zentralen Ebene hergestellten Bildmappen reichen. Ca. 150 Dokumentar- und Spielfilme sowie 80 Videos dokumentieren die Verbandsgeschichte vom Fackelzug der FDJ 1949 bis zum Nationalen Jugendfestival der DDR im Jahre 1989. Allerdings sind die Filme und Videos mangels technischer Voraussetzungen zur Zeit noch nicht nutzbar.

VI. Sonderbestände

Ebenfalls zur Zeit aufgrund technischer Probleme noch nicht in vollem Umfang nutzbar sind die derzeit im Aufbau befindlichen Sammlungen „Sonderbestand“ (i.e. alle zweidimensionalen Materialien, die den bisher genannten Beständen nicht zuzuordnen sind — also: Brief-, Beitrags-, Sonder- und Spendenmarken, Ersttagsbriefe, Grußadressen, Urkunden, Beispiele für Kopfbögen und ähnliches), „Gegenstände“ (unter anderem: FDJ-Kleidung, Fahnen, Banner, Wimpel, Druckstöcke für Abzeichen, Modelle etc.) sowie „Tonträger“ (Tonbänder mit Konferenzmitschnitten u.ä., Kassetten, Schallplatten).

INTERNATIONALE KONFERENZ „ANTONIO GRAMSCI UND DIE THEORIE DER ZIVILGESELLSCHAFT“ IN BERLIN

Von Thomas Franz

Am 22. und 23. März 1991 fand in Berlin eine international besetzte Konferenz zum Thema „Antonio Gramsci und die Theorie der Zivilgesellschaft“ statt. Die Tagung wurde vom Institut für vergleichende Zivilisationsforschung an der Humboldt-Universität, der Berliner „Volksuni“ und der „Stiftung Gesellschaftsforschung“ veranstaltet und von verschiedenen linken Zeitschriften mitgetragen. Im direkten Zusammenhang mit der Veranstaltung stand das Erscheinen des ersten Bandes einer deutschen kritischen Gesamtausgabe der „Gefängnishefte“, die unter der Leitung von Klaus BOCHMANN (Leipzig) und Wolfgang HAUG (Berlin) ediert wird. Neben den etwa 40 aktiven Teilnehmern (darunter ausländischen Gästen aus Italien, Großbritannien, den Niederlanden, den USA und der UdSSR) wohnten dem Colloquium ca. 80 weitere Besucher bei.

In seiner Einführung leitete Wolfgang Haug die Bedeutung Gramscis aus seiner Stellung als „Nichtdiskreditierter“ her und befürwortete eine Miteinbeziehung seiner Konzepte bei einer Neugestaltung der theoretischen Fundamente des Sozialismus. Die Sektion zur Bedeutung der Gefängnishefte wurde von Joseph BUTTIGIEG (Notre Dame, USA), dem Herausgeber der amerikanischen Ausgabe der Gefängnishefte, eingeleitet. Er bestätigte in seinem Referat die Wichtigkeit einer Neuorientierung, gleichzeitig warnte er vor einer oberflächlichen Beschäftigung mit Gramscis Werken. Ein Hauptproblem sah Buttigieg darin, daß Gramsci häufiger zitiert als verstanden werde. Ohne ein tiefergehendes Verständnis der Arbeitsmethode sei jedoch eine ernsthafte Auseinandersetzung zum Scheitern verurteilt. Nur eine umfassende Rezeption könne dem Leser einen Zugang zur Methode eröffnen, bei der theoretische Kategorien stets auf einer enormen Vielzahl von empirischen Bausteinen der unterschiedlichsten Form beruhten. Auch Giorgio BARATTA (Rom) plädierte für eine textgetreue, philologische Lesart der Gefängnishefte und sah gerade in der Fragmentarität der Aufzeichnungen die Chance begründet, einen „Dialog mit seinen Texten“ aufzunehmen.

Nachdem Sebastian REINFELDT (Frankfurt/M.) sich zum Zusammenhang von Gramscis Gefangenensituation und der Ordnung seiner Theorie geäußert hatte, befaßten sich die Referenten in der folgenden Sektion mit den theoretischen Kategorien der Gefängnishefte. Neben ideengeschichtlichen Entwicklungslinien wurden dabei auch schon Verbindungen zur Gegenwart aufgezeigt. Übereinstimmend vermerkten die Redner die Schwierigkeit, den zentralen Begriff der „società civile“ adäquat zu definieren.

Holger BURMEISTER (Berlin) entwickelte die These, daß von Gramsci im Gegensatz zu Marx die „Mittlerrolle“ der bürgerlichen Gesellschaft zwischen Staat und Ökonomie als wichtiger Faktor der Stabilisierung erkannt worden sei. Im Unterschied zu den „kanonisierten“ Theoretikern habe Gramsci die Rolle von Kultur, Kunst und Massenproduktion im Zusammenhang mit der Rücknahme des Einflusses des Staates auf die Gesellschaft in Verbindung gebracht.

Ludmilla NIKITITSCH (Moskau) bestätigte diese These implizit, indem sie den wesentlichsten Mangel bei den gegenwärtigen Demokratisierungsbestrebungen in der UdSSR historisch aus der Überbetonung der Rolle des Staates herleitete. Gramsci hingegen hätte die wichtigsten Postulate des „neuen Denkens“ antizipiert und mit den Konzepten des Konsenses und der Zivilgesellschaft Alternativen bereitgestellt.

Neben der versäumten Diskussion um den Begriff der Zivilgesellschaft beklagten die Referenten die Tabuisierung von Fragen des Glaubens, der bei Gramsci eine hervorragende Stellung als soziales Phänomen eingenommen habe. Auch hier wurde wiederum mit Blick auf Osteuropa auf die Aktualität Gramscis hingewiesen. Somit war der Übergang zum nächsten Themenblock, der Diskussion über eine mögliche Aktualisierung Gramscis, bereits hergestellt. Frank DEPPE (Marburg) forderte in seinem Beitrag zur „Reinterpretation von Zivilgesellschaft angesichts des transnationalen Kapitalismus“ eine stärkere Beachtung der Arbeiten Gramscis zur „Frage des Südens“ und deutete das historisch bedingte Auseinanderdriften der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen im Norden und Süden Italiens als nationale Vorstufe des heutigen globalen Nord-Süd-Konfliktes. Eine Berücksichtigung der Strukturen des transnationalen Kapitalismus und des internationalen Systems wertete er als unverzichtbar für die generelle Durchsetzung einer Zivilgesellschaft auf nationaler und übergreifender Ebene.

Christoph BUTTERWEGGE (Bremen) versuchte, mit Gramsci Strategien für die Auseinandersetzung mit dem Rechtsextremismus in Deutschland, insbesondere auch in den neuen Bundesländern, zu entwickeln. Er konstatierte eine „doppelte Hegemoniekrise“ in Deutschland, da sich in der alten Bundesrepublik ein Scheitern der Politik der „Wende“ abzeichne und in der ehemaligen DDR der Zusammenbruch des Staatsgefüges ein Vakuum erzeugt habe, das nicht ausreichend gefüllt worden sei. Zur politischen Demokratisierung und zur Überwindung der Hegemoniekrise sei daher eine weiterreichende Analyse rechtsextremer und nationalistischer Motive nötig, um Gegenstrategien im Rückgriff auf Gramsci entwickeln zu können.

Anne Schowstack SASSOON (London) stellte die Frage, warum gerade jetzt das Interesse für Gramsci zunehme. Sie sah den Hauptgrund in dem aus dem Wandel in Osteuropa resultierenden Orientierungsverlust der linken Intellektuellen. Der damit verbundene Theorieverlust habe eine neue Suche nach weitreichenden Konzeptionen angeregt, wobei Gramscis weitgespannte und undogmatische Arbeiten erstmals den ihnen gebührenden Rang erobern könnten. Eine Parallele ergab sich für sie aus der Umbruchsituation, in der sich auch Gramsci seinerzeit befunden hätte. Auch heutzutage solle es möglich sein, die historischen Umwälzungen unter Zuhilfenahme der Analyse Kriterien Gramscis erfassen zu können.

In ihrem Vergleich von Räten und Parlament bei Gramsci als Bestandteil der Zivilgesellschaft mit der heutigen Bürgerbewegung war Sabine KEBIR (Berlin) auf der Suche nach basisdemokratischen Entwürfen Gramscis. Am Beispiel seiner Arbeiten zur Turiner Rätebewegung seit 1917 verdeutlichte sie die Dynamik seines Gesellschaftsbildes. Die Befürwortung des Rätege-

dankens sei im Laufe der Zeit mit einer prinzipiellen Billigung der bürgerlichen Demokratie in Einklang gebracht worden. Das Vorhandensein von demokratischen Instanzen jenseits von Parteien und Gewerkschaften sah sie als notwendige Bedingung für eine Fortentwicklung der Zivilgesellschaft in der Zukunft an. Direkt anknüpfen konnte daran Ursula APITZSCH (Frankfurt/M.). Auch ihr ging es um die Anwendung emanzipatorischer Aspekte im Werke Gramscis für die Behandlung gegenwärtiger Probleme. In ihrem Referat zum Thema Multikulturalismus setzte sie sich für eine Abkehr von der europäischen Fixierung auf den Modernitätsgedanken ein und forderte eine stärkere Ausrichtung auf die Mentalitäten und Selbstanschauungen der Ausländer im Sinne Gramscis.

In einem weiteren Tagungsabschnitt stand die Problematik „Zivilgesellschaft und moderner Sozialismus“ auf dem Programm. Anna SCHWARZ und Harald NEUBERT (beide Berlin) richteten in ihren Referaten das Hauptaugenmerk auf den Umbruchprozeß in der DDR. Beide sahen die Nichtwahrnehmung der Trennung von „società civile“ und „società politica“ als Ursache des Zusammenbruchs an. In der DDR sei keine Ausformung einer zivilen Gesellschaft erfolgt, da der Staat allen anderen Bereichen übergeordnet gewesen sei. Die vollständige Ablehnung des Dialoges habe zu einer Spaltung geführt, die (so Anna Schwarz) „quer durch die einzelnen Individuen“ verlief. Die Identifikation und Verbindung des einzelnen mit dem Staat war somit nicht mehr gegeben. Das Mißverhältnis von Staat und Gesellschaft resultierte im „Fehlen einer politischen Kultur“ (Neubert).

Alex DEMIROVIC (Frankfurt/M.) sprach zum Thema „Gesellschaftliche Arbeitsteilung und neuer Kollektivwille“. Er erblickte (im Gegensatz zu seinem Vorredner) keinen „Einbruch der bundesdeutschen politischen Gesellschaft in die der DDR“, sondern eine „neue Form der internationalen Arbeitsteilung“, die von der Nomenklatura in Osteuropa mitinitiiert worden sei.

Die **Abschlußdiskussion** litt beträchtlich unter dem Zeitmangel, der infolge der Vielzahl von Beiträgen (ca. 30) entstanden war. Einzelne Aspekte konnten zwar angerissen, eine wirkliche Vertiefung bestimmter Fragestellungen konnte aber leider nicht mehr bewirkt werden. Generell entsteht der Eindruck, daß es bei dieser Tagung im Jahre des einhundertsten Geburtstages Antonio Gramscis in erster Linie um den Beginn einer Zusammenarbeit der Linken aus den ehemals beiden deutschen Staaten auf vergleichsweise ungefährlichem Terrain gehen sollte. Dies hat sicherlich seine Berechtigung, aber augenfällige Probleme sollten in diesem Fall deutlicher zur Sprache gebracht werden. Als Harald Neubert sich durch einen Teilnehmer aus dem Auditorium bezüglich seiner Gramsci-Editionspraxis in den Jahren vor der Öffnung zur Rede gestellt sah, wurden die unter der Oberfläche ruhenden Friktionen schlagartig deutlich. Wieder einmal mußte das Schlagwort „Stalinismus“ für die komplexen Herrschafts- und Repressionsstrukturen herhalten. Waren kurz zuvor noch die Sperrmechanismen der DDR-Verlage und ihrer Verantwortlichen minutiös geschildert worden, so blieb plötzlich nurmehr der „Stalinismus“ als Erklärung übrig. Es bleibt zu hoffen, daß die Fortsetzung des Dialoges auch in dieser Beziehung zu einer tiefergehenden Analyse im Stile Gramscis führen kann.

Die relative Heterogenität der Beiträge war, trotz der unterschiedlichen Tiefe der Analyseebenen, eher als ein Vorteil zu betrachten. Wenn die Gunst der Stunde für eine größere Verbreitung des Werkes von Antonio Gramsci genutzt werden kann, ist dies zu begrüßen. Die Suche nach „Nichtdiskreditierten“ von seiten der marxistisch orientierten Linken ist offensichtlich als Versuch der Neuorientierung zu werten. Die Breite des Œuvres von Gramsci rief auch

bei dieser Tagung wieder die Metapher vom „Steinbruch“ in Erinnerung, und in der Tat war die Fülle der Fragestellungen, die in mehr oder weniger starkem Maße unter Zuhilfenahme der von ihm bereitgestellten Werkzeuge beantwortet wurden, überwältigend.

Die deutsche Ausgabe der „quaderni“ soll insgesamt zehn Bände umfassen, Ursula Apitzsch kündigte eine Edition des Briefwechsels an. Zu Beginn der Veranstaltung zitierte Joseph Buttigieg aus einem Brief Foucaults: „Gramsci is more often quoted, than understood.“ Diesem Problem könnte in einiger Zeit auch in Deutschland ein wenig Abhilfe geschaffen werden.

Die Referenten und ihre Beiträge:

Joseph BUTTIGIEG (Notre Dame, USA): Gramscis Methode.

Giorgio BARATTA (Rom): Zur Bedeutung des Ersten Heftes.

Sebastian REINFELDT (Frankfurt/M.): Zum Zusammenhang von Gramscis Gefangenensituation und der Ordnung seiner Theorie.

Gerhard KUCK (Rom): Elemente zur historischen Rekonstruktion des Begriffs der Zivilgesellschaft.

Holger BURMEISTER (Berlin): Das Verhältnis von Staat und Gesellschaft bei Marx und Gramsci.

Ludmilla NIKITITSCH (Moskau): Das Problem des Menschen in den Gefängnisheften, Stalinismus und Individuum.

Derek BOOTHMAN (London/Perugia): Gramsci und die Religion.

Kuno FÜSSEL (Münster): Zivilgesellschaft und Religion — eine versäumte Debatte im Sozialismus?

Jan REHMANN (Berlin): Thesen zum Glaubensbegriff bei Gramsci.

Frank DEPPE (Marburg): Zur Reinterpretation von Zivilgesellschaft angesichts des transnationalen Kapitalismus.

Stefan KRAUS (Hamburg): Die Zivilgesellschaft und das Problem der Herrschaft.

Johannes von HEISELER (o.O.): Bürgerliche Gesellschaft, Zivilgesellschaft, Demokratie.

Christoph BUTTERWEGGE (Bremen): Gramscis Theorie und der gegenwärtige Rechtsextremismus.

Joachim MEINERT (Berlin): Zur Geschichte der Gramsci-Ausgaben in der DDR.

Klaus BOCHMANN (Leipzig): Zur deutschen Ausgabe der Gefängnishefte.

Renate WIESNER-HOLUB (Berkeley u.a.): Gramscis Theorie der Intellektuellen im Zeitalter der Informationsgesellschaft (unter Berücksichtigung des Golfkrieges).

Anne Showstack SASSOON (London): Gramsci, die Linke und die neunziger Jahre.

Joachim BISCHOFF (Hamburg): Theoretische und politische Konsequenzen der Fordismuskritik.

Sabine KEBIR (Berlin): Räte und Parlament bei Gramsci als Bestandteil der Zivilgesellschaft — Bürgerbewegung heute.

Ursula APITZSCH (Frankfurt/M.): Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus.

Dick BOER (Amsterdam): Hegemonie und Widerstand.

Dieter SEGERT (Berlin): Zivilgesellschaft und moderner Sozialismus. Einleitende Thesen.

Andrea CATONE (Rom): Gramsci und der Begriff der Zivilgesellschaft in der Perestroika.

Harald NEUBERT (Berlin): Die Dialektik von ziviler und politischer Gesellschaft bei Gramsci und deren Dysfunktion im „Realen Sozialismus“.

Anna SCHWARZ (Berlin): Zur Funktion der Zivilgesellschaft beim Umbruchprozeß in Osteuropa (Schwerpunkt: DDR).

Alex DEMIROVIC (Frankfurt/M.): Gesellschaftliche Arbeitsteilung und neuer Kollektivwille. Einige ursprünglich vorgesehene Beiträge mußten entfallen, besonders bedauert wurde, daß Valentino GERRATANA, der Herausgeber der italienischen Edition der Gefängnishefte, aufgrund einer Erkrankung nicht an der Konferenz teilnehmen konnte. Ausgewählte Beiträge werden im Herbst im Argument-Verlag erscheinen. Der vorläufige Arbeitstitel des Argument-Sonderbandes lautet: „Gramscis Gefängnishefte lesen“.

GESCHICHTSWISSENSCHAFT IN DER DDR. BILANZ UND PERSPEKTIVEN. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Rainer Eckert und Jürgen John

Der Historikerzunft wird schon immer Konservatismus nachgesagt. Das scheint in der Natur eines Wissenschaftszweiges zu liegen, der sich mit Vergangenen beschäftigt und nur mühsam sozialwissenschaftlichen Innovationen öffnet. Gerade die deutsche Historiographie hat dies seit den Tagen des Lamprecht-Streites häufig genug unter Beweis gestellt. Ein konservativer Historismus versperrte sich kritischen Denkansätzen und Methoden und paßte sich bereitwillig dem NS-System an. Innovationen beschränkten sich nach 1945 meist auf den westlichen Teil Deutschlands. Im Osten Deutschlands wurde der Marxismus zur Herrschaftsideologie erhoben und seiner eigentlichen kritisch-innovativen Wirkung beraubt. So konnte es auch nicht sehr verwundern, daß die Geschichtswissenschaft der DDR kaum zur gesellschaftlichen Wende vom Herbst 1989 beitrug und sich schwer tat, aus eigener Kraft ihre Vergangenheit zu bewältigen und neue Wege zu finden.

Dabei waren durchaus beachtliche Forschungsleistungen und kritische Denkansätze vorzuweisen, die nun in einer Welle undifferenzierter Urteile und äußerer Eingriffe unterzugehen drohten. Umso nötiger wurden sachgerechte Urteile und Maßnahmen, um die Altlasten und Überkapazitäten abzubauen und die erhaltenswerten kreativen Teile früherer DDR-Geschichtswissenschaft in die neue Wissenschaftslandschaft zu überführen. Darauf drängten west- wie ostdeutsche und auch ausländische Wissenschaftler. Das gebar schließlich die Idee, gemeinsam Bilanz zu ziehen und Perspektiven abzustecken.

Als dann die von der Historischen Kommission zu Berlin und dem International Research and Exchange Board dafür vorbereitete Tagung am 10. und 11. Dezember 1990 in Berlin-Nikolassee stattfand, gab es die DDR bereits nicht mehr. So stand neben der Frage, wie es um die Geschichtswissenschaft dieses deutschen Nachkriegsstaates bestellt war und was aus ihren Inhalten, Forschungsfeldern und Institutionen werden solle, bereits das nunmehr schon historische Phänomen „DDR“ selbst zur Debatte. Dafür bot die bemerkenswert weitsichtige und flexible Konferenz-Konzeption (verantwortlich: Konrad JARAUSCH, Chapel Hill/USA) genügend Raum. Die Spannweite der vier behandelten Themenkomplexe reichte von der Binnen- und Außenansicht auf die Geschichtswissenschaft der ehemaligen DDR und auf ausgewählte Forschungsfelder — Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte Berlins; Stalinismus als Strukturproblem der DDR-Geschichte — bis zu Perspektivfragen und Überlegungen über Profile künftiger DDR-Forschung.

Etwa 60 Wissenschaftler waren aus den USA wie aus den alten und neuen Bundesländern angereist. Die westdeutschen Teilnehmer kamen meist von Universitäten, die ostdeutschen — „Etablierte“ wie „Unabhängige“ — fast durchweg aus Berlin und von der bisherigen Ostberliner Akademie der Wissenschaften. Nur die Universitäten Leipzig und Rostock waren darüber hinaus vertreten. Schon dies spiegelte die disproportionale Gesamtsituation und die zu lösenden Strukturprobleme wider und stellte somit selbst einen Diskussionsgegenstand dar. Angesichts der Brisanz des gleichsam doppelten Tagungsgegenstandes und der Schärfe früherer Auseinandersetzungen mochte der moderate, akademische Ton der Tagung überraschen. Doch konnte man ihn nur als wohltuend empfinden, zumal er der Schärfe der Diagnose keinen Abbruch tat. Für diese differenziert-produktive Atmosphäre sorgte die abgewogene „Außensicht“ der amerikanischen Experten ebenso wie das deutliche Bemühen der deutschen Teilnehmer um eine allseits kritische und vorwärtsweisende Bilanz. Gegensätze — zwischen west- und ostdeutschen wie unter den Historikern der ehemaligen DDR — wurden nicht verdeckt, sondern versachlicht. Man wird Armin MITTER (Berlin) vom Unabhängigen Historikerverband zustimmen können, der meinte, frühere Zuspitzungen seien nötig gewesen, um das Gros der „Etablierten“ aus der Reserve zu locken. Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurfte, dann hat gerade diese Tagung gezeigt, wie dringend notwendig die kritische Selbstreflektion dessen, was in der DDR „marxistische Gesellschafts- und Geschichtswissenschaft“ hieß, und die Klärung der Standpunkte sind, aber auch, daß die Geschichtsforschung in der bisherigen Bundesrepublik davon nicht unberührt bleiben kann.

Nachdem K. Jarausch einleitend die asymmetrische Wissenschaftsentwicklung im Westen und Osten Deutschlands umrissen und vor Pauschalurteilen gewarnt hatte, lieferten die „Unabhängigen“ Andreas GRAF und Armin Mitter die „Binnen-“ sowie Christoph KLEßMANN (Bielefeld) und Georg IGGERS (Buffalo) die „Außensicht“ auf die DDR-Historiographie im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft. Erstere gingen vor allem auf die mentale Situation der Historiker, letztere auf die Frage ein, ob es eine einseitige Kontrolle der SED über die Geschichtswissenschaft oder nicht doch ein eher dialogisches Verhältnis beider „Partner“ gegeben habe. Offenkundig seien Nischen und Freiräume unzureichend genutzt worden. Das bundesrepublikanische Bild der ostdeutschen Historiographie, das sich — so Kleßmann — seit den 70er Jahren zu einer positiveren Einschätzung wandelte, habe vor allem die bemerkenswerten wissenschaftlichen Neuorientierungen — Kleßmann und Iggers verwiesen vor allem auf die sozial- und agrargeschichtlichen Forschungen von Zwahr, Schultz und Harnisch sowie auf Engelbergs Bismarck-Biographie — vor Augen gehabt. Doch sei auch hier das Phänomen zu klären, daß sie sich ideologischen Vorgaben einpaßten und zudem keine adäquate Fortsetzung in der Geschichtsschreibung über das 20. Jahrhundert fanden. Die „neue Offenheit“ der Erbe-Traditions-Diskussion habe — so Iggers — auch konservative, auf den autoritären Staat zugeschnittene Methoden und Themen wiederbelebt, wie das Beispiel der Bismarck-Biographie zeige. Im Vergleich der DDR mit dem Nationalsozialismus kam Iggers zu dem Schluß, daß letzterer, so terroristisch er auch gewesen sei, eine weit geringere ideologische Kontrolle über die Wissenschaft ausgeübt habe. Man müsse der Frage nachgehen, ob sich die Historiker eher dem NS-System freiwillig angepaßt hätten oder dem DDR-System mit seiner viel geschlosseneren „sozialistischen“ Weltanschauung.

Diese Ausführungen sorgten für eine ebenso kontroverse Diskussion wie Mitters Auffassung, es habe keine eigenständige DDR-Geschichtswissenschaft gegeben, denn diese sei — zustimmend oder ablehnend — weitgehend auf westliche Standards und Forschungsrichtungen be-

zogen gewesen. Es habe — so Hartmut ZWAHR (Leipzig) — in der DDR-Geschichtswissenschaft wissenschafts- wie politikgeleitete Karrieren gegeben, was manchen Widerspruch und gegenläufigen Prozeß erkläre. Doch gab es letztlich — wie die Diskussion gerade zu den nachfolgenden Themenkreisen zeigte — keine eindeutige Trennung zwischen ideologisch motivierter und politikferner „Nischen“-Wissenschaft. Das hing auch mit dem Selbstverständnis der DDR-Historiker zusammen. Der Marxismus war — wie Wolfgang KÜTTLER (Institut für deutsche Geschichte, Berlin) als Referent des letzten Themenkreises betonte — immer zugleich ideologische Instrumentalisierung und kritischer Forschungsansatz.

Wie eng die Dinge miteinander verzahnt waren, zeigte der zweite Tagungskomplex. Überzeugend konnte Helga SCHULTZ (Institut für deutsche Geschichte, Berlin) ihren marxistisch bestimmten, aber methodisch offenen sozialgeschichtlichen Forschungsansatz zur Berlin-Geschichte vertreten. Doch gehörte sie zugleich zum Autorenkreis der Berlin-Thesen (1987), wenn auch nicht zu den Verfassern der von Wolfgang RIBBE (Freie Universität Berlin) ausführlich zitierten und für die Zuhörer beklemmend wirkenden parteioffiziellen „Thesen“ über die Stellung Berlins im 19. und 20. Jahrhundert. Hier wurde die Verstrickung seriöser Forschung in politische Zwänge sehr deutlich, aber auch die von Winfried SCHULZE (Bochum) aufgeworfene Frage, wo marxistische Denkansätze heute noch gebraucht werden oder nur dazu führen, frühere Theoriedebatten zu wiederholen. Die von Peter JELAVICH (Austin) suggestiv vorgetragene These, gerade das Beispiel der Berlin-Forschung zeige, daß im Osten wie im Westen die Forschung ideologischen Mustern gefolgt sei und die Kulturgeschichte ihrer relativen Autonomie gegenüber Politik und Ökonomie beraubt habe, löste eine äußerst kontroverse Diskussion aus, die denn doch eher, — wie Jörn RÜSEN (Bochum) — die Ungleichgewichte betonte.

Dies unterstrichen auch die Referate und die Diskussion zum dritten Themenkomplex. Zwar habe es — so führte Norman NAIMARK (Stanford) im Vergleich der DDR-Geschichtswissenschaft mit der osteuropäischen Länder aus — im Osten wie im Westen „weiße Flecken“ gegeben. Doch sei die Geschichtsschreibung „sozialistischer“ Länder unvergleichlich stärkerem ideologischen Druck unterlegen und zudem ohne das „Ferment westlicher methodischer Innovation“ gewesen. Trotz aller Ansätze zur Objektivität habe die DDR-Geschichtsschreibung — so Hermann WEBER (Mannheim) — doch vorrangig zur Herrschaftslegitimierung beigetragen. Er warnte vor einem allzu inflationären und vordergründigen Gebrauch des „Stalinismus“-Begriffs und der Tendenz, vorschnell „weiße Flecken“ der Geschichte aufzuarbeiten. Diese seien auch nicht vorrangig in der Tabuisierung, sondern eher in den vielfältigen und viel schwerer korrigierbaren Verzerrungen und Uminterpretationen zu suchen, zumal wie Stefan WOLLE (Unabhängiger Historikerverband, Berlin) nachwies — dafür auch erst die archivalischen Voraussetzungen zu sichern seien. Wolles Forderung, die DDR-Geschichte nicht ausschließlich „von ihrem Ende“, ihrer „Implosion“, sondern auch aus den konkreten Entscheidungssituationen und den Motiven der Handelnden heraus zu schreiben und das komplizierte Wechselverhältnis von Stabilität und Instabilität zu berücksichtigen, dürfte ebenso zu beachten sein wie sein Hinweis auf die Brisanz der Nationsproblematik. Im Unterschied zu großen Teilen der Bevölkerung, die „ihren Staat“ über weite Strecken zumindest pragmatisch akzeptiert hätten, seien die DDR-Mächtigen sich immer des Geburtsmakels der DDR — keine Nation zu sein — bewußt gewesen und hätten darauf ihre Macht- und „Sicherheits“-Politik ausgerichtet.

In der abschließenden Runde vertrat Wolfgang Küttler überzeugend die Auffassung, daß trotz der Krise marxistischen Denkens dieses — wenn es sich im „pluralistischen Wettbewerb bewähre“ — auch künftig Einfluß auf die internationale Forschungsentwicklung nehmen werde. Jürgen KOCKA (Freie Universität Berlin) mahnte, die Rolle des deutschen Nationalstaats in einer europäischen Dimension zu durchdenken und die — angesichts früherer deutscher Geschichte — seltene Chance zu nutzen, Nation und liberale Demokratie untrennbar zu verbinden. Dies brauche — um als eigenständiger Forschungsgegenstand thematisiert zu werden — auch eine die Zäsuren 1933 und 1945 einschließende vergleichende Diktaturforschung, die in einem neuen zeitgeschichtlichen Institut angesiedelt werden könne. So könne man auch der — schon von Kleßmann angesprochenen — Gefahr entgehen, über die Stalinismus- die Nationalsozialismusforschung zu vernachlässigen. Obwohl die Historiker die Ereignisse 1989/90 nicht vorausgesehen hätten, bestehe kein Grund, die Aussagefähigkeit struktureller und gesellschaftsgeschichtlicher Forschung anzuzweifeln. Letztlich sei das Instrumentarium sozial- und wirtschaftshistorischer Forschung für die Analyse gesellschaftlicher Prozesse unerläßlich. Charles MAIER (Cambridge) bezeichnete zwar den Westen als Gewinner des Kalten Krieges, doch müsse man die „Perspektive des Triumphes“ sprengen und sich die Frage stellen, welche unverwirklichten Entwicklungsmöglichkeiten das gescheiterte sozialistische Experiment in sich getragen habe. Wenn auch der Westen anders als der Osten die Strukturkrisen der Industriegesellschaft zeitweise — allerdings um den Preis beträchtlicher struktureller Arbeitslosigkeit — bewältigt habe, so präsentiere der jetzige Zustand nach Maiers Auffassung keineswegs tragfähige Krisenbewältigungsstrategien für die Zukunft.

Das Problembewußtsein, die differenzierte Sicht und nicht zuletzt der neue Stil des Umgangs miteinander, die diese Tagung auszeichneten, könnten für die Bewältigung gegenwärtiger und kommender Problemlagen und Auseinandersetzungen beispielgebend sein. Das betrifft die in Nikolassee im Vordergrund stehenden Felder der Politikgeschichte ebenso wie die sich mit ihr immer enger verzahnenden Bereiche der Sozial-, Alltags- und Kulturgeschichte. Man wird hoffen können, daß sich die hier erkennbare sachbezogene und innovationsfähige Zusammenarbeit der Historiker aus West und Ost fortsetzen wird, sofern es letzteren gelingt, die notwendige kritische Distanz zu ihrer Vergangenheit zu finden und glaubwürdig zu machen. In Nikolassee hat sich die „Außensicht“ der Amerikaner als so anregend und ausgleichend erwiesen, daß die Konstituierung einer neuen deutschen Geschichtswissenschaft auf ihre kritische Begleitung nicht verzichten sollte. Es ist nicht auszuschließen, daß eine spätere retrospektive Sicht zeigen wird, daß Nikolassee ein Markstein auf diesem Wege war.

Die Referate der Tagung werden im Herbst 1991 als Publikation der Historischen Kommission zu Berlin im Akademie-Verlag, Berlin, veröffentlicht.

VOM ATLANTIK ZUM URAL — EUROPÄISCHE SICHERHEIT UND DEUTSCHE FRAGE IN DEN FÜNFZIGERN. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Rolf Steininger

Unter dem oben genannten Titel fand Ende Mai in der Akademie für Politische Bildung in Tutzing eine internationale Konferenz statt, organisiert vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und der Universität New Orleans. Zu Beginn der Konferenz präsentierte Manfred GÖRTEMAKER (Freie Universität Berlin) einen ganz neuen John Foster Dulles. Dulles, Jahrgang 1888, war bereits ein *elder statesman*, noch bevor er 1953 das Amt des amerikanischen Außenministers übernahm. Dulles war maßgeblich an der Versailler Friedenskonferenz 1919 beteiligt, auf seinen Einfluß hin wurde der berühmte Kriegsschuldartikel 231 formuliert, der Deutschland zum Alleinverantwortlichen für den Krieg machte und damit ungeheure Reparationsleistungen auferlegte. Dulles hat dies später als Fehler eingestanden und für die Zeit nach 1945 Konsequenzen für sich daraus gezogen.

Dulles war Mitarbeiter der jüdischen Anwaltskanzlei Sullivan and Cromwell in New York; es war schon erstaunlich zu hören, daß er sich als einziger 1933 *gegen* die Schließung der Filiale in Berlin ausgesprochen hat. Sein Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland bleibt weitgehend im Dunkeln, die entsprechenden Akten fehlen. Fest steht lediglich, daß er — mit Ausnahme 1938 — jährlich Deutschland besuchte und noch 1944 Vorstandsmitglied eines großen deutschen Unternehmens war. Betroffen machte die Tatsache, daß Dulles 1933 seine jüdischen deutschen Kollegen einfach fallenließ. Dies alles hinderte ihn nicht, gegen Ende des Krieges mit Blick auf die Zukunft Deutschlands eine Position zu vertreten, die noch radikaler war als jene des amerikanischen Finanzministers Morgenthau. Was er Integration, Umerziehung und Kontrolle nannte, lief im Grunde auf eine Zerstückelung Deutschlands hinaus.

Als das Thema „Zerstückelung“ kein Thema mehr war, änderte auch Dulles wieder seine Meinung. Ab April 1945 sah er die Sowjetunion als neue Herausforderung des Westens. Er trat für die Europäisierung der Ruhr ein und sprach sich schon im Januar 1947 ganz eindeutig gegen die wirtschaftliche Einheit Deutschlands aus. In diesem Sinne unterstützte er Frankreich. Auf allen großen Nachkriegskonferenzen war Dulles präsent, er war der republikanische „Neben-Außenminister“ der demokratischen US-Administration. An den Schauplätzen der Konferenzen mietete er für die Dauer der Konferenz ganze Hotelsuiten und hielt im wahrsten Sinne des Wortes Hof, um die Konferenz in seinem Sinne zu beeinflussen.

Als er Anfang 1953 Außenminister wurde, war sein Weltbild weitgehend fertig, seine Kritik an seinem demokratischen Vorgänger Dean Acheson war radikale Verbalrhetorik, im Grunde war Achesons Politik auch seine Politik. Wo Acheson von Eindämmung des Kommunismus gesprochen hatte, sprach Dulles von „roll back“, Zurückdrängen des Kommunismus, ohne daß dies jemals konkrete Politik wurde. Beim Aufstand in der DDR am 17. Juni 1953 und beim Volksaufstand in Ungarn zeigte sich, daß Reden und Handeln zwei verschiedene Dinge waren. Originäre Denkansätze sind bei Dulles als Außenminister nicht mehr zu erkennen.

Sein großer Partner in jenen Jahren war Konrad Adenauer, der ihm in vielen Dingen überlegen war und ihm seine Ideen gleichsam aufzwang. Nur ein Beispiel dafür: Im Sommer 1953 war Dulles entschieden gegen eine Viererkonferenz, als sich Adenauer aus taktischen Gründen dafür aussprach, schwenkte Dulles sofort um.

Thomas SCHWARTZ (Vanderbilt University) nannte als Ziel der amerikanischen Politik die „doppelte Eindämmung“, d.h. die Sowjetunion *und* Deutschland sollten daran gehindert werden, den europäischen Kontinent zu beherrschen. Für Deutschland hieß das, Integration der Bundesrepublik in den Westen, Wiederbewaffnung bei gleichzeitigen Kontrollen, wobei diese Kontrollen von den Deutschen „freiwillig“ akzeptiert werden mußten. Auch die Briten waren schon frühzeitig für diesen Weg, wie Saki DOCKRILL (King's College, London) zeigte. Frankreich, und das ist seit langem bekannt, war gegen diesen Weg. Die französische Zauberformel, die im Herbst 1950 gefunden wurde, hieß dann Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG). Der Weg der EVG war mühsam genug, nicht zuletzt in Frankreich kam keine Begeisterung auf. Die Sowjetunion versuchte um beinahe jeden Preis, diese Entwicklung zu verhindern. Rolf BADSTÜBNER (Berlin), der in der Vergangenheit in leitender Position in der Ostberliner „Akademie der Wissenschaften“ das „DDR-Geschichtsbild“ mitgestaltet hatte, zeichnete anhand der jetzt zugänglichen Akten des Zentralen Parteiarchivs der SED die Position der SED vom Sommer 1945 bis in die frühen fünfziger Jahre nach, vor allen Dingen auch die Reaktion der SED auf entsprechende sowjetische Initiativen, sei es die berühmte Stalinnote vom März 1952 oder die Überlegungen in Moskau im Vorfeld des dann für alle unerwarteten Aufstandes in der DDR am 17. Juni 1953. Stalin jedenfalls, so die Aufzeichnungen Wilhelm Piecks nach einem Besuch in Moskau im April 1952, war über die ablehnende Reaktion der Westmächte enttäuscht und gab den Weg frei für den „Aufbau des Sozialismus“, den Walter Ulbricht auf der 2. Parteikonferenz der SED im Juli 1952 verkündete.

Die Verhandlungen über die EVG zogen sich über mehrere Jahre hin; der Wunsch der Franzosen, eine deutsche Armee zu schaffen, die stärker war als die Rote Armee, aber schwächer als die französische, war auch mit der Konstruktion EVG nicht zu realisieren. Und so verwundert es nicht, daß im August 1954 diese EVG am Veto der französischen Nationalversammlung scheiterte. Adenauer hat damals von einem „schwarzen Tag für Europa“ gesprochen und an Rücktritt gedacht. Immer wieder ist über die Motive Frankreichs gerätselt worden, man hat Absprachen zwischen dem französischen Ministerpräsidenten Mendès-France und dem sowjetischen Außenminister Molotow vermutet (ehrvoller Frieden in Indochina und dafür Scheitern der EVG). Wenige Wochen später akzeptierte Frankreich jenes Konzept der amerikanischen und britischen Militärs aus dem Jahr 1950, nämlich Schaffung einer eigenen nationalen Armee, integriert in die NATO. Jacques BARIÉTY (Sorbonne, Paris) konnte überzeugende Antworten auf die Frage nach den französischen Motiven im Sommer 1954 geben. Die Lösung des Rätsels heißt französische Atombombe.

Seit 1952 wurde die EVG in Frankreich abgelehnt — der Kern des Problems war die nationale Unabhängigkeit der zukünftigen „Force de frappe“ Frankreichs. Der EVG-Vertrag hätte jedem Teilnehmerstaat nur 500 g Plutonium belassen (übrigens ein Vorschlag Adenauers), damit aber war keine Atombombe zu produzieren. Seit dem Sommer 1954 hatten die Verantwortlichen der französischen Militärpolitik eine Ersatzlösung für die EVG vorbereitet — mit dem Ziel einer deutschen Wiederbewaffnung und mit französischer Unabhängigkeit im Nuklearbereich. René Plevén, damals Minister für die Armee, derselbe Plevén, der 1950 als Ministerpräsident den Vorschlag vorgetragen hatte, aus dem das Projekt EVG entstehen sollte, beschloß am 20. Mai 1954 als Verteidigungsminister das französische Atomprogramm. Dieser Beschluß für die französische Atombombe war mit der EVG nicht vereinbar. Als Ersatzlösung schlug der französische Generalstab schon am 30. Juni eine „Organisation der europäischen

Verteidigung“ vor, eine umgewandelte und erweiterte Version des Brüsseler Vertrages von 1948, die eine deutsche Armee im Rahmen der NATO möglich machte — ohne Atomwaffen, und damit schwächer als die französische Armee.

Im Frühjahr 1955 war klar, daß die Bundesrepublik Mitglied der NATO und aufgerüstet würde. Das amerikanische Konzept der Integration der Bundesrepublik war damit — endlich — aufgegangen, die deutsche Zweistaatlichkeit damit allerdings auch auf unabsehbare Zeit festgeschrieben. Integration hieß auch Kontrolle, ein schwacher Trost für die Polen, die — wie Mieczyslaw TOMALA (Warschau) erläuterte — außerordentlich beunruhigt waren über die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik.

Die Sowjetunion, deren Deutschland-Initiativen immer zu spät und nur halbherzig vorgetragen worden waren, um diese Entwicklung zu verhindern, startete im Frühjahr 1955 einen letzten Versuch, die sich abzeichnende Integration zu torpedieren. Nach jahrelangem Blockieren machte sie den Weg frei für den österreichischen Staatsvertrag. Der Preis dafür hieß: Neutralität Österreichs. Wie Günter BISCHOF (University of New Orleans) zeigte, hat der Westen damals nicht sofort erkannt, daß Moskau bereit war, in der Österreich-Frage Zugeständnisse zu machen. Es wird weiter strittig bleiben, ob dies die letzte Karte der Sowjets im Spiel um Deutschland in jener Zeit war. Im Westen befürchtete man jedenfalls eine entsprechende Initiative, die dann allerdings ausblieb. Adenauer fuhr im September 1955 nach Moskau, aber die sowjetischen Gesprächspartner Bulganin und Chruschtschow waren für ihn nur „ungebildete, primitive Bauern“, wie er den westlichen Botschaftern vertraulich mitteilen ließ.

Die militärische Integration der Bundesrepublik war nicht zuletzt schon durch zahlreiche andere Verflechtungen, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet, vorbereitet worden. 1955 war die Bundesrepublik wirtschaftlich schon wieder ein bedeutender Faktor in Europa. Robert SPAULDING (Harvard University) zeigte, wie diese Bundesrepublik mit Blick auf Osteuropa „Diplomatie mit wirtschaftlichen Mitteln“ betrieb. Bei der Ausreise deutscher Staatsbürger aus Polen, bei der Unterstützung des Gomulka-Regimes in Polen und bei anderen Gelegenheiten hat Bonn demnach das wirtschaftliche Potential entsprechend eingesetzt — eine These, die nicht unwidersprochen blieb. Diane KUNZ (Yale University) zeigte am Beispiel der Suez-Krise 1956, daß jede verkürzte, europazentrierte Sicht der Dinge in jenen Jahren nicht die wahre Dimension amerikanischer Politik erkennbar macht. Die USA sahen sich als Weltpolizist, mit Problemen eben nicht nur in Deutschland, sondern weltweit: in Korea, Vietnam, Laos, Iran, Ägypten, Pakistan, Indien, Guatemala. Schon 1953 hatte der amerikanische Präsident Eisenhower an Winston Churchill geschrieben, er sehe für den Westen keine andere Wahl, als den Ausbau der moralischen, wirtschaftlichen und militärischen Stärke stetig fortzusetzen; das sei die große Herausforderung, mit der alle konfrontiert seien. Churchill wollte damals eine Gipfelkonferenz, um zumindest den Versuch zu machen, nach dem Tod Stalins den Kalten Krieg zu entschärfen. Er scheiterte. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wurde der Westen zwar stärker, aber offensichtlich war die Sowjetunion noch stärker geworden. Der Sputnik-Schreck steckte allen in den Knochen, das atomare Patt der Supermächte war erkennbar, jeder konnte jeden vernichten. Robert WAMPLER (Harvard University) zeigte die Probleme, die mit dem Aufbau der Bundeswehr und dem deutschen Verlangen nach atomarer Bewaffnung verbunden waren. Die Amerikaner waren damals bemüht, wegzukommen von dem einseitigen Vertrauen auf die Atombombe und die „massive Zerstörung“, die sie gleichermaßen treffen würde. „Flexible response“ hieß schon damals die Devise, verbunden mit einer Verteilung der militärischen Lasten auf die Bündnispartner — ein Thema, das bis heute aktuell geblieben ist.

ZUM TOD VON AUREL VON JÜCHEN (1902–1991)

Von Michael Rudloff

Geschichte der Arbeiterbewegung und Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts verknüpfen sich anschaulich im Lebensweg Aurel von Jüchens, der sich am 11. Januar dieses Jahres vollendete. In der Zeit der Weimarer Republik gehörte er zu der jüngeren Führungsgeneration des „Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands“ (BRSD), die diese Organisation entscheidend geprägt hat. Auch mit einem umfangreichen und vielseitigen schriftstellerischen Schaffen hat er sich einen Namen gemacht. Über 60 selbständige Publikationen weist seine Bibliographie aus; die Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelbänden sind kaum noch zu überblicken.

Aurel von Jüchen wurde 1902 in Gelsenkirchen geboren, wo sein Vater die Handelsschule leitete. Das Revier prägte ihn und weckte frühzeitig sein Interesse für die soziale Situation der Arbeiter. Verwundete Soldaten, die von seinem Vater betreut wurden, vermittelten ihm die Schrecken des Weltkrieges. An dessen Ende war er „Pazifist, Antimilitarist, Europäer“. Auf der Suche nach einem umfassenden Weltbild und eher aus Protest gegen die kirchenkämpferischen Vorstöße des kurzzeitigen preußischen Kultusministers Adolph Hoffmann entschied er sich für ein Theologiestudium. Während der Inflationszeit verdiente er sich als Werkstudent in einer Baufirma sein Studium. Seine Kollegen, politisch interessierte Bauarbeiter, regten ihn an, sich mit den Schriften von Marx, Engels, Lenin und Trotzki auseinanderzusetzen. Deren Atheismus betrachtete er als ihre Privatsache, aber die Gesellschaftsanalyse beeindruckte ihn. Der Nestor der religiösen Sozialisten in Thüringen, Emil Fuchs, überzeugte den jungen Vikar 1926, aus seiner Haltung die organisatorischen Schlüsse zu ziehen und der SPD sowie dem BRSD beizutreten. Seine erste Pfarrstelle trat Aurel von Jüchen 1929 im thüringischen Möhrenbach an, einer Arbeitergemeinde mit einer religiös-sozialistischen Mehrheit im Gemeindekirchenrat. Im selben Jahr wurde er in den Landesvorstand des Bundes gewählt.

Neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit widmete er sich vor allem der organisatorischen Festigung des Bundes. In zahlreichen Wortmeldungen in den religiös-sozialistischen Publikationen trieb er die inhaltliche Profilierung und praktisch-politische Ausrichtung der Bundesarbeit voran. Im weiten Umkreis besuchte er mit seinem Motorrad Zusammenkünfte religiöser Sozialisten, versuchte auf Freidenkerversammlungen zum Abbau gegenseitiger Vorteile beizutragen, trat auf NSDAP-Kundgebungen nationalsozialistischen Debattenrednern entgegen. Die von Freidenkern dominierte SPD in Thüringen ließ den „Genossen Pfarrer“ eher schamhaft gewähren. Hochwillkommen war er dagegen der in Konfrontation mit der konservativen Bayerischen Volkspartei stehenden Sozialdemokratie im benachbarten Franken. In großer Aufmachung warb sie für Veranstaltungen mit Pfarrer Aurel von Jüchen. Schlagartig über seinen bisherigen Wirkungskreis bekannt wurde er, als er 1930 auf dem V. Kongreß des BRSD in Stuttgart an Stelle des erkrankten Emil Fuchs das Hauptreferat „Der Faschismus — eine Gefahr für das Christentum“ hielt. Er wies darin auf die Bedeutung der italienischen Erfahrungen für Deutschland hin und warnte die Kirche vor einem Zweckbündnis mit der NSDAP, die sich vor dem Hintergrund der Gottlosenaktionen als Wahrer kirchlicher Interessen zu profilieren suchte. Infolge seines politischen Engagements spitzten sich die Auseinandersetzungen mit der Kirchenleitung zu. Mehrmals war er in Disziplinarverfahren verwickelt, bis er 1932 sein Pfarramt verlor. Vom Reichsvorstand des BRSD, in den er 1931 aufgerückt war, wurde er mit dem Aufbau des Landesverbandes in seiner Heimat Westfalen betraut.

Das Ende der Weimarer Republik erlebte er als Mitglied einer Reichsbannergruppe, die am 30. Januar 1933 vergeblich auf den Befehl zur Besetzung eines Reichsbahnstellwerkes wartete. In Mecklenburg erhielt er 1935 wieder eine Pfarrstelle. Trotz wichtiger Einwände engagierte er sich in der Bekenntenden Kirche. Für sie verfaßte er Denkschriften und verteilte Post, die der Überwachung entzogen werden sollte. Er setzte sich für verfolgte Juden ein, beteiligte sich an ihrer Ausschleusung in die Schweiz. Bereits 1937 forderte Reichskirchenminister Kerrl von der Gestapo, die als „fanatische religiöse Sozialisten“ bekannten Aurel von Jüchen und Rackwitz eingehend zu überprüfen und gegebenenfalls „schärfste Maßnahmen“ einzuleiten. Vor dem Konzentrationslager rettete ihn nur noch die von einem befreundeten Landrat veranlaßte Einberufung zur Wehrmacht.

Nach Kriegsende engagierte er sich sofort wieder in der SPD; die Vereinigung mit der KPD begrüßte er in der Hoffnung auf eine wirkliche Sozialistische Einheitspartei. Als Landesjugendpfarrer wurde er als Vertreter der evangelischen Jugend in den Landesvorstand der FDJ entsandt. Gleichzeitig bemühte er sich um die Wiederbelebung der Bruderschaft sozialistischer Theologen und um den Aufbau der Arbeitsgemeinschaft Christentum und Sozialismus in Mecklenburg. Seine offenen Jugendforen erregten Anstoß, ebenso, wie sein religiös-sozialistisches Engagement spätestens seit 1948 in seiner Partei und bei den Besatzungsbehörden nicht mehr erwünscht war.

Nach dem Ausschluß aus der SED 1949 wegen „Sabotage der Bündnispolitik“ verhaftete ihn 1950 das NKWD in Schwerin auf offener Straße. Der Spionage beschuldigt, wurde er zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und nach Workuta am Polarkreis verschleppt, wo er unter widrigsten Bedingungen Kohle fördern mußte. Ende 1955 traf er im Zuge der „Spätheimkehr“ in Westberlin ein. Das 1957 erstmals erschienene Buch „Was die Hunde heulen. Die sowjetische Wirklichkeit von unten betrachtet“ ist eine tiefgründige Abrechnung mit dem Stalinismus als politischem System. Mit marxistischem Instrumentarium kritisiert er die inkonsequente „Entstalinisierung“, die auf einer Dämonisierung des Diktators beruhte. Trotz der Stimmbandlähmung, die er sich in Workuta zugezogen hatte, arbeitete er bis 1972 als Strafanstaltspfarrer. Im Berliner Frauengefängnis versuchte er u.a., die dort einsitzende erste Generation der RAF durch einen Rekurs auf die marxistische Anarchismuskritik von ihrem „Irrweg des individuellen Terrors“ abzubringen. Im 1977 reorganisierten BRSD gehörte er bald zu den engagiertesten Mitarbeitern. Streitbar, mit der Fähigkeit zur Selbstironie, sah er sich keinesfalls in der Rolle eines „historischen Aushängeschildes“. Seine Stellungnahme zur Vergangenheitsbewältigung in der Kirche löste noch kurz vor seinem Tode eine breite Kontroverse aus.

Die auf das Drängen von Freunden hin begonnene Autobiographie blieb unvollendet. Die Berliner „Hans-Francke-Initiative“ beabsichtigt dennoch, das Fragment, durch andere Texte ergänzt, zu veröffentlichen. Die 1990 erfolgte Rehabilitierung Aurel von Jüchens durch die PDS konnte ihm in der Vergangenheit zugefügtes Unrecht nicht rückgängig machen, es aber zumindest benennen.

THEO PINKUS (21.VIII.1909 — 5.V.1991)

Von Diethart Kerbs

Am 5. Mai 1991 starb in seiner Wohnung in Zürich der Buchhändler und Antiquar Theo Pinkus. Ein kleiner Mann mit einer grauen, zuletzt weißen Löwenmähne und buschigen Augenbrauen, mit wachen Augen und einer warmen Stimme. Man konnte ihm in den letzten 25 Jahren überall begegnen, wo an linker Geschichte gearbeitet wurde: kein Jahresfest der westdeutschen Geschichtswerkstätten, keine „Linzer Konferenz“, keine Tagung über Rosa Luxemburg, Antonio Gramsci, Peter Weiss oder Willi Münzenberg schien stattzufinden, ohne daß er dabei war oder mitorganisiert hatte. Mit seinem eigentümlich schlurfenden Gang, über der Schulter die unvermeidliche Umhängetasche, in den Händen Plastiktüten mit grauen Papieren und Zeitungsausschnitten, so kreuzte er überall auf, wo eine linke Öffentlichkeit sich traf.

Theo Pinkus war der große Vernetzer der deutschsprachigen westeuropäischen Linken, vor allem der jüngeren, nach 1968. Unermüdlich reiste er zwischen Tagungen, Ausstellungseröffnungen, Buchmessen, Konferenzen, Seminaren, Kundgebungen, Protestveranstaltungen hin und her, sammelte die Menschen, die Projekte, die Arbeitsgruppen und die selbstverwalteten Betriebe, notierte die Anschriften in seinem legendären Adressbuch und erzählte, wo immer er hinkam, von dem, was er anderswo gesehen und wen er getroffen hatte. Uneigennützig verschenkte er die frischen Informationen, teilte er bibliographische Kenntnisse aus, gab er das Wissen über progressive Projekte, linke Forschungsvorhaben, alternative Produktionen weiter. Ganz nebenbei, vielleicht ohne es selbst zu merken, nahm er manchem Jüngeren die Angst vor dem Altwerden. Und so ist er auch gestorben: mitten aus dem Leben heraus, bis zum vorletzten Tag aktiv. Sein Name stand schon auf dem Programm der Heartfield-Konferenz und der Volks-Universität in Berlin, Mitte Mai 1991. Nun mußte dort statt dessen seiner gedacht werden.

Seine Eltern stammten aus Breslau, beide aus jüdischen Familien. Er selbst wurde 1909 in Zürich geboren und war Schweizer Staatsbürger. 1927 ging er als Achtzehnjähriger nach Berlin und arbeitete hier zunächst im Verlag von Ernst Rowohlt, dann im Neuen Deutschen Verlag bei Willi Münzenberg, in der Werbeabteilung der AIZ. Im Frühjahr 1933 mußte er in die Schweiz zurückkehren. Dort baute er einen Büchersuchdienst, später dann ein eigenes Antiquariat auf. Er heiratete die Züricher Jungkommunistin Amalie de Sassi, die aus einem alten Tessiner Bauerngeschlecht stammt. Die beiden älteren Söhne Marco und André wurden vor 1945, der jüngste, Felix, danach geboren. Die kleine Buchhandlung wurde zu einem Treffpunkt der antifaschistischen Emigration und zu einem Sammelpunkt der Literatur, die nun seit 1933 in Deutschland verboten war. Was ihm besonders bewahrenswert erschien an linken Büchern und Zeitschriften, sammelte er in seiner Wohnung, bis sich dort unter der Last buchstäblich die Balken bogen. Mit dem Laden hatte er schon vorher Schwierigkeiten bekommen. Der Hausbesitzer kündigte dem linken Antiquar, der sich dadurch gezwungen sah, in der Altstadt von Zürich ein heruntergekommenes Haus auf Kredit zu kaufen. „So wurde ich unter dem Druck der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse selber zum Haus- und Grundeigentümer . . .“ erzählte er lachend. Als dann der Kredit abbezahlt und das Grundeigentum so wertvoll geworden war, daß man Hypotheken aufnehmen konnte, wurde damit ein Domizil für die zu groß gewordene Privatbibliothek geschaffen. Anschließend enteigneten Theo und Amalie Pinkus sich selbst. Sie verwandelten die Bibliothek in eine Stiftung „Studienbiblio-

thek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ und die Buchhandlung in eine Genossenschaft, in die keiner Kapital einbringen muß, aus der aber auch niemand Kapital abziehen kann. Gemeinschaftliches Eigentum, Selbstverwaltung, Kapitalneutralisierung: das sind die drei großen Stichworte, die Theo Pinkus unverdrossen überall propagierte, nachdem er am eigenen Leibe (bzw. an dem seiner Firma) vorgeführt hatte, wie man 40 Jahre lang erfolgreich als kapitalistischer Kleinunternehmer arbeitet, um dann schließlich die ökonomischen Erträge doch wieder der „großen Sache“ (dem Sozialismus) zu widmen und selbst als normaler Rentner sein Auskommen zu finden.

Die dritte große Leistung von Theo und Amalie Pinkus ist die Gründung von „Salecina“ — ein dreihundert Jahre altes Bauerngehöft in Graubünden, in unmittelbarer Nähe des Malojapasses gelegen, dort, wo es dann hinuntergeht ins Bergell und nach Italien (also nahe der Grenze), Anfang der siebziger Jahre erworben aus Geldern ungenannter Stifter, die Theo Pinkus zusammengebracht hatte, und ausgebaut zu einem linken Urlaubs- und Tagungszentrum. Hier hat Theo Pinkus die Ideen der Naturfreundebewegung, der er seit seiner Jugend angehörte, realisiert. Unzählige Seminare, Skikurse und überregionale Treffen haben seit nunmehr zwanzig Jahren dort stattgefunden. Noch heute ist Amalie Pinkus die Präsidentin der „Stiftung Salecina“. 1990 wurde dort ihr achtzigster Geburtstag gefeiert.

Theo Pinkus war neben der Realisierung dieser seiner „eigenen“ Projekte mehr oder weniger maßgeblich beteiligt an der Gründung des Feltrinelli-Instituts und der angeschlossenen Bibliothek in Mailand, der Berliner Geschichtswerkstatt, des „Aktiven Museums Faschismus und Widerstand“ in Berlin, er hat beratend, anregend und ermutigend geholfen, die Bloch-Assoziationen, die Rosa-Luxemburg-Gesellschaft und die Peter-Weiss-Gesellschaft in Gang zu bringen. Viele linke Zeitschriftenredaktionen und Videogruppen haben von seinen Erfahrungen und Ratschlägen profitiert. Er war zeitlebens ein entschiedener Internationalist. Noch in hohem Alter sind Theo und Amalie Pinkus nach Mexiko und Nicaragua, nach China und in die Sowjetunion gereist.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß Theo Pinkus, unterstützt und toleriert von seiner Frau Amalie (was sicher nicht immer leicht für sie war), einen großen Teil der Beziehungsarbeit innerhalb der linken Szenerie im deutschsprachigen West- und Mitteleuropa geleistet hat. Auf seinen Reisen, als unersättlich Zuhörender und Lehrender, brachte er die Menschen und die Ideen, die Gruppen und die Inhalte zueinander. Er vernetzte nicht nur die Jüngeren, die an verschiedenen Orten saßen, miteinander, sondern stellte in seiner Person auch die Beziehung zwischen der „alten“ und der „neuen“ Linken wieder her. Er war der erste, der den linken Studenten auf der Frankfurter Buchmesse von Willi Münzenberg und von der AIZ erzählte, was dann 4–5 Jahre später zu dem (inzwischen auch schon historischen) Heft 10 (Januar 1973) der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ führte, in dem Pinkus noch einmal ausführlich interviewt wurde.

Theo Pinkus gehörte der Generation der zwischen 1905 und 1915 Geborenen an, die den Sieg des Nationalsozialismus bewußt als eigene und gemeinsame Niederlage erlebt haben. Sie, die 1933 zwischen 18 und 28 Jahren alt waren, hatten auch ohne Erklärungen von Älteren aus eigener politischer Erfahrung begriffen, was die Machtübergabe an den Faschismus weltpolitisch und für sie persönlich bedeutete. Theo Pinkus, der Jude und Kommunist, konnte in der Schweiz überleben — das hat er stets als Verpflichtung begriffen. Eingedenk der bösen Erfahrungen von 1932/33, nicht gedemütigt durch die Nachstellungen und Verdächtigungen der

Kalten-Kriegs-Zeit, beharrlich im Festhalten an der „großen Sache“, flexibel im Korrigieren überholter ideologischer Positionen, blieb er mit sich identisch und doch gleichzeitig lern- und wandlungsfähig.

Ein Thema, das ihn beschäftigte und mit dem er nie ganz fertig wurde, obschon er in späteren Jahren nach außen hin glatt darüber reden konnte, war die Tatsache, daß der Kommunismus in der Sowjetunion und ihren Vasallenstaaten zum Stalinismus erstarren konnte. Die Verhaftung und Ermordung von Menschen, an deren aufrichtiger sozialistischer Gesinnung er nicht zweifelte, durch den sowjetischen Staatsapparat hat ihn bis an sein Lebensende bedrückt. So war z.B. Heinrich Kurella, ein Jugendfreund von Theo Pinkus und Bruder des späteren Leiters der Kulturkommission des Polit-Büros des ZK der SED, Alfred Kurella, in den stalinsitischen Säuberungen umgekommen. Ein Film über die Noel-Field-Affäre, in der Anfang der fünfziger Jahre in einigen Ostblockstaaten (Ungarn, CSSR) die ehemaligen „Westemigranten“ aus Staatsämtern entfernt und zum Teil ermordet wurden (z.B. nach dem Prager Slansky-Prozeß 1952), den Theo Pinkus angeregt hatte und zu dem er wertvolle Informationen beige-steuert hatte, ist jetzt — im Jahre seines Todes — noch in Arbeit.

Möglicherweise hängt es mit diesen schmerzhaften Erfahrungen zusammen, daß Theo Pinkus selbst innerhalb des linken Spektrums eine große ideologische Toleranz gelten ließ. Hinzu kam der praktische Sinn des Nichtakademikers. Er stützte sein Urteil über Mitmenschen weniger auf ihre theoretischen Positionen und politischen Verlautbarungen, als vielmehr auf ihre konkreten Handlungsweisen, besonders auf ihr Verhalten zu den von ihm favorisierten Projekten. Wer ihm half, und sei es nur, indem er ihn mit dem Auto irgendwo hinfuhr oder ihn vom privaten Telefon aus in alle Welt telefonieren ließ, wer für ihn einen Koffer aufbewahrte oder drei Kisten Bücher nach Zürich brachte, der *war* sein Genosse. So bot er vielen die Gelegenheit, den in ihnen schlummernden (und manchmal schon eingeschlafenen) Genossen wieder munter werden zu lassen. Nicht das wohlfeile Bekenntnis, sondern die praktische Solidarität, die konkrete Unterstützung für progressive Projekte war für ihn der Beweis der politischen Haltung. Die realen Opfer und die eingebrachten Anteile an Zeit, Geld, Kraft, Know How, Equipment, Beziehungswissen usw. galten ihm als Nachweis gelebter Progressivität. Wo er das fand, wurde sein Herz so weit, daß es Platz hatte für biedere Gewerkschaftsfunktionäre wie für ökopazifistische Landkommunarden, für im Dienst ergraute DDR-Bibliothekare wie für schwarzverkleidete Streetfighter, für linientreue Maoisten der dritten Spaltungsgeneration wie für theorielos anarchistische Hausbesetzer. Diese Toleranz hat manche seiner Freunde gelegentlich geärgert — von ihren Früchten haben sie dennoch profitiert. Beispielhaft war seine Toleranz auch im Hinblick auf die Intensität des Engagements, die jemand sich erlauben zu können glaubte, und im Bezug auf die Menge der investierten Beiträge oder Leistungen. Da Theo Pinkus davon ausging, daß der Kapitalismus allgegenwärtig, mächtig und bis in kleinste Verästelungen der gesellschaftlichen Realität hinein wirksam ist, konnte er nicht einsehen, warum man ihn nicht an ebensovielen Fronten und auf ebensoviele Weisen bekämpfen können sollte. Auch wenn es sich nicht um konzertierte Aktionen handelte, sah er doch aufgrund seine politischen Lebenserfahrung, daß

- die Jugendlichen, die gegen die Bauzäune der Atomfabriken anrennen oder sich an die Bäume klammern, die der Startbahn West weichen sollen,
- der biedere Stadtdirektor, der einen Saal für die Protestveranstaltung gegen den Einspruch der Atommafia bereitstellt,
- der klandestine Kellerdrucker, der die Plakate produziert,

- der linke Archivar, der hinter der großen Demonstration herläuft und die weggeworfenen Flugblätter wieder einsammelt,
- der Rechtsanwalt in Schlips und Kragen, der die verhafteten Demonstranten ohne Honorar wieder aus dem Knast holt,

daß sie alle einer guten Sache, einem richtigen Ziel dienen, auch wenn sie sich vielleicht untereinander kaum vertragen mögen. Fazit: Kein Beitrag ist zu gering. Jeder soll an seiner Stelle, mit seinen Fähigkeiten, im Rahmen seiner Möglichkeiten tun, was getan werden muß. Niemand, der nicht bloß schwätzt, sondern real etwas tut, darf verachtet werden. Jeder muß für seinen Beitrag zur gemeinsamen Sache geachtet werden. Theo Pinkus hat dieses Konzept „statt Berufsrevolutionär Revolutionär im Beruf“ theoretisch vertreten und praktisch vorgelebt. Er war — wie auf der Trauerfeier in Zürich am 16.V.1991 gesagt wurde — „ein Stück real existierender Sozialismus“: im Unterschied zu manchen Bonzen, die das für sich in Anspruch nahmen.

Dieser kleine, schlurfende Mann mit den wehenden Haaren hat vielen Jüngeren nicht nur die lebendige Brücke zur Tradition der Arbeiterbewegung vor 1933 hergestellt sondern auch ganz handfest und lebenspraktisch vermittelt, was Sozialismus heißt. Zum Beispiel die selbstverständliche Gewährung und Inanspruchnahme von Gastfreundschaft. Oder: daß alle beim Putzen und Abwaschen mitmachen müssen. Oder: daß man alles teilt, was es zu essen und zu trinken gibt. Bei solchen Gelegenheiten, wie beim Erzählen und beim Austauschen von Informationen, war er von großer Herzlichkeit und Freigiebigkeit. In Geldsachen war er selbstlos geizig. Er war jedesmal stolz, wenn er wieder einmal von einer Reise doppelt so viel Geld zurückgebracht wie er für sie ausgegeben hatte. Das durch Vorträge verdiente und durch kleine Knausereien gesparte Geld lieferte er bei der „Studienbibliothek“ ab, oder steckte es in andere Projekte, die ein Teil dessen waren, was er die Entwicklung von „revolutionärer Infrastruktur“ nannte.

Nicht mit allen Ideen konnte er sich durchsetzen. Der gemeinsame Besitz, die gemeinsame Nutzung von Autos und Ferienhäusern stoßen auf psychische und praktische Widerstände, an denen noch lange herumlaboriert werden wird. Seine Zeitschrift „Zeitdienst“ mußte ihr Erscheinen nach vierzig Jahren einstellen. Die „Archiv- und Bibliothekshilfe“ (ABH e.V.), gedacht und gegründet als Auffangstelle für linke Literatur, die von Vernichtung bedroht ist (Motto: „Lieber Depot als Deponie“), war schlicht überfordert, als in den letzten Monaten in der ehemaligen DDR die Lagerbestände ganzer Großbuchhandlungen auf die Müllkippe wanderten. Theo Pinkus konnte an keinem Sperrmüllcontainer vorbeigehen, ohne zu überprüfen, ob die wohlstandsverwahrlosten Mitbürger da nicht etwas wegwarfen, das noch für eine sinnvolle Verwendung zu retten wäre. Recycling als Alltagsmoral, Vermeidung von Verschwendung als eine in der Arbeiterjugend gelernte Lebenspraxis. Theo Pinkus, der bis in die Woche vor seinem Tod unterwegs und aktiv, ansprechbar und auskunftsbereit war, ein unermüdlicher Anreger und Verknüpfen, ist mit 81 Jahren jung gestorben.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (87)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger

9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)

- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit

12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung

13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.

- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 3.6.1991

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

0 91-040

- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam, FB Geschichte, Institut für Deutsche Geschichte, Am Neuen Palais, 0-1571 Potsdam; Tel. 910770

- 2.1 FINKER, Kurt, Prof.Dr., Hans-Thoma-Str.1, O-1560 Potsdam; MAHLKE, Bernhard, Doz.Dr., Erdebergweg 32, O-1512 Werder; RIEMANN, Karl-Heinz, Doz.Dr., Mellen-seestr. 27, O-1136 Berlin; DIETER, Annerose, Dr., Kantstr. 20, O-1570 Potsdam

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 81, Abschluß: 12/96

- 6 Eigenprojekt der Brandenburgischen Landes-hochschule Potsdam; Eigenprojekt der Bearb.
8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.

9 Organisationen der deutschen Arbeiterbe-wegung vom Vormärz bis 1945. Ein Hand-buch

- 10.1 Ca. 1830-1945

- 10.2 Deutschland und die Emigrationsländer

- 11.1 Betont faktologische Zusammenstellung zu Statuten, Programmen, Führungskräften, Mit-gliedern und Aktionen von etwa 280 Organi-sationen der deutschen Arbeiterbewegung in Form eines Nachschlagewerkes

- 12 Aufsätze in Zeitschriften zu einzelnen Organi-sationen

- 13 Ca. 180 Manuskripte, 6 Dissertationen so-wie diverse Staatsexamensarbeiten

- 14 Vorwiegend empirische Untersuchungen unter Beachtung sozialstruktureller u.a. Wandlungen innerhalb der Arbeiterklasse und Arbeiterbe-wegung

- 16 Archivalien, Selbstdarstellungen, Memoiren, Zeitungen u.a. Quellen sowie zeitgenössische und aktuelle Darstellungen

0 91-041

- 1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissen-schaft, Ernst-Reuter-Platz 7, W-1000 Berlin 10; Tel. 030/314-5844 o. 3887

- 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, W-1000 Berlin 21; Tel. 030/3933223

- 4 Abgeschlossen

- 5 Beginn: 2/91; Abschluß: 5/91

- 6 Aufsatz

- 8 Bearb.

9 Radikal oder gemäßigt — bürgerlich oder proletarisch?

- 10.1 1890-1933

- 10.2 Deutschland

- 11.1 Überblick über den Stand der Forschungen zu den Frauenbewegungen

- 12 Veröffentlichung in: Frauengeschichte: Ge-sucht — gefunden? Auskünfte zum Stand der Historischen Frauenforschung. Hrsg. von Beate Fieseler und Birgit Schulze. Köln und Wien: Böhlau-Verlag 1991, S. 65-75

- 14 Literaturdiskussion

- 16 Sekundärliteratur

0 91-042

- 2.1 SKAMBRAS, Johannes, Prof.Dr.; Straße der Pariser Kommune 13, O-1017 Berlin

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 2/91, Abschluß: 92

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie

- 8 Bearb.

9 Marx-Engels-Edition und -Forschung in der DDR. Analysen, Dokumente, Erinnerungen

- 10.1 1945/1949-1990/1991

- 10.2 DDR

- 12 Aufsatz geplant für BzG Mitte 1991

- 13 Persönliche Mss.; Arbeitspapiere; Pressear-chiv u.ä.

0 91-043

- 1 Univ. Tübingen, Institut für Politikwissen-schaft, LS Prof.Dr. Gerd Meyer, Melanch-thonstr. 36, W-7400 Tübingen

- 2.1 HUTZLER, Margot; SCHÖNBERGER, Klaus; c/o Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur, Hölderlinstr. 19, W-7400 Tübingen; Tel. 07071/295321

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 2/91, Abschluß: 1/92

- 6 Eigenprojekt der Univ. Tübingen

- 8 Univ. Tübingen; Arbeitsamt Tübingen

9 Das FDGB-Kreisarchiv Jena Stadt und Land

- 10.1 1945-1990

- 10.2 Jena (Stadt und Kreis)

- 11.1 Inventarisierung der erhaltenen Archivalien, Erstellung eines Findbuches; inhaltliche Auswertung: Frauenbild, 1. Mai, Funktionärsrekrutierung, Umbruch 1989/90, Kulturarbeit und sozialistischer Wettbewerb

- 14 Lokaluntersuchung
- 16 Auswertung von Archivalien (Tonbänder und Photos); Interviews mit Gewerkschaftsfunktionären und Mitgliedern

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 91-044

- 1 Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur; c/o MERA GmbH, Große Bleichen 8, W-2000 Hamburg 36
- 2.1 MARSISKE, Hans-Arthur, Dr.; Kleiner Kielort 7a, W-2000 Hamburg 13; Tel. 040/456586
- 4 Eingestellt
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 8 Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur
- 9 **Wilhelm Weitling. Gesammelte Werke.**
- 13 Schriften zum Sozialismus I., Ms. [o.O., o.J.]

0 91-045

- 1 Univ. Mannheim, Institut für Sozialwissenschaften, AB Geschichte und Politik der DDR, Steubenstr. 46, W-6800 Mannheim
- 2.1 FOITZIK, Jan, Dr.; Beethovenstr. 7, W-6700 Ludwigshafen
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 8/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 **Kurt Berger, d.i. Walter Loewenheim (Miles): ORG-Geschichte**
- 10.1 1924-1935
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Offizielle Darstellung der Geschichte der ORG/Neu Beginnen

0 91-046

- 2.1 MÖNNIKES, Peter; Henricusstr. 13, W-4790 Paderborn 2; Tel. 05254/12926 (nach 19 Uhr)
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/88, Abschluß: 96
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 7 Arbeiterfotografie e.V., Stuttgart
- 8 Bearb.
- 9 **Geschichte der „Vereinigung der Arbeiterfotografen Deutschlands“ (1926-1933)**
- 10.1 1926-1933
- 10.2 Deutschland, Niederlande, Schweiz, Frankreich, UdSSR u.a.
- 11.1 Sammlung und Aufarbeitung sämtlicher noch erreichbarer Zeugnisse zur Geschichte der VdAFD, des Arbeiter-Lichtbildbundes der SPD, sowie ihres Verhältnisses zur Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur; Bildpublizistik der Arbeiterparteien; ausgewählte biografische Skizzen herausragender Persönlichkeiten der Bewegung, besonders den Zeitraum nach 1933 betreffend

- 12 Veröffentlichung geplant als Organisationsgeschichte zum 70. bzw. 75. Jahrestag der Gründung der VdAFD 1996 bzw. 2001. — **Mönnikes, P.: „Er ist den Weg dann nicht mehr mit uns gegangen . . .“ Biografische Skizze Willi Münzenbergs**, in: Arbeiterfotografie, Köln, Nr. 64 und 65. — **Mönnikes, P.: Die Essener Arbeiterfotografen**, in: Arbeiterfotografie, Köln, Nr. 67 und 68
- 13 **Mönnikes, P.: Die Eroberung der beobachtenden Maschinen.** Referat auf der Münzenberg-Tagung, September 1989 in Zürich; überarb. Ms., Mai 1990
- 14 Dokumentensammlung; Tonbandinterviews mit Zeitzeugen; Archiv- und Nachlaß-Auswertung
- 16 Zeitschriften: Der Arbeiter-Fotograf 1926-1933, Das Neue Bild 1930/31, Der Reporter 1933, Ifa-Rundschau 1929-1931, A.I.Z. u.a. Organe der Arbeiterbewegung; Archive: Kulturbund der DDR, Gesellschaft für Fotografie; IML/ZPA Berlin bzw. IfGA Berlin; Preußische Geheimes StA Berlin-Dahlem; IISG, Amsterdam; BildA und Dokumentation zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich; A zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Paderborn (Historisches A Arbeiterfotografie); Ruhrland-Museum (A Ernst Schmidt), Essen; weitere St- und kommunale Ae, Organisations- und Privat-Ae in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, in Frankreich und den USA

0 91-047

- 2.1 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, W-2000 Hamburg 20
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 8 Bearb.; Hamburger Stiftung für Wissenschaft und Kultur
- 9 **Die Säuberung. Exilliteratur und stalinistischer Terror**
- 10.1 1933-1945
- 11.1 Edition eines Wortprotokolls einer Parteiversammlung (4.-9. September 1936); Teilnehmer: Johannes R. Becher, Willi Bredel, Hans Günther, Alfred Kurella, Georg Lukács, Ernst Oltwald, Gustav Regler, Erich Weinert, Gustav Wangenheim, Friedrich Wolf
- 12 Veröffentlichung im Dezember 191 im Rowohlt Verlag
- 16 IML/ZPA, Moskau; IfGA, Berlin (ZPA); TsGALI, Moskau; A der Akademie der Künste der DDR, Berlin

0 91-048

- 1 OTTO, Wilfriede, Dr.; Bleicheroder Str. 15c, O-1100 Berlin
- 2.1 OTTO, Wilfriede, Dr.; u.a.
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 91, Abschluß: 92
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition; Aufsatz
- 7 Abgestimmt mit dem Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wilhelm-Pieck-Str. 1, O-1054 Berlin

- 8 Bearb.
 9 **Zur Umprofilierung der SED und dem Scheitern eines Parteityps**
 10.1 1949–1954
 10.2 Ostdeutschland (DDR)
 11.1 Ursachen für das Scheitern des kommunistisch-stalinistischen Parteientyps und des gedachten „Sozialismus“-Konzepts; soziale und politisch-ideologische Strukturen in der SED und deren historisches Umfeld
 12 **Otto, W.: Zur stalinistischen Politik der SED Anfang der fünfziger Jahre**, in: Protokoll eines Internationalen Symposiums zum Stalinismus, Wien [1990]. — **Otto, W.: Auseinandersetzungen in der SED 1953**, in: BzG 5/1990, Berlin. — Weitere Veröffentlichungen zu Teilproblemen
 13 Mss.
 14 Vor allem Dokumenten- und empirische Forschung
 16 Archivalien; statistische Materialien; Zeitschriften

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

- 0 **91-049**
 1 Humboldt-Univ. zu Berlin, Institut für Bibliothekswissenschaft
 2.1 GRAF, Angela; Faberstr. 28, W-2000 Hamburg 20; Tel. 040/859717
 2.2 Dr. Erwin Marks
 4 Laufend
 5 Abschluß: 12/92
 6 Diss.
 9 **Johann Heinrich Wilhelm Dietz — Biographie eines Sozialdemokraten**
 0 **91-050**
 1 Univ. Heidelberg. Historisches Seminar, Neue Universität Südflügel, LS Prof. Wolgast, W-6900 Heidelberg; Tel. 06221/542280
 2.1 BRAUN, Bernd; Mümmelmannweg 8, W-6900 Heidelberg; Tel. 06221/803542
 2.2 Prof. Dr. Eike Wolgast
 4 Laufend
 5 Beginn: 4/91, Abschluß 4/93
 6 Diss.
 7 Bearb.
 9 **Hermann Molkenbuhr — eine politische Biographie**
 10.1 1851–1927
 10.2 Deutschland
 11.1 Darstellung Molkenbuhrs als exemplarischer Vertreter eines Sozialdemokraten der ersten Stunde und später als herausragender Mitgestalter und Zeitzeuge in einer der entscheidendsten Umbruchphasen Deutschlands und der deutschen Sozialdemokratie (1890–1924 M.d.R., 1904–1927 M.d.PV. der SPD, während des Ersten Weltkrieges einer der SPD-Fraktionsvorsitzenden im Reichstag)

- 12 Veröffentlichung geplant
 14 Biographie
 16 AdsD/FES Bonn (Nachlaß Molkenbuhr, u.a. Tagebücher und Erinnerungen) sowie diverse Ae (BA Koblenz, IISG Amsterdam etc.)
 0 **91-051**
 2.1 WEBER, Petra, Dr.; Heerstr. 69, W-5300 Bonn 1; Tel. 0228/633230
 4 Laufend
 5 Beginn: 3/91, Abschluß: 95
 6 Monographie
 8 Bearb.
 9 **Biographie über Carlo Schmid**
 14 Sozialhistorische Biographie
 16 Publiizierte Schriften; Zeitungsartikel; Nachlaß im AdsD/FES; ParlamentsA; StA Sigmaringen; A de l'Occupation Française Colmar; Univ.-Ae Tübingen und Frankfurt/M.

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

- 0 **91-052**
 1 Arbeitskreis Andere Geschichte e.V., Salzdhallener Str. 196, W-3300 Braunschweig; Tel. 0531/693607
 2.1 ROTHER, Bernd, Dr., Jasperallee 67, W-3300 Braunschweig, Tel. 0531/340090; KUPFER, Torsten, Dipl.Hist., W.-Husemannstr. 27, O-3035 Magdeburg
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 9/90, Abschluß: 3/91
 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Arbeitskreises Andere Geschichte e.V.; Aufsatz
 8 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, W-5300 Bonn 2
 9 **Der Weg zur Spaltung — Die Ursachen der Richtungskämpfe in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1920 am Beispiel der Länder Anhalt und Braunschweig**
 10.1 1890–1920
 10.2 Länder Anhalt und Braunschweig
 11.1 Durch einen systematischen Vergleich sollen die Ursachen der unterschiedlichen politischen Orientierung der Sozialdemokraten in Anhalt (Hochburg des Revisionismus) und Braunschweig (Hochburg der Linksradikalen bzw. der USPD) ergründet werden
 12 Veröffentlichung vorgesehen
 13 Ms.
 14 Auswertung gedruckter und ungedruckter Quellen und der Sekundärliteratur; Analyse sowohl der sozio-ökonomischen Struktur als auch der politischen Rahmenbedingungen in beiden Ländern
 16 StAe Wolfenbüttel und Oranienbaum; StadtAe Braunschweig und Dessau; ZPA beim Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung; A der Johannes-Sassenbach-Stiftung Berlin

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

b) 1890–1914

0 91–053

1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1

2.1 TENFELDE, Klaus, Prof.Dr.; c/o Univ. Bielefeld

4 Laufend

5 Abschluß: 92

6 Eigenprojekt der Univ. Bielefeld

9 **Zwischen Integration und Klassenkampf. Die Arbeiterbewegung im Kaiserreich von den 1890er Jahren bis zum Ersten Weltkrieg**

10.1 1890–1914

10.2 Deutschland

11.1 Gesamtdarstellung

12 Zahlreiche gedruckte Vorarbeiten. — Veröffentlichung vorgesehen als Bd. 7 der Reihe „Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“ im Dietz Verlag, Bonn

13 Mss.

c) Weltkrieg und Revolution

0 91–054

1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1

2.1 TENFELDE, Klaus, Prof.Dr.; c/o Univ. Bielefeld

4 Laufend

5 Abschluß: 94

6 Eigenprojekt der Univ. Bielefeld

9 **Machtgewinn und Spaltung. Arbeiter und Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg**

10.1 1914–1918

10.2 Deutschland

11.1 Gesamtdarstellung

12 Mehrere Veröffentlichungen. — Veröffentlichung vorgesehen als Bd. 8 der Reihe „Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“ im Dietz Verlag, Bonn

13 Mss.

d) Weimarer Republik

0 91–055

1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam, FB Geschichte, Institut für Deutsche Geschichte, Am Neuen Palais, O-1571 Potsdam

2.1 PÜSCHEL, Almuth, Dr.; Hauptstr. 16, O-1501 Eiche; Tel. 84154

2.2 Prof.Dr. Kurt Finker

4 Laufend

5 Beginn: 9/90, Abschluß: 8/93

6 Habil.

8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam

9 **Film und politische Bewegungen in Deutschland**

10.1 1918–1933

10.2 Deutschland

11.1 Verhältnis Film und Staatlichkeit; Arbeiterbewegung und Film (KPD, SPD, Gewerkschaften, Jugendbewegung); Kirche und Film; die Anfänge des NS-Films

12 **Püschel, A.: Filme der deutschen Sozialdemokratie. Eine Alternative zum kommerziellen Film der 20er Jahre**, in: Filmclub-Kurier, H. 3/1990

14 Insbesondere Auswertung archivalischer Quellen

16 Archivalien des BA Koblenz/Potsdam; RegionalAe; KirchenAe; BDC

e) 1933–1945

0 91–056

1 Univ. Heidelberg, Historisches Seminar, Grabengasse, W-6900 Heidelberg

2.1 FRESE, Matthias, Dr.; Elisabeth-Ney-Str. 12, W-4400 Münster; Tel. 0251/46652

2.2 Prof.Dr. Hartmut Soell

4 Abgeschlossen

5 Diss.

8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung

10.1 1933–1939

10.2 Deutschland

12 **Frese, M.: Betriebspolitik im „Dritten Reich“. Deutsche Arbeitsfront, Unternehmer und Staatsbürokratie in der westdeutschen Großindustrie 1933–1939**. Paderborn: Schöningh 1991

13 **Frese, M.: Nationalsozialistische Betriebspolitik. Untersuchungen zum Verhältnis von DAF, Industrie und Staatsbürokratie 1933–1939**. Diss., Univ. Heidelberg 1989

0 91–057

1 Humboldt-Univ. zu Berlin, FB Sozialwissenschaften, Institut für Politikwissenschaft, Clara-Zetkin-Str. 112, O-1080 Berlin

2.1 FRIEDRICH, Peter, Dr.

2.2 Prof.Dr. Heinz Niemann

4 Laufend

5 Beginn: 10/88, Abschluß: 6/92

6 Habil.; Monographie

8 Humboldt-Univ. zu Berlin

9 **Politik und Ideologie der SAP im Vorbereitenden Ausschuss für eine deutsche Volksfront Paris**

10.1 1936–1938

10.2 Frankreich

11.1 Es sollen die theoretischen und politisch-taktischen Hintergründe des Verhaltens der SAP-Vertreter in der Volksfront Paris auf der Grundlage neuen Archivmaterials analysiert werden und eine Neubewertung im Verhältnis zur KPD erfolgen

13 Mss.

14 Historisch-theoretische Analyse

16 Auslands-A der SAP; Zentrales A beim Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin; Zeitungen; Zeitschriften

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

—

g) B R D

—

h) D D R**0 91-058**

- 1 FHS für öffentliche Verwaltung; Heesenstr., W-4000 Düsseldorf-Heerth
- 2.1 SCHMIDT, Michael; Düppelstr. 23, W-4100 Duisburg 12; Tel. 0203/442877
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 3/90, Abschluß: 11/90
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 9 Bearb.
- 9 **Die Rentenversicherung in der ehemaligen DDR — Darstellung und kritische Würdigung**
- 10.1 1949–1990
- 10.2 DDR
- 12 Veröffentlichung in: Sozialrecht und Praxis, Bonn 1991

0 91-059

- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; FB Geschichte, Institut für Deutsche Geschichte, Am Neuen Palais, O-1570 Potsdam
- 2.1 BEETZ, Rüdiger, Dr.; Lennéstr. 12a, O-1570 Potsdam; Tel. 93074
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91
- 6 Eigenprojekt der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam; Eigenprojekt des Bearb.; Studie
- 8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.
- 9 **Opposition oder Alternative? Die Auswirkungen des XX. Parteitages der KPdSU in der DDR**
- 10.1 1956 (–1958)
- 10.2 DDR
- 11.1 Mögliche Alternativen der intellektuellen Opposition; die „Anti-Ulbricht-Fronde“ in der SED-Führung; Stabilisierung des stalinistischen Systems; evtl. Langzeitwirkungen der „Entstalinisierungskrise“
- 13 Aufsatz-Ms.
- 14 Aufarbeitung unveröffentlichter Dokumente; evtl. Interviews
- 16 Interne Dokumente, Archivalien des A des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin (O)

III. Regionale und lokale Darstellungen**0 91-060**

- 1 Stadtarchiv Friedberg, Haagstr. 16, W-6360 Friedberg (Hessen); Tel. 06031/88218 oder -261
- 2.1 KELLER, Michael; c/o Stadtarchiv Friedberg
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 9/90, Abschluß: 10/90
- 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Stadtarchivs Friedberg

- 7 Sparkasse Wetterau, Kaiserstr. 136, W-6360 Friedberg (Hessen)
- 8 Bearb.; Sparkasse Wetterau
- 10.1 1870–1915
- 10.2 Oberhessen — Reichstagswahlkreis Friedberg-Büdingen

- 12 **Keller, M.: Heinrich Busold — Ein Sohn des Volkes will ich sein. Sozialdemokratie in einer ländlichen Klassengesellschaft zwischen 1870 und 1915**, in: Die Wetterau — Landschaft zwischen Tradition und Fortschritt. Hrsg. von Michael Keller und Herfried Münkler. Friedberg (Hessen): [o.V.] 1990, S.147–220

0 91-061

- 1 Institut für Stadtgeschichte, Bildungszentrum, Ebertstr. 19, W-4650 Gelsenkirchen
- 2.1 PRIAMUS, Heinz-Jürgen, Dr.; c/o Institut für Stadtgeschichte
- 4 Laufend
- 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Instituts für Stadtgeschichte; Edition
- 7 Stadt Gelsenkirchen, Postfach 100101, W-4650 Gelsenkirchen
- 8 Institut für Stadtgeschichte; Stadt Gelsenkirchen
- 9 **Deutschlandwahn und Wirtschaftskrise. Gelsenkirchen auf dem Weg in den Nationalsozialismus, Teil II: Der Boden wird bereitet**
- 10.1 1918/19–1933
- 10.2 Ruhrgebiet/Stadt Gelsenkirchen
- 11.1 Nachgegangen werden soll verschiedenen „Katalysatorfunktionen“, die im Raum Ruhrgebiet, hier insbesondere in Gelsenkirchen, den Aufstieg des Nationalsozialismus beförderten
- 14 Auswertung von Archivbeständen und zeitgenössischen Tageszeitungen
- 16 StA Gelsenkirchen; StA Münster; HStA Düsseldorf; BA Koblenz; Berlin Document Center; regionale und lokale Presse; A des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin; BA Potsdam

0 91-062

- 1 Institut für Stadtgeschichte, Bildungszentrum, Ebertstr. 19, W-4650 Gelsenkirchen
- 2.1 PRIAMUS, Heinz-Jürgen, Dr.; c/o Institut für Stadtgeschichte
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 12/91
- 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Instituts für Stadtgeschichte; Edition
- 7 Stadt Gelsenkirchen, Postfach 100101, W-4630 Gelsenkirchen
- 8 Institut für Stadtgeschichte; Stadt Gelsenkirchen
- 9 **Macht der Propaganda oder Propaganda der Macht? Inzenierung nationalsozialistischer Politik und politischer Kultur im Dritten Reich am Beispiel der Stadt Gelsenkirchen**
- 10.1 1933–1945
- 10.2 Ruhrgebiet/Stadt Gelsenkirchen
- 11.1 Untersucht werden sollen Elemente der Selbstdarstellung der Nationalsozialisten in der Zeit des „Dritten Reiches“, welcher Symbolik bediente man sich auf lokaler und regionaler Ebene; was bewirkte die Faszination des Nationalsozialismus?

- 14 Ausgehend von einem theoretischen Ansatz, der sich mit den Methoden der Ästhetisierung und Inzenierung von Politik befaßt, sollen Zeitungsbestände und Bildmaterial ausgewertet werden
- 16 Lokale und regionale Presse; Bildmaterial aus Privatbesitz sowie aus verschiedenen Stadt- und StAen; Archivalien aus Stadt- und StAen sowie dem BA Potsdam

a) Regional

0 91-063

- 1 Geschichte und Wirtschaft, Büro für Archivberatung und Recherche, Reinhard Manter M.A., Scharnhorststr. 4, W-4630 Bochum; Tel. 0234/67343
- 2.1 MANTER, Reinhard, M.A.; MANTER, Heidi
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 6/92
- 6 Auftragsforschung
- 7 Offermann GmbH & Co. KG, Hundsiefen 3, W-5060 Bergisch Gladbach
- 8 Offermann GmbH & Co. KG
- 9 **Firmengeschichte der Lederwarenfirma Offermann und die Situation der Gerber im Bergischen Land**
- 10.1 1838-1975
- 10.2 Bergisches Land
- 11.1 Firmengeschichte der Fa. Offermann; Familien- und Arbeitsverhältnisse der Gerber im Bergischen Land
- 16 Notariatsakten; Firmenakten; Archivalien; amtliche Statistiken; Zeitungen des Rheinisch-Bergischen Kreises; Literatur

0 91-064

- 1 Univ. of Chicago, Department of History, 1126 E. 59th Street, Chicago, Illinois 60637, USA (Institution); Univ. Mainz, Institut für Europäische Geschichte, Abt. Universalgeschichte, Alte Universitätsstr. 19, W-6500 Mainz (Forschung)
- 2.1 HENNE, Franz J.; Ditzingerstr. 9a, W-7000 Stuttgart 31
- 2.2 Prof.Dr. Michael Geyer, Univ. of Chicago
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 5/90, Abschluß: 6/93
- 6 Diss.
- 7 Univ. Chicago, Department of History
- 8 Univ. of Chicago; Univ. Mainz
- 9 **The Socio-Economic Transformation of a Region: the Bergische Land from 1930 to 1960**
- 10.1 1930-1960
- 10.2 Bergisches Land/Sauerland
- 11.1 Die Arbeit hat das Ziel, anhand einer regionalen Studie die Entstehung des „modernen“ fordistischen Wirtschaftssystems und des sozialen Systems im Zeitraum zwischen 1930 und 1960 zu beleuchten; dabei geht es auch um das Studium des „Sozial-imaginären“, der Veränderung von Bewußtsein und Selbst-Verständnis von Arbeitern durch das Erlebnis und die Erfahrung der Depression, des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit, welches sich in den 1950er Jahren gemeinsam mit der wirtschaftlichen Veränderung zu einem neuen „System“ zusammenfügt

- 12 Veröffentlichung eines Aufsatzes in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins im Herbst 1991 geplant
- 13 Seminar-Arbeiten, Univ. of Chicago
- 14 Verbindung der Strukturanalyse, Modernisierungstheorie mit alltagsgeschichtlicher Studie der Arbeiter und Arbeitervertretung
- 16 StadtAe; WirtschaftsAe; StAe; FirmenAe; BA Koblenz; Interviews

0 91-065

- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; FB Geschichte, Institut für Landesgeschichte, Am Neuen Palais, O-1570 Potsdam; Tel. 910770
- 2.1 ADAMY, Kurt, Doz.Dr.; Forststr. 16, O-1570 Potsdam; Tel. 93997
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 2/91, Abschluß: 8/93
- 6 Eigenprojekt der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam; Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.
- 9 **Zur parlamentarischen und außerparlamentarischen Tätigkeit der Sozialdemokratie in der Provinz Brandenburg im 19. Jahrhundert**
- 10.1 Von den Anfängen bis 1900
- 10.2 Provinz Brandenburg
- 11.1 Zum organisatorischen Aufbau der sozialdemokratischen Partei; zur Tätigkeit in gewählten Körperschaften im Land, in Städten und Gemeinden; Wahlagitation; zum Einfluß der Berliner Parteiorganisation auf die politische Tätigkeit in der Provinz; führende Persönlichkeiten — ihr Wirken in der Provinz
- 12 **Adamy, K.: Das Ringen der deutschen Sozialdemokratie um Landarbeiter und werktätige Bauern in der Ostprignitz 1880-1900**, in: Prignitz-Forschungen, 1, Pritzwalk 1966, S.121-136
- 14 Auswertung von Archivalien; Vergleich der Entwicklung in beiden Regierungsbezirken der Provinz Brandenburg
- 16 Archivalien des Brandenburgischen LHA Potsdam; Archive in Merseburg und Berlin-Dahlem

0 91-066

- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam, FB Geschichte, Institut für Landesgeschichte, Am Neuen Palais, O-1570 Potsdam, Tel. 910770
- 2.1 ADAMY, Kurt, Doz.Dr.; HÜBNER, Kristina, Dr.; Karl-Liebknecht-Str. 50, O-1603 Schulzendorf
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam; Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
- 8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.
- 9 **Kommunalpolitik der SPD in der Provinz Brandenburg 1890-1933**
- 10.1 1890-1933
- 10.2 Provinz Brandenburg
- 11.1 Zur organisatorischen Struktur der sozialdemokratischen Partei in der Provinz; Kommunalpolitik in Städten und Gemeinden (1890-1914/18); Kommunalpolitik der SPD im Brandenburgischen

- schen Provinziallandtag (1919–1933); sozialdemokratische Landräte und Ober- bzw. Bürgermeister
- 14 Auswertung der Archivalien; Analyse und Vergleich der sozialdemokratischen Bewegung in den Regierungsbezirken bzw. Städten und Kreisen
- 16 Geheimes StA Preuß. Kulturbesitz Berlin-Dahlem bzw. Abt. Merseburg; Brandenburgisches LHA Potsdam; Archivalien, Zeitungen
- 0 91-067**
- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam, FB Geschichte, Institut für Landesgeschichte, Am Neuen Palais, O-1570 Potsdam; Tel. 910770
- 2.1 ADAMY, Kurt, Doz.Dr.; SALZBERG-LUDWIG, Karin, Dr.
- 2.2 Doz.Dr. Kurt Adamy
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 2/91, Abschluß: 2/93
- 6 Eigenprojekt der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam; Habil.
- 8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.
- 9 Zur Geschichte des Landes Brandenburg unter ausgewählten sozialgeschichtlichen Aspekten für den Zeitraum 1945–1952**
- 10.1 1945–1952
- 10.2 Land Brandenburg
- 14 Auswertung der Akten der Provinzial- und Landesverwaltung; der einzelnen Parteien unter speziellen sozialgeschichtlichen Aspekten
- 16 StA Potsdam; ParteiA der PDS-Potsdam; „Märkische Volksstimme“ als Regionalzeitung für den Bearbeitungszeitraum
- 0 91-068**
- 2.1 MÜLLER, Gloria, Dr.; Quadenhofstr. 90, W-4000 Düsseldorf 12; Tel. 295567
- 4 Laufend
- 6 Referat
- 7 Regierungsbezirk Düsseldorf; Universität Düsseldorf
- 8 Reg.-Bez. Düsseldorf
- 9 Arbeitskampf und Arbeitsfrieden im Blickfeld des Regierungspräsidiums Düsseldorf**
- 10.2 Reg.-Bez. Düsseldorf
- 11.1 Es handelt sich weder um ein Forschungsprojekt noch um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern um ein überblickartiges Referat
- b) Lokal**
- 0 91-069**
- 1 FU Berlin, ZI für Sozialwissenschaftliche Forschung (Projekt SOBAJ), Sarrazinstr. 11–15, W-1000 Berlin 41
- 2.1 GEISSEL, Brigitte; Köpenicker Str. 170, W-1000 Berlin 36
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 11/89, Abschluß: 12/91
- 6 Geförderte Forschung; AB-Maßnahme
- 8 ABM
- 9 Mädchen in der sozialistischen Arbeiterjugend der Weimarer Republik. Organisationsgeschichte und sozialisatorischen Bedeutung**
- 10.1 Zur Organisationsgeschichte: 1918–1933; Zur sozialgeschichtlichen Bedeutung: 1905–1991
- 10.2 Berlin
- 11.1 Beitrag zur Geschlechterfrage in der SAJ; Beitrag zur Erforschung geschlechtsunterschiedlicher politischer Sozialisation
- 12 Geißel, Brigitte und Andrea Lummert: Zur Sozialisation von Mädchen in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) Berlins in der Weimarer Republik, in: Interventionen, 1. Jg., H.1, März 1991, S.34f.**
- 14 Analyse zeitgenössischer Organisations-Zeitschriften; qualitative Sozialforschung mit narrativen, lebensgeschichtlichen und Leitfadent-Interviews
- 0 91-070**
- 1 Dürener Geschichtswerkstatt e.V.
- 2.1 HAHNE, Bernd; Cyriakustr. 33, W-5160 Düren; Tel.02421/53366
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 11/89, Abschluß:11/90
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 10.1 1933–1945
- 10.2 Düren
- 11.1 Erläuterung der historischen Geschehnisse an jenen 10 Standorten, an denen Ulrich Rückriem durch seine als dezentrales Mahnmahl konzipierten Stelen an die Opfer des Nationalsozialismus erinnern will (Juden, Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Behinderte, Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter)
- 12 Dürener Geschichtswerkstatt: Die Rückriem-Stelen. Zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in Düren.** Düren: Hahne und Schloemer 1991. 80 S.
- 16 StA Düren; HStA Düsseldorf; Zeitungen; Zeitzeugenbefragungen
- 0 091-071**
- 1 FernUniv. Hagen, Lehrbereich Neuere Geschichte, Feithstr. 140, W-5800 Hagen
- 2.1 SIMON, Dietmar; Brockhauser Weg 42, W-5880 Lüdenschied; Tel. 02351/50923
- 2.2 Prof.Dr. Peter Brandt
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 90, Abschluß: 93
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 Arbeiterbewegung in der Provinz. Soziale Konflikte und sozialistischen Politik in Lüdenschied im 19. und 20. Jahrhundert**
- 10.1 Ca.1830–1950
- 10.2 Lüdenschied
- 11.1 Die Studie untersucht das gesamte Spektrum der Arbeiterbewegung über den Zeitraum vom Vormärz bis in die Gründungsphase der Bundesrepublik in einem eng umgrenzten lokalen Raum, wofür die Stadt Lüdenschied wegen ihrer industriellen Struktur und ihrer geographischen Lage besonders geeignet ist; der späte Durchbruch der organisierten Arbeiterbewegung erfolgt vor dem Hintergrund eines dominanten lokalen Liberalismus; die „Provinz“ vollzieht dabei den Wandel vom Apolitischen hin zu einer regionalen Hochburg der reformistischen Sozialdemokratie

- 13 **Simon, D.: Die Geschichte der Sozialdemokratie in Lüdenscheld bis zum Ende der Weimarer Republik.** Staatsex., Univ. Münster 1988
- 14 Aus sozialgeschichtlicher Perspektive heraus werden Entstehungsbedingungen und Faktoren von Kontinuität und Wandel erfaßt; der lokale Rahmen ermöglicht die vollständige Erfassung des Quellenmaterials
- 16 Lokale und regionale Ae; Zeitungen; für die Zeit nach 1925 auch Interviews

0 91-072

- 1 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam, FB Geschichte, Institut für Deutsche Geschichte, Am Neuen Palais, O-1571 Potsdam
- 2.1 SCHNEIDER, Christa; Kreuzstr. 8, O-1590 Potsdam; Tel. 78756
- 2.2 Prof. Dr. Manfred Uhlemann
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/89, Abschluß: 8/92
- 6 Diss.
- 8 Brandenburgische Landeshochschule Potsdam; Bearb.

9 Entwicklung der Sozialstruktur und Lebensweise in der Stadt Potsdam nach 1945

- 10.1 1945-1952
- 10.2 Potsdam
- 11.1 Spezifik des sozialstrukturellen Wandels nach 1945 in einer konkreten Stadt, die deutliche Besonderheiten im Vergleich mit anderen Großstädten der DDR aufweist; Dialektik von Zerstörung und Aufbewahrung hinsichtlich dessen, was die einzelnen Klassen und Schichten nach 1945 in die Entwicklung der Stadt einbringen bzw. nicht einbringen konnten (insbesondere Konzentration auf kleine und mittlere Unternehmer und Handwerker); Problem der sozialen Ungleichheit und sozialer Konflikte
- 14 Auswertung von archivalischen Quellen
- 16 StadtA Potsdam, LandesparteiA der PDS (verschiedene Bestände); LHA Potsdam (Bestände der Landesregierung und ihrer Ministerien); zeitgenössische regionale u.z.T. überregionale Presse

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 91-073

- 1 Univ. Freiburg, Historisches Seminar, Werthmannplatz, W-7800 Freiburg
- 2.1 STRACKE, Michael; Grünwälderstr. 8, W-7800 Freiburg; Tel. 0761/32604
- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 10/89, Abschluß: 7/90
- 6 Staatsex.; M.A.
- 8 Bearb.
- 9 **Der Internationale Gewerkschaftsbund (1926-1936)**

- 10.1 1926-1936
- 10.2 International, Schwerpunkt Europa
- 11.1 Monographischer Abriß über den IGB mit institutionengeschichtlichem Ansatz und vergleichende Darstellung der Mitgliedsgewerkschaften; Erklärung innerorganisatorischer Spannungen aus divergierenden Interessen, Traditionen und Kräfteverhältnissen der nationalen Gewerkschaftsbewegungen

13 Stracke, M.: Der Internationale Gewerkschaftsbund (1926-1936). Ms., Freiburg 1990. Ca. 150 S.

- 14 Auswertung publizierter und unpublizierter Quellen; Einarbeitung von historischen Arbeiten zu den Gewerkschaftsbewegungen einzelner Länder unter Bezugnahme auf den Zentralpunkt IGB

0 91-074

- 2.1 TOSSTORFF, Reiner, Dr.; Oppenheimer Str. 17, W-6000 Frankfurt/M. 70
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 9 **Innerparteiliche Säuberungen in der französischen und spanischen KP 1948-1953**
- 10.1 1948-1953
- 10.2 Frankreich, Spanien
- 12 Veröffentlichung geplant in einem Sammelbd. der Tagung „Stalinismus in Mittel- und Osteuropa nach dem 2. Weltkrieg“ (Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien, 8. — 10.11.1990)

II. NACHTRÄGE

0 3781, 79-0203

- 1 Univ. Tel Aviv, Institut für Deutsche Geschichte
- 2.1 RIEMER, Jehuda, Dr.; Kibbutz Urim 85530, Mobile Post, Hanegew, Israel
- 2.2 Prof. Dr. Shlomo Na'aman
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 77, Abschluß: 91
- 6 Diss.
- 12 **Rierner, J.: Fritz Perez Naphtali — Sozialdemokrat und Zionist** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd.12). Gerlingen: Bleicher Verlag 1991. 400 S.

13 Rierner, J.: Fritz Perez Naphtali, ein Sozialdemokrat im Zionismus und in Israel. Diss., Univ. Tel Aviv 1983 (2/91)

0 79-0092

- 1 Univ. Basel, Historisches Seminar, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel
- 2.1 DEGEN, Bernhard, Dr.; Baslerstr. 36, CH-4123 Allschwil
- 2.2 Prof. Dr. Markus Mattmüller
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 90
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Die schweizerische Gewerkschaftsbewegung in der Zwischenkriegszeit**
- 10.1 1918-1929
- 10.2 Schweiz

- 12 **Degen, B.: Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918–1929)** (= Baseler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 161). Basel und Frankfurt/M.: Helbing und Lichtenhahn 1991. 333 S.
- 13 Diss., Univ. Basel 1990 (2/91)
- 0 **79–0143**
- 1 Univ. Stuttgart
- 2.1 WEITZ, Ulrich, Dr.; Binsengeweg 23, W-7850 Leonberg 7
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 79, Abschluß: 91
- 6 Diss.
- 9 **Eduard Fuchs und seine Bedeutung für die Kulturpolitik der deutschen Arbeiterbewegung. Biographie von Eduard Fuchs und Rekonstruktion der Sammlung Fuchs**
- 10.1 1870–1940
- 10.2 Deutschland, Frankreich
- 12 **Weitz, U.: Salonkultur und Proletariat. Eduard Fuchs — Sammler, Sittengeschichter, Sozialist** (= Kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 2). Stuttgart: Stöffler und Schütz 1991. VI, 514 S.
- 13 Diss., Univ. Stuttgart [o.J.] (2/91)
- 0 **80–199, 82–283**
- 1 Univ. Innsbruck, Institut für Geschichte, Innrain 52, A-6060 Innsbruck
- 2.1 RAINALTER, Helmut, Prof.Dr.; u.a.; c/o Univ. Innsbruck
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/81, Abschluß: 10/91
- 6 Quellensammlung; Dokumentationszentrum; Quelleneditionen; Biographisches Lexikon; Sachlexikon; Bibliographie; Monographie
- 9 **Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850**
- 10.1 1770–1850
- 10.2 Deutschland, Österreich-Ungarn, Oberitalien, Schweiz
- 12 **Bibliographie zur Geschichte der demokratischen Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850.** Hrsg. von H. Reinalter (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“, Bd. 1). Frankfurt/M., Bern, New York und Paris: Lang 1990. IX, 199 S. [S.a. Proj.Nr. 80–199, 82–283 (1/88)] (2/91)
- 0 **80–526**
- 1 Univ. Bremen, FB 9: Politikwissenschaft, Postfach 330440, W-2800 Bremen 33
- 2.1 BUTTERWEGGE, Christoph, Dr.; Sedanstr. 98, W-2800 Bremen; Tel. 0421/551309
- 2.2 Prof.Dr. Detlev Albers; Prof.Dr. Hans-Josef Steinberg
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 10/80, Abschluß: 90
- 6 Habil.
- 8 Bearb.
- 9 **Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie zwischen den Weltkriegen**
- 10.1 1918–1938
- 10.2 Österreich
- 12 **Butterwegge, Chr.: Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie zwischen den beiden Weltkriegen.** Mit einem Geleitwort von Bruno Kreisky (= Schriftenreihe für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, Bd. 82). Marburg: Verlag Arbeit und Gesellschaft 1991. 738 S.
- 13 **Butterwegge, Chr.: Austromarxismus und Staat. Politiktheorie und Praxis der österreichischen Sozialdemokratie von der Revolution 1918 bis zur Annexion 1938.** Habil., Univ. Bremen 1990 (2/91)
- 0 **81–675**
- 1 Univ. Mannheim, LS für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, A 5, W-6800 Mannheim
- 2.1 WEBER, Hermann, Prof.Dr.
- 4 Abgeschlossen
- 6 Monographie
- 10.1 1945–1990
- 10.2 DDR
- 12 **Weber, H.: DDR. Grundriß der Geschichte 1945–1990.** Vollständig überarb. und erg. Neuaufl. (= Edition Zeitgeschichte). Hannover: Fackelträger 1991. 376 S. (2/91)
- 0 **85–054**
- 1 Univ. Marburg, FB 3, Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Institut für Politikwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Str. 6, W-3550 Marburg
- 2.1 UNSER, Margit, Dr.; Am Schlangengrund 18, W-6908 Wiesloch; Tel. 06222/2110
- 2.2 Prof.Dr. Georg Fülberth
- 4 Abgeschlossen
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Gewerkschaftsbewegung nach 1945 am Beispiel Südbaden**
- 10.1 1945–1949
- 10.2 Südbaden (französische Besatzungszone)
- 12 **Unser, M.: Der badische Gewerkschaftsbund. Zur Geschichte des Wiederaufbaus der Gewerkschaftsbewegung im französisch besetzten Südbaden** (= Schriftenreihe der Studiengesellschaft für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, Bd. 81). Marburg: Verlag Arbeit und Gesellschaftswissenschaft 1989. 223 S.
- 13 Diss., Univ. Marburg 1989 (2/91)
- 0 **85–093**
- 1 Univ. Salzburg, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Geschichte, Mirabellplatz 2, A-5020 Salzburg
- 2.1 BAUER, Ingrid, Dr.; c/o Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Außenstelle Salzburg, Auerspergstr. 42, A-5020 Salzburg
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 87/88

- 6 Diss.
 9 **Die Halleiner Zigarrenfabrikarbeiterinnen. Arbeits-, Lebensbedingungen und politisches Bewußtsein. Eine Fallstudie zur Frauenarbeit in Österreich**
 10.1 1869–1940
 10.2 Hallein/Österreich
 12 **Bauer, I.: „Tschikweiber haum's uns g'nenn't ...“: Frauenleben und Frauenarbeit an der „Peripherie“. Die Halleiner Zigarrenfabrikarbeiterinnen 1869 bis 1940. Eine historische Fallstudie auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews.** Hrsg vom Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 50). Wien: Europaverlag 1988. VIII, 289 S.
 13 Diss., Univ. Salzburg 1988 (2/91)
- 0 **85–098**
 1 Univ. Linz, Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte
 2.1 HAUCH, Gabriella, Dr.; Schubertstr. 15, A-4020 Linz
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 85, Abschluß: 90
 6 Diss.
 8 Bearb.
 9 **Frauen in der Wiener Revolution 1848**
 10.1 1848
 10.2 Wien
 12 **Hauch, G.: Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848** (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 49). Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990. 269 S. (2/91)
- 0 **86–109**
 1 Univ. Innsbruck, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Geschichte, Innrain 52, A-6020 Innsbruck; verwaltungstechnisch: Univ. München, Philosophische Fak., Institut für Neuere Geschichte, LS Prof.Dr. Gerhard A. Ritter, Trautenwolfstr. 3, W-8000 München 40
 2.1 SCHÄFER, Michael, Dr.; Auenstr. 72, W-8000 München 5
 2.2 Prof.Dr. Klaus Tenfelde
 5 Beginn: 6/85, Abschluß: 7/89
 6 Geförderte Forschung; Diss.; Edition; Monographie
 8 Stiftung Volkswagenwerk
 9 **Heinrich Imbusch, Christlicher Gewerkschafter in der Weimarer Republik und im Widerstand gegen den Nationalsozialismus**
 10.1 1918/1929–1945
 12 **Schäfer, M.: Heinrich Imbusch. Christlicher Gewerkschaftsführer und Widerstandskämpfer** (= Bergbau und Bergarbeit). München: Beck 1990. 424 S.
 13 Diss., Univ. München 1989 (2/91)
- 0 **86–114**
 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38; Tel. 030/816001-33
 2.1 LÖSCHE, Peter, Prof.Dr.; WALTER, Franz, Dr.; DENECKE, Viola, Dr.; REGIN, Cornelia
 4 Laufend
 5 Beginn: 85
- 6 Geförderte Forschung
 8 DFG
 9 **Politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisationen der Katholiken und der Sozialdemokraten in der Weimarer Republik**
 10.1 1918–1933
 10.2 Deutschland
 12 **Walter, F., V. Denecke und C. Regin: Sozialistische Gesundheits- und Lebensreformverbände. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Bd. 2.** Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin hrsg. und eingel. von Peter Lösche (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 24). Bonn: Dietz Verlag 1991. 428 S. (2/91)
- 0 **87–007**
 1 Univ. Hannover, Philologisch-Historischer FB, Historisches Seminar, Schneiderberg 50, W-3000 Hannover 1
 2.1 SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef, Dr.; von-Alten-Allee 20, W-3000 Hannover 91
 2.2 Prof.Dr. Herbert Obenaus
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 79, Abschluß: 90
 6 Diss.
 8 Bearb.
 9 **Von der ländlichen Armut zur industriellen Arbeiterexistenz. Bevölkerungswanderung und frühe Industrialisierung im Königreich Hannover, untersucht am Beispiel des Dorfes Linden**
 10.1 1835–1866
 10.2 Königreich Hannover (speziell südniedersächsische Gebiete)
 12 **Schmiechen-Ackermann, D.: Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft. Bevölkerungswanderungen in der frühen Industrialisierung des Königreichs Hannover** (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 103). Hildesheim: Lax 1990. VII, 430 S.
 13 Diss., Univ. Hannover 1986 (2/91)
- 0 **87–053**
 1 Univ. Mannheim, LS für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, A 5, W-6800 Mannheim 1; Tel. 0621/292-5246
 2.1 WEBER, Hermann, Prof.Dr.
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 87, Abschluß: 90
 6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
 7 IG Chemie-Papier-Keramik; Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
 9 **Geschichte des Fabrikarbeiterverbandes/IG Chemie-Papier-Keramik 1890–1990**
 10.1 1890–1990
 10.2 Deutschland (Deutsches Reich, BRD, SBZ [bis 1949])
 12 **1890–1990: 100 Jahre Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik. Von den Verbänden der ungelerten Fabrikarbeiter, der Glas- und Porzellanarbeiter zur modernen Gewerkschaftsorganisation.** Leitung und Bearbeitung: Hermann Weber unter Mitwirkung von Werner Müller und Günter Braun, Hans-Georg Fleck,

- Andrea Hoffend, Birgit Hormann-Reckeweg, Felicitas Merkel, Kathrin Senger-Schäfer und Martina Wöde-Buser. Hrsg. vom Hauptvorstand der IG Chemie-Papier-Keramik. Köln: Bund-Verlag 1990. 648 S. [S.a. Proj.Nr.87-053 (I/89)] (2/91)
- 0 87-080**
 1 Univ. Frankfurt/M., FB Gesellschaftswissenschaften
 2.1 ZERWAS, Hans-Jörg, Dr.; Rennbahnstr. 20, W-6000 Frankfurt/M. 71; Tel. 069/671729
 2.2 Prof. Dr. Eike Hennig
 4 Abgeschlossen
 6 Diss.
 8 Bearb.; Gra-FöG-Darlehen
 10.1 Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts
 10.2 Deutschland
12 Zerwas, H.-J.: Arbeit als Besitz. Das ehrbare Handwerk zwischen Bruderliebe und Klassenkampf 1848 (= Rowohlt's Enzyklopädie; Kulturen und Ideen). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1988. 286 S.
13 Diss., Univ. Frankfurt/M. 1987 [s.a. Proj.-Nr.87-080 (I/90)] (2/91)
- 0 88-098**
 1 Max-Planck-Institut für Geschichte, Hermann-Föge-Weg 11, W-3400 Göttingen
 2.1 KRIEDTKE, Peter, Dr.
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 7/85, Abschluß: 10/89
 6 Monographie
 8 Max-Planck-Institut für Geschichte
 10.1 1815-1860
 10.2 Krefeld
12 Kriedtke, P.: Eine Stadt am seidenen Faden. Haushalt, Hausindustrie und soziale Bewegung in Krefeld in der Mitte des 19. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 97). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 436 S. (2/91)
- 0 88-103**
 1 Stadt Solingen, Presse- und Informationsamt, Rathaus Potsdamer Straße, W-5650 Solingen 1
 2.1 WELLING, Edeltraut; Tübinger Str. 12, W-5000 Köln 60
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 9/86, Abschluß: 9/88
 6 Auftragsforschung; geförderte Forschung; Monographie; Dokumentation
 7 Stadt Solingen, Presse- und Informationsamt
 8 Stadt Solingen, Presse und Informationsamt; Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg
9 Lebenssituation von Solinger Lieferfrauen
 10.1 Mitte 19. Jh. bis 30er Jahre des 20. Jh.
 10.2 Solingen
12 Welling, E.: Solinger Lieferfrauen. Mythos und Wirklichkeit. Hrsg.: Stadt Solingen, Presse- und Informationsamt. Solingen: Selbstverlag Stadtarchiv Solingen 1990. 131 S. (2/91)
- 0 88-113**
 1 Univ. Hamburg, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Allendeplatz 1, W-2000 Hamburg 13
- 2.1 MARSISKE, Hans-Arthur, Dr.; Kleiner Kielort 7a, W-2000 Hamburg 13; Tel. 040/456586
 2.2 Prof. Dr. Hans-Jürgen Goetz
 4 Abgeschlossen
 5 Abschluß: 3/89
 6 Diss.
 8 Stipendium: Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, W-2000 Hamburg 13
 10.1 1846-1856
 10.2 USA
12 Marsiske, H.-A.: Eine Republik der Arbeiter ist möglich. Der Beitrag Wilhelm Weitlings zur Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika 1846-1856 (= Forschungsberichte des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Bd. 5). Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung 1990. 341 S.
13 Diss., Univ. Hamburg, FB Philosophie und Sozialwissenschaften, 1988 (2/91)
- 0 88-117**
 1 Univ. Bochum, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte II; Projekt der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
 2.1 MÜLLER, Gloria, Dr.; Quadenhofstr. 90, W-4000 Düsseldorf 12; Tel. 295567
 4 Abgeschlossen
 6 Auftragsforschung
 7 Hans-Böckler-Stiftung, Bertha-von-Suttner-Platz 3, W-4000 Düsseldorf
 8 Hans-Böckler-Stiftung
9 Mitbestimmung in der Eisen- und Stahlindustrie. Wirtschaftlich-technischer Wandel, gesellschaftspolitische Veränderungen und ihre Auswirkungen auf die Montanmitbestimmung (1951-1976)
 10.1 1945-1975
 10.2 BRD (Ruhrgebiet, Salzgitterraum)
12 Müller, G.: Mitbestimmung in der Eisen- und Stahlindustrie. Wirtschaftlich-technischer Wandel, gesellschaftspolitische Entwicklung und ihre Auswirkungen auf die Montanmitbestimmung. Strukturwandel und Arbeitnehmerrechte. Die wirtschaftliche Mitbestimmung in der Eisen- und Stahlindustrie 1945-1975. Essen: Klartext-Verlag 1991 (2/91)
- 0 89-002**
 1 Friedrich-Ebert-Stiftung, Godesberger Allee 149, W-5300 Bonn 2
 2.1 GROSSGART, Ruth; RÖSCH-SONDERMANN, Hermann; ZIMMERMANN, Rüdiger, Dr.; ZISKA, Horst, Dr.
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 5/88, Abschluß: 90
 6 Eigenprojekt der Friedrich-Ebert-Stiftung; Dokumentation
 7 Friedrich-Ebert-Stiftung
 8 Friedrich-Ebert-Stiftung
9 Bausteine für eine Willy-Brandt-Bibliographie
 10.1 1928-1989
12 Willy Brandt. Personalbibliographie. Zusammen-
 gest. von R. Großgart, H. Rösch-Sondermann, R. Zimmermann und H. Ziska. Mit einem Geleitwort von Holger Börner. Bonn-Bad Godesberg: Bibliothek der sozialen Demokratie/Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung 1990. XV, 410 S. (2/91)

0 89-012

- 1 Univ. Göttingen, FB Sozialwissenschaften, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W-3400 Göttingen
- 2.1 KURZER, Ulrich; Auf dem Lohberge 1, W-3400 Göttingen; Tel. 0551/71449
- 2.2 Prof. Dr. Richard Saage
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/88, Abschluß: 5/92
- 6 Diss.
- 8 Stipendium HBS
- 9 **Die Konsumgenossenschaften im nationalsozialistischen Herrschaftssystem von 1933 bis 1945**
- 10.1 1933-1945
- 10.2 Deutschland
- 12 Veröffentlichung voraussichtlich 1992 (2/91)

0 90-054

- 1 Univ. Leipzig, Sektion Geschichte, Wissenschaftsbereich Deutsche Geschichte 1917-1945/Regionalgeschichte, Postfach 920, O-7010 Leipzig
- 2.1 RUDLOFF, Michael; Raimundstr. 14, O-7033 Leipzig
- 2.2 Prof. Dr. Werner Bramke
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 91
- 6 Diss.
- 8 Univ. Leipzig; Bearb.
- 10.1 Hauptsächlich 1919-1933
- 10.2 Deutschland
- 12 **Rudloff, M.: Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik** (= Reihe Europäische Hochschulschriften). Frankfurt/M., u.a.: Peter Lang 1991
- 13 Diss., Univ. Leipzig 1991 (2/91)

0 90-089

- 1 Univ. Linz, Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte; Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der ArbeiterInnenbewegung Linz, A-4040 Linz
- 2.1 HAUCH, Gabriella, Dr.; Schubertstr. 15, A-4020 Linz
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 10.1 1870-1914
- 10.2 Österreich
- 12 **Hauch, G.: „Arbeite Frau! Die Gleichberechtigung kommt von selbst“? Anmerkungen zu Frauen und Gewerkschaften in Österreich vor 1914**, in: „Daß unsere Greise nicht mehr beteln gehn!“ — Sozialdemokratie und Sozialpolitik im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn 1880 bis 1914. Hrsg. von Helmut Kon-

rad (= Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung). Wien und Zürich: Europaverlag 1991, S. 62-86 (2/91)

0 90-094

- 1 Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Archiv — Bibliothek — Nachlässe — Museale Sammlung, Rechte Wienzeile 97, A-1005 Wien; Tel. 0222/547870
- 2.1 MADERTHANER, Wolfgang, Dr.; SCHA-FRANEK, Hans, Dr.; c/o Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 2/90, Abschluß: 2/92
- 6 Auftragsforschung
- 7 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung; Minoritenplatz 5, A-1014 Wien
- 8 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
- 9 **Österreicher in der Sowjetunion. Von den 20er Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges**
- 10.1 1920-1945
- 10.2 Sowjetunion, Österreich, Deutschland
- 12 **Schafranek, H.: Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937-1941**. Frankfurt/M.: ISP-Verlag 1990. 220 S. (2/91)

0 90-144

- 1 Institut für Stadtgeschichte, Bildungszentrum, Ebertstr. 19, W-4650 Gelsenkirchen
- 2.1 PRIAMUS, Heinz-Jürgen, Dr.; c/o Institut für Stadtgeschichte
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/90
- 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Instituts für Stadtgeschichte; Edition
- 7 Stadt Gelsenkirchen, Postfach 100101, W-4650 Gelsenkirchen
- 8 Institut für Stadtgeschichte; Stadt Gelsenkirchen
- 9 **Deutschlandwahn und Wirtschaftskrise. Gelsenkirchen auf dem Weg in den Nationalsozialismus, Teil I: Die antidemokratische Allianz formiert sich**
- 10.1 1918/19-1933
- 10.2 Ruhrgebiet/Stadt Gelsenkirchen (2/91)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

Bibliographie zur Geschichte der Deutschen Arbeiterjugendbewegung von den Anfängen bis 1945.

Zusammengestellt von einem Kollektiv unter der Leitung von Bodo BRÜCHER und Karl Heinz JAHNKE unter Mitarbeit von Beate BEHRENS, Gerd EBBING, Ingo KOCH, Horst PIETSCHMANN, Torsten SCHAAR und Ralf SCHMÖLDERS. Hrsg.: Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik. Bielefeld: Universität Bielefeld 1989. 92 S.

Im Mai 1989, zum Zeitpunkt des Erscheinens dieser schmalen Bibliographie, war sie noch ein Politikum. Sie entstand als erstes gemeinsames Produkt von Wissenschaftlern der Universität Bielefeld und der Universität Rostock, deren Zusammenarbeit bereits 1982 begonnen hatte. Ohne die Aufnahme des Projektes in die offizielle Liste gemeinsamer wissenschaftlicher Vorhaben im Rahmen des deutsch-deutschen Kulturabkommens hätte es wohl nicht verwirklicht werden können. Die Voraussetzungen für die Erarbeitung einer gemeinsamen Bibliographie waren in der BRD und der DDR grundverschieden. Während die Forschergruppe um Karl Heinz Jahnke in der DDR federführend und damit zwangsläufig legitimatorisch-staatstragend die Geschichte der Arbeiterjugendbewegung und der FDJ bearbeitete, fand dieses Thema in der Bundesrepublik nur in wenigen universitären Nischen und am Rande des Wissenschaftsbetriebes ihren Platz. In der DDR erschienen seit etwa 20 Jahren in der „Schriftenreihe zur Geschichte der FDJ“ sechs immer wieder erweiterte und stark veränderte Bibliographien zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung und der FDJ.¹ In der Bundesrepublik dagegen erschienen im Gefolge der Studentenbewegung zwei sehr lückenhafte Bibliographien über Arbeiten zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung bzw. der „revolutionären Erziehung“.² Die sozialdemokratischen Arbeiterjugend- und Erziehungsorganisationen stehen lediglich im Mittelpunkt einer dünnen Bibliographie, die über die Bestände der Sammlung SOPAED an der Universität Bielefeld informiert.³ Die nun vorliegende gemeinsame Bibliographie der Rostocker und Bielefelder Forschergruppen ist eine Auswahl aus den beiden Literaturarteilen. Die Bearbeiter nahmen Arbeiten zur Geschichte — in erster Linie der sozialdemokratischen und kommunistischen — Arbeiterjugend- und Kinderorganisationen bis zu deren Verbot 1933 und über den Widerstand auf, der aus ihren Reihen gegen den Nationalsozialismus erfolgte. Schwach vertreten sind Publikationen zur gesellschaftlichen und psychischen Lage der Arbeiterjugend. Neben gedruckten Arbeiten zum Thema aus dem Zeitraum vor 1933, der Bundesrepublik und der DDR berücksichtigte die Projektgruppe auch eine Reihe von unveröffentlichten Dissertationen, Diplom- und anderen Examensarbeiten. Zusätzlich zu diesen vorwiegend wissenschaftlichen Arbeiten finden sich einige autobiographische Darstellungen, insbesondere von leitenden Funktionären der Kommunistischen Jugend.

Die Bibliographie ist nach einem Kapitel, das über die Überblicksdarstellungen informiert, in drei Zeitabschnitte gegliedert, die die Literatur über die Zeiträume von den Anfängen bis 1918, von 1918 bis 1933 und von 1933 bis 1945 dokumentieren. Sehr sinnvoll erscheint dem Rezensenten die in allen Buchteilen konsequent durchgehaltene Trennung zwischen zeitgenössischer Literatur und Arbeiten, die nach 1945 erschienen. Bei der zeitgenössischen Literatur handelt es sich ausschließlich um *Arbeiten über* die Arbeiterjugendbewegung. Publikationen *aus* der Arbeiterjugendbewegung wurden also nur dann berücksichtigt, wenn sie sich auf ihre eigene Geschichte beziehen. Bei den wissenschaftlichen Darstellungen überwiegen die neueren Arbeiten aus der DDR bei weitem. Dies ist Ausdruck des unterschiedlichen Stellenwerts von Geschichtsforschung zur Arbeiterjugendbewegung in den beiden deutschen Staaten. Besonders kraß wird dieses quantitative Verhältnis bei den Arbeiten zum Zeitraum 1933 bis 1945.

Die Bearbeiter der Bibliographie sind sich der Lückenhaftigkeit ihres Werkes bewußt und verschweigen nicht, daß es sich um eine Auswahlbibliographie handelt. Leider informieren sie den Leser nur unzureichend darüber, welche Aufnahmeentscheidungskriterien sie anlegten. Insgesamt eignet sich diese Bibliographie, um einen ersten Überblick zu erhalten. Wer freilich ernsthaft zur Geschichte der Arbeiterjugend und ihrer politischen Organisationen forschen will, der muß gleichzeitig die verschiedenen Auflagen der in der „Schriftenreihe der FDJ“ erschienenen Bibliographie sowie die Zusammenstellungen Tramsens und des West-Berliner Zentralrats sozialistischer Kinderläden als auch die bekannteren, thematisch weiter ausgreifenden Bibliographien zur Jugendgeschichte und Pädagogik zu Rate ziehen.⁴

Roland Gröschel

1 Letzte Ausgabe: Bibliographie über die in der Deutschen Demokratischen Republik angefertigten Arbeiten zur Geschichte der Jugendbewegung. Zusammengestellt von Ingo Koch. 6., erweiterte und neu zusammengestellte Ausgabe (= Schriftenreihe zur Geschichte der FDJ, 62), Berlin 1988.

2 Eckhard Tramsen, Bibliographie zur geschichtlichen Entwicklung der Arbeiterjugendbewegung bis 1945, insbesondere in Deutschland, Frankfurt/M. 1973; und: Erziehung und Klassenkampf oder deren Geschichte nebst einer relativ vollständigen Bibliographie unterschlagener, verbotener, verbrannter Schriften zur revolutionären sozialistischen Erziehung (= Anleitung für eine revolutionäre Erziehung. Hrsg. vom Zentralrat der sozialisti-

[Forts.Anm.2] schen Kinderläden West-Berlin, Nr.3) Berlin 1969; hier ist nur von selbständig erschienenen Bibliographien zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung die Rede. Aufnahmen diesbezüglicher Titel in thematisch breiter gefaßten Bibliographien bleiben hier unberücksichtigt.

- 3 Bodo Brücher und Ralf Schmolders, Bibliographie zur Geschichte der Arbeiterjugendbewegung. Sammlung SOPAED, Bielefeld 1985.
- 4 Siehe z.B.: Edgar Beckers und Elke Richter, Kommentierte Bibliographie zur Reformpädagogik (= Schriften der Deutschen Sporthochschule Köln, Bd.1), Sankt Augustin 1979; Ulrich Herrmann, Susanne Renftle und Lutz Roth, Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie, München 1980; für die Zeit nach 1945: Bibliographie Jugend und Jugendarbeit in der BRD 1945 bis 1960. Bearb. von Burkhard Fehrle, Leinfelden-Echterdingen 1986.

BEIER, Gerhard: **SPD Hessen. Chronik 1945 bis 1988.** — Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. 1989. 542 S.

Der rot-weiße Löwe, das Wappen des Landes Hessen, zierte zu Recht den Einband von Gerhard Beiers Chronik. Mehr als 40 Jahre lang symbolisierte der Löwe sozialdemokratische Landespolitik schlecht-hin, war doch Hessen das einzige Flächenland der Bundesrepublik, in dem die SPD von den ersten Landtagswahlen 1946 bis 1987 ununterbrochen den Ministerpräsidenten stellte. Entwicklung und Politik der Partei sind „zwangsläufig eng verknüpft mit der Geschichte des Landes“ (so der Vorsitzende der SPD-Landtagsfraktion, Ernst Welteke, im Nachwort, S.468). Hessen galt als die „Erbdynastie“ der SPD (S.7). Grund genug, nach dem Regierungswechsel 1987 eine Bilanz sozialdemokratischer Politik zu ziehen.

Beier unternimmt dies mit einer detaillierten und informativen Chronik neuartigen Charakters. Es geht ihm in erster Linie nicht um die Staatspartei, sondern um „eine politische Organisation sozialer Bewegung“ (S.18). In einem einführenden Essay gibt er einen konstruktiven Überblick, unterteilt 40 Jahre Regierungsmacht in sechs Abschnitte und betitelt den abschließenden siebten (1987–1991) mit Blick in die Zukunft mit „Reorganisation und Neuorientierung“ (S.12).

Der zweite, 450 Seiten umfassende Teil stellt chronologisch die Geschichte der Landes-SPD dar. Dafür hat der Autor sich in die Niederungen der Ortsvereinsarchive begeben und zudem bislang der Forschung nicht zugängliches Material auswerten können, darunter den noch in Privathand befindlichen Nachlaß des langjährigen Ministerpräsidenten Georg August Zinn, der zwangsläufig durch seine überragende Stellung in der Landespolitik der fünfziger und sechziger Jahre auch in der Chronik zeitweise dominiert. Das doppelte Problem, einerseits die spärlichen Quellen aus den Anfangsjahren überhaupt zusammenzutragen und andererseits aus den immer reicher fließenden Informationen der späteren Zeit die wichtigsten herauszufiltern, hat Beier gelöst und einen ausgewogenen Mittelweg gefunden, allen Phasen gleich viel Gewicht beizumessen. Daß einige wenige Angaben entbehrlich erscheinen (wie etwa die Erwähnung der am Begräbnis von Hermann L. Brill teilnehmenden Personen — S.223), wiederum andere Sachverhalte angesichts der Fülle von Informationen nur knapp angerissen werden können und sicher beim Leser Fragen aufwerfen, schmälert nicht den Wert des Bandes.

Der Verfasser beschränkt sich nicht auf nackte Daten, Zahlen, Fakten und die knappe Auflistung von Ereignissen, sondern liefert darüber hinaus informative Zusammenfassungen von wichtigen Reden und unveröffentlichten Protokollen sowie Auszüge aus Tagebüchern, Briefen und zeitgenössischen Kommentaren, was über das von einer Chronik zu erwartende Maß hinausgeht: „Prost Mahlzeit! Mit solchen Parteifreunden soll ich Politik machen [. . .]“, vertraut Finanzminister Heinrich Troeger 1952 einmal seinem Tagebuch an (S.145). Die Chronik wird so zu einem Stück sozialdemokratischer Geschichte von innen heraus und selbst zu einer Quelle ersten Ranges. Übersichten zur organisatorischen Entwicklung der Partei und nützliche Tabellen zur Mitglieder- und Beitragsentwicklung sowie umfangreiche Personen- und Ortsregister runden die Arbeit ab. Dem Besprechungsexemplar lag ein maschinenschriftliches, aus welchen Gründen auch immer nicht abgedrucktes Sachregister bei, das sicher beim Autor zu beziehen ist. Man sollte es unbedingt tun, weil es hilft, sich in dem umfangreichen Band zu orientieren.

Von Inhalt und Aufbau hat Beier mit dieser in ihrer Form einzigartigen Chronik Maßstäbe gesetzt. Für denjenigen, der sich mit der hessischen Geschichte der Nachkriegszeit im allgemeinen, mit der Sozialdemokratie des Landes im besonderen beschäftigt, ist das Nachschlagewerk unverzichtbar.

Walter Mühlhausen

„Mittelpunkt ist der arbeitende Mensch“. Protokoll, Gründungskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes, München, 12.–14. Oktober 1949. Reprint. Einleitung: Hans Hermann Hartwich. — Köln: Bund-Verlag 1989. XIX, 399 S.

„Nun ist es also geschehen! Die deutschen Arbeitnehmer haben wieder einen Gewerkschaftsbund, d.h. das Instrument, das ihnen die Gewähr gibt, die Zukunft der arbeitenden Menschen zu einer besseren zu gestalten. In dieser feierlichen Stunde wollen wir auch an diejenigen denken, denen die Umstände es verwehren, schon jetzt bereits Mitglied unseres Bundes zu werden, und die deshalb auch diesem feierlichen Akt persönlich in ganz, ganz kleiner Zahl nur beiwohnen konnten. Wir senden ihnen unsere herzlichsten Grüße durch den Äther. (Beifall.) [...] Wir haben unseren Bund, von dem wir nicht nur wünschen und hoffen, von dem wir gewiß sind, daß er täglich an Stärke wachsen wird. Wir haben unseren Bund und mit ihm die Garantie auf eine für alle Schaffenden glücklichere Zukunft. Der Akt der Gründung unseres Bundes ist hiermit geschlossen. (Beifall.).“ Mit diesen Worten beendete Hans Böckler am 13. Oktober 1949, genau um 18.15 Uhr, den zweiten Tag des DGB-Gründungskongresses im Kongreßsaal des Deutschen Museums in München. Wenige Minuten vorher hatten 487 Delegierte aus allen Einzel- und Industriegewerkschaften der Bundesrepublik einstimmig die Gründung des „Deutschen Gewerkschaftsbundes für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland“ als Dachorganisation der 16 Einzel- und Industriegewerkschaften beschlossen.

Es war eine Versammlung älterer Herren, durchaus repräsentativ für die nach 1945 neu entstandene Gewerkschaftsbewegung: Das Durchschnittsalter betrug 55 Jahre; immerhin waren 14 Frauen vertreten. Man hatte lange mit diesem Zusammenschluß gewartet, weil man länger als andere Organisationen an gesamtdeutschen Strukturen festhalten wollte. Jetzt war davon allerdings keine Rede mehr; mit der wenige Tage zuvor gegründeten DDR hatte man nichts mehr im Sinn. So plädierte Willi Bleicher, der spätere Bezirksleiter der IG-Metall in Stuttgart, auch erfolglos gegen den Namenszusatz „für die Bundesrepublik Deutschland“ und für ein Bekenntnis zur gesamtdeutschen Gewerkschaftseinheit mit dem FDGB der DDR. Das war aber auch schon der einzige Konfliktpunkt, andere politische Kontroversen gab es nicht: Die Konferenz war eine Demonstration der Geschlossenheit, fast alles wurde einstimmig beschlossen, vor allen Dingen die wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Grundsätze. Hans Böckler, der dann auch zum Vorsitzenden des DGB gewählt wurde und der für Düsseldorf als Sitz des DGB votiert hatte (mit dem Argument, der Bund müsse in der Region konzentrierter Schwerindustrie wirken, um der Gefahr einer antidemokratischen Wendung der Industriellen frühzeitig wirksam begegnen zu können), nannte in seinem Grundsatzreferat zwei Leitsätze künftiger Gewerkschaftsarbeit:

1. „In einem wird man die Gewerkschaften zum Äußersten entschlossen finden: in der Verteidigung der demokratischen Einrichtungen, auf denen unser aller Wohl beruht, gegen jede Autokratie und gegen jede Totalität. Ein zweites 1933 darf und wird es nie mehr geben, darin sind sich die gewerkschaftlich organisierten Männer, Frauen und Jugendlichen einig.“ Und
2. „Die hier vertretenen Gewerkschaften sehen ihre Aufgabe in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft ausschließlich in der Beseitigung jeder sozialen Not durch Herbeiführung menschenwürdiger Arbeits- und Lebensbedingungen für alle schaffenden Menschen.“

Wie dies erreicht werden sollte, machten die schon erwähnten wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Grundsätze deutlich; gefordert wurde: Vollbeschäftigung, betriebliche und überbetriebliche Mitbestimmung, sodann „Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum, insbesondere des Bergbaues, der Eisen- und Stahlindustrie, der Großchemie, der Energiewirtschaft, der wichtigen Verkehrseinrichtungen und der Kreditinstitute“, soziale Gerechtigkeit durch angemessene Beteiligung aller Werktätigen am volkswirtschaftlichen Gesamtertrag, zentrale volkswirtschaftliche Planung.

Im Grunde waren dies Forderungen, die die Gewerkschaften schon seit Jahren gestellt hatten — allerdings erfolglos. Hier war viel Theorie mit im Spiel, tatsächlich aber war es den Gewerkschaften in der praktischen Arbeit um die Beseitigung der realen Not gegangen, weniger um Theorie und Ideologie, auch wenn dies so mancher Gewerkschaftshistoriker anders sehen möchte. Diese Forderungen, 1949 gestellt, zeigen aber auch, was in den Jahren zuvor nicht erreicht worden war — und auch in den folgenden Jahren nicht erreicht werden sollte.

Der DGB wollte seine Ziele vorrangig auf zwei Ebenen durchsetzen: in direkten Verhandlungen mit den Unternehmern und mittels Einwirkung auf Regierung und Parlament. 1951 wurde ein erstes großes Ziel erreicht: die Sicherung der 1947 bereits von Unternehmern und Alliierten zugestandenen Mitbestimmung. Von Sozialisierung der Schlüsselindustrie war schon längst keine Rede mehr, in den folgenden Jahren konzentrierte man sich auf das ureigene Feld der Gewerkschaftsarbeit: die Tarifpolitik. 1989 wurden 40 Jahre Bundesrepublik gefeiert — ohne zu ahnen, daß dies die letzte Feier in dieser Form sein würde. Angesichts der von Bonn offiziell verordneten Jubelfeiern ist es nur zu begrüßen, daß mit

der Vorlage dieses Reprints daran erinnert wird, daß es ohne die Gewerkschaften diese Bundesrepublik so wohl nicht gegeben hätte, auch wenn gewichtige gesellschafts- und wirtschaftspolitische Entscheidungen lange vor Gründung der Bundesrepublik getroffen worden sind. Es ist nützlich nachzulesen, mit welchem Selbstverständnis damals die von Weimar und dem Dritten Reich geprägten Gewerkschafter ihre Aufgabe im neuen Staat sahen; von daher eine vor allen Dingen für jüngere Leser nützliche Lektüre. Hans Hermann Hartwich hat eine verständnisvolle Einleitung geschrieben, die kurz und präzise die Geschichte des DGB in historischer Perspektive darstellt; Kurzbiographien der Mitglieder des Bundesvorstandes des DGB 1949 ergänzen den Band. Ärgerlich nur, daß auf ein Personen- und Sachregister verzichtet wurde.

Rolf Steininger

BUSCH-WESSLAU, Johannes: **Der Marxismus und die Legitimation politischer Macht** (= Campus Forschung, Bd.640). — Frankfurt/M. und New York: Campus 1990. 248 S.

Es mag heute — insbesondere angesichts der Ereignisse der Jahre 1989 und 1990 — anachronistisch anmuten, die Entwicklung der marxistischen Staatstheorie nachzuzeichnen und sie auf ihre Legitimationskraft für einen alternativen Gesellschaftsentwurf zu prüfen. Doch gerade vor dem Hintergrund des Zerfalls der „realsozialistischen Gesellschaftssysteme“ (S.9) macht es Sinn, aus dem Rückblick die Tragfähigkeit des staatstheoretischen Modells zu untersuchen, auf das sich diese Herrschaftssysteme berufen haben. Zugleich stellt sich auch die Frage, ob der Marxschen Kritik der „bürgerlichen Staatstheorie“ heute noch Entwicklungspotential innewohnt.

Die Arbeit von Johannes Busch-Weßlau konzentriert sich auf die Behandlung der Staatstheorie bei den Vordenkern des „Marxismus“ Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts — auf Marx, Engels, Kautsky und Lenin. Eine Aufarbeitung der „leninistischen“ oder „marxistisch-leninistischen“ Staatstheorie, wie sie sich in der Sowjetunion und später auch in der DDR herausgebildet hat, ist bewußt nicht intendiert. Die Studie geht aus von einer Skizze der „bürgerlichen“ Staatstheorie, mit der sich Marx und Engels auseinandersetzten. Die Ideen von Hobbes, Locke, Rousseau und des Abbé Sièyes werden umrissen, um die Voraussetzungen für die Marxsche Kritik deutlich zu machen. Auf diesem Abschnitt baut die Analyse Marxschen Denkens auf, die ihre Entwicklung von der Bewertung des politischen Staates „als Ausdruck der Entfremdung“, wie sie sich in der „Deutschen Ideologie“ findet, hin zu der Vorstellung nachvollzieht, daß die Legitimität des Staates mit der Entwicklung der Produktivkräfte verknüpft ist. Der Autor macht zutreffend deutlich, daß die Marxsche Theorie, anders als die ihrer bürgerlichen Vorläufer, keine gesonderte Staatstheorie kennt, sondern im Rahmen der politischen Ökonomie den Staat als Überbau betrachtet, der „nur in seiner Funktion innerhalb der ihm zugrundeliegenden Produktionsweise begreifbar“ ist (S.71). Busch-Weßlau macht jedoch auch auf die Problematik aufmerksam, die dieser Sichtweise latent innewohnt, indem er pointiert die Frage stellt: „Ist der bürgerliche Staat also solange grundsätzlich legitimiert, wie die kapitalistische Produktionsweise die Entwicklung der Produktivkräfte vorantreibt?“ (S.69). Innovationsfähigkeit allein — so der Autor — könnte bei einem verkürzten Verständnis Marxscher Theorie, das auf den Begriff der Entfremdung verzichtet, ein Herrschaftssystem bereits legitimieren. Mit eben diesem Problem ist Kautsky konfrontiert, dessen Theorieverständnis Busch-Weßlau als „technologischen Marxismus“ kennzeichnet. Ebenso wie die anderen sozialdemokratischen Theoretiker seiner Zeit ging Kautsky allerdings davon aus, daß zwischen politischer Demokratie und kapitalistischer Ausbeutung ein Widerspruch bestehe. Sozialismus bedeutete für ihn daher, „die Demokratie aus der Politik in die Ökonomie zu übertragen“ (S.111), um so den Weg für eine rasche Entwicklung der Produktivkräfte freizumachen.

Steht Busch-Weßlau schon dieser „technologischen“ Marx-Rezeption der deutschen Sozialdemokratie mit Reserve gegenüber, ist seine Beurteilung von Lenins Staatsauffassung noch weit negativer. Insbesondere kritisiert er Lenins Imperialismustheorie und kennzeichnet sie — gemessen an Marxschem Denken — als eklektisch und inkonsistent. Auch Lenins Staats- und Politiktheorie, wie sie sich in „Staat und Revolution“ darstellt, kritisiert er, da weder die „Diktatur des Proletariats“ noch das als Gegenentwurf zur repräsentativen Demokratie konzipierte Modell einer Räte-demokratie den emanzipatorischen Ansprüchen Marxscher Theorie genügen.

Busch-Weßlau zeichnet die Entwicklung der marxistischen Staatstheorie — soweit man von einer solchen sprechen kann — in ihren Entwicklungsetappen bis Lenin nach und bezieht wertend Stellung. Die Wirkweise der Theorie, die Deformationen, denen sie in der Folge ausgesetzt war, kann die Studie in ihrer Beschränkung auf die „klassischen“ Autoren nur in Ansätzen fassen. Eine Arbeit, die diese Frage untersucht, kann jedoch auf den Vorstudien von Busch-Weßlau aufbauen.

Hans-Henning Schröder

FASEL, Peter: **Dr. Adolf Braun (1862–1929). Grundriß zu einer politischen Biographie.** — Würzburg: Diss.-Druck 1990. VII, 411 S.

Die vorzustellende Biographie, eine bei Harm-Hinrich Brandt an der Universität Würzburg entstandene Dissertation, ist einem sozialdemokratischen Akademiker, Redakteur, Schriftsteller und Politiker gewidmet, der es verdient hat, dem Phänomen der Geschichtslosigkeit entzogen zu werden. Adolf Braun, ein Sozialdemokrat der „Ersten Stunde“, stand schließlich fünfzig Jahre lang in Diensten der österreichischen und deutschen Sozialdemokratie und hielt zu den jeweiligen Führungspersonlichkeiten engen Kontakt.

1862 in der Steiermark als Kind einer wohlhabenden jüdischen Familie geboren, kam Braun bereits früh, maßgeblich beeinflusst durch seinen älteren Bruder Heinrich (1883 Mitbegründer der „Neuen Zeit“), mit der österreichischen Sozialdemokratie in Berührung. Er begann seine politische Laufbahn in Wien unter den Fittichen seines Schwagers Victor Adler (1852–1918), des damaligen Parteiführers der österreichischen Sozialdemokraten. Braun, einer der wenigen Akademiker, die später innerhalb der Sozialdemokratie bis zum Parteisekretär aufstiegen, studierte seit 1880 in Freiburg i.Br. Nationalökonomie, Statistik, Geschichte und Philosophie und promovierte 1888 mit einer Arbeit über die moderne Hausindustrie. Später machte der „Vielschreiber“ Braun durch verschiedene Schriften und zahlreiche Aufsätze über die Sozialpolitik und die Gewerkschaftsbewegung (z.B. „Die Warenhäuser und die Mittelstandspolitik der Zentrumspartei“, Berlin 1904; „Die Gewerkschaften vor dem Kriege“, 2. Aufl., Berlin 1921) auf sich aufmerksam.

Der Autor der Biographie geht in seiner Darstellungsweise nach der Methode der traditionellen „großen“ Einzelbiographik vor, wobei sozialgeschichtliche Komponenten eine untergeordnete Rolle spielen. Der quellenbedingte Mangel an authentischem Material — seit den 60er Jahren gilt auch der seinerzeit am Frankfurter Institut für Sozialforschung befindliche Nachlaß als „verschollen“ — ist mitverantwortlich dafür, daß uns Braun in der „politischen Biographie“ nur fragmentarisch und relativ profillos nähergebracht wird.

Die mit einer Biographie verbundene Vorstellung der Kontinuität einer persönlichen Entwicklung wird durch eine etwas starr anmutende Schematik der Darstellung, die z.T. in sehr kurze Abschnitte gegliedert ist, nicht gerade gefördert. Andererseits ist der Verfasser jedoch immer um eine sachliche und objektive Darstellungsweise bemüht und gibt Idealisierungstendenzen kaum nach. Den Schwerpunkt seiner gut fundierten und stark quellenorientierten Betrachtungsweise verlegt er auf die Tätigkeit Brauns als Redakteur verschiedener sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften. Häufig wechselte Braun seinen Arbeitsplatz, an dem es wiederholt zu Differenzen mit prominenten Sozialdemokraten (z.B. Georg v. Vollmar, Wilhelm Liebknecht) kam. Seine Redakteursstandorte in Wien (u.a. als Mitinitiator des austromarxistischen Theorieorgans „Der Kampf“, zusammen mit Otto Bauer und Karl Renner), Dresden, München, Berlin und insbesondere als Chefredakteur der „Fränkischen Tagespost“ in Nürnberg eröffneten dem jungen Intellektuellen beste Möglichkeiten zum Einstieg in eine Parteikarriere, die zudem von August Bebel gefördert wurde.

Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges als (selbsternannter) Vermittler zwischen den „Partei-marxisten“ und der Gewerkschaftsführung tätig, engagierte sich Braun aktiv gegen die Parteispaltung in MSPD und USPD, zumal er befürchtete, daß aus der Spaltung der Sozialdemokratie eine Zersplitterung der Gewerkschaften resultieren könnte. Inwieweit Brauns politisches Denken und Handeln vom Vorbild der österreichischen Sozialdemokratie beeinflusst war, der unter Führung Victor Adlers die Spaltung erspart blieb, hätte vielleicht etwas eingehender behandelt werden können. Prinzipiell sind die konkreten Initiativen Brauns zur Wiedervereinigung der Partei ziemlich wirkungslos geblieben, zumal er als Typ des intellektuellen Einzelgängers in der SPD ohne jeglichen organisatorischen Rückhalt gewesen zu sein scheint. Seine Zwitterstellung („Ich bin gegen die Mehrheit, aber ich kann mich für die Minderheit nicht erklären.“) wurde Braun nicht nur von der radikalen Linken übelgenommen.

Soweit die Geschichtswissenschaft von Adolf Braun überhaupt Notiz genommen hat, wird er als „Repräsentant der Parteilinken“ (Heinrich August Winkler) eingestuft, was aber lediglich partiell für seine lokalpolitische Tätigkeit in Nürnberg zutreffen dürfte, als er bayerische SPD-Parteitage sowie das Forum der „Fränkischen Tagespost“ zur kritischen Auseinandersetzung mit der reformistischen Parteiführung nutzte. Der Autor bezeichnet Braun als „Traditionisten“ und „Zentrumsmann“, der die sozialdemokratische Mitte repräsentierte. Brauns Einstieg in eine Parteikarriere engeren Sinnes erfolgte mit seiner Nominierung und Wahl zur Nationalversammlung 1919 und zum Deutschen Reichstag 1920. Seit 1920 als Parteisekretär im Parteivorstand hauptsächlich für das Presse- und Verlagswesen tätig, widmete er sich in dieser Zeit auch programmatischen Fragen und beteiligte sich an den Programmdiskussionen der SPD von 1920 bis 1925. So trat er u.a. für eine Revision des Erfurter Programmes von

1891 ein, indem er die Ausschließlichkeit der Industriearbeiterschaft als Mobilitätspotential der SPD in Frage stellte und für eine gemeinsame Basis von „Handarbeitern“ und „Kopfarbeitern“ (Angestellte, Beamte) plädierte, was schließlich auch im Görlitzer Programm von 1921 festgeschrieben wurde. Die Parteikarriere Adolf Brauns endete mit dem Kieler Parteitag von 1927, als er aus gesundheitlichen Gründen freiwillig aus dem Parteivorstand ausschied. Knapp zwei Jahre später, am 13. Mai 1929, verstarb er und wurde unter großer Anteilnahme der Parteiprominenz auf dem Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde beigesetzt.

Günther Högl

Friedrich Ebert und seine Zeit. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Hrsg. von Rudolf KÖNIG, Hartmut SOELL und Hermann WEBER im Auftrag der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte. — München: R. Oldenbourg Verlag 1990. 182 S.

Johannes Rau erklärt in seinem Vorwort unter anderem, Eberts Leben sei „beispielhaft und beispielgebend für seine Zeit gewesen“. Sätze in seiner Antrittsrede nach der Wahl zum Reichspräsidenten wiesen Ebert als „einen der geistigen Väter unseres Grundgesetzes“ aus. Nur wenige andere seien wie er bereit gewesen, „den deutschen Anteil am Kriegeausbruch vor der Welt offenzulegen“. Er sei ebenso wie Erzberger und Rathenau ein Opfer der Feindbilder der nationalistischen Rechten geworden (S.7–10). Dann folgen die Referate, die 1989 auf einem von der Gedenkstätten-Stiftung in Heidelberg veranstalteten Symposium über „Ebert und seine Zeit“ gehalten wurden. Als erster berichtet Peter-Christian Witt über die Stadien der Ebert-Forschung nach 1945. Dabei sind besonders informativ die Literaturangaben, die teilweise mit Kommentaren und knappen Inhaltswiedergaben versehen, den letztmöglichen Stand widerspiegeln. Im übrigen bewertet Witt Eberts Politik und Motive einschränkungslos positiv. So habe der Parteiführer angesichts der bevorstehenden deutschen Niederlage seit etwa Sommer 1917 patriotisch, nüchtern und rational die Trennung vom linken Parteiflügel in Kauf genommen, um nach Kriegsende „Mitverantwortung im Staat“ zu übernehmen und eine „pluralistische Gesellschaftsordnung“ anzustreben. Kritik an Eberts Politik ab November 1918 laufe „schlicht ins Leere“. Besonders auch Schorskes ebenso berühmte wie herbe Charakterisierung¹ sei „längst widerlegt“. Für die Präsidentschaft Eberts gelte es, seine eindeutige Aussage in der Antrittsrede ernstzunehmen, er wolle „Präsident des ganzen deutschen Volkes, nicht [. . .] Vormann einer einzigen Partei“ sein (S.11–33).

Dieter K. Buses Referat über Eberts Aufstieg im Kaiserreich stützt sich auf einen ersten Teil seiner noch nicht veröffentlichten Ebert-Biographie. Es enthält zahlreiche wichtige und teilweise neue Einzelinformationen, die Buse auch Quellen entnimmt, z.B. Berichten der preußischen Geheimpolizei, die erstmals von ihm ausgewertet wurden. Er nennt Ursachen dafür, daß Ebert 1913 zum Parteivorsitzenden gewählt wurde: Trotz guter Zusammenarbeit mit radikalen Genossen wie Wilhelm Pieck und Heinrich Schulz in seiner Bremer Frühzeit, trotz gelegentlich arroganten und bestimmenden Auftretens habe er sich das Vertrauen der Genossen erworben; und zwar in erster Linie durch überdurchschnittlich zahlreiche, unermüdete Aktivitäten für Partei und Parteigenossen im In- und Ausland, durch Kenntnisreichtum, Effizienz, vermittelnde Fähigkeiten und gutes Rednertalent. Er habe die „zentristische Ideologie“ vertreten und sei noch 1913 ein „kämpferischer Sozialist“ gewesen (S.35–53).

Mit wenigen und sehr zurückhaltenden Wertungen berichtet Susanne Miller klar und informativ über „Friedrich Ebert und die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie im Weltkrieg“. Dabei bleibt allerdings beispielsweise offen, ob in Millers Sicht auch Ebert in den „Sog des Kriegspatriotismus“ geraten ist. Offen bleibt auch, ob Ebert — trotz seiner bis zur Fraktionsspaltung am 24. März 1916 oft zwischen linkem und rechtem Flügel vermittelnden Politik — „genügend Verständnis“ für die „sozialistische(n) Prinzipien und ethische(n) Überzeugungen“ der linken Parteiposition gehabt habe. Offen bleibt ferner, wie der „Vorwärts-Raub“ oder Eberts Zustimmung zum Vertrag von Brest-Litowsk zu bewerten ist. Keinen Zweifel jedoch hat Miller, daß Arthur Rosenbergs Diktum zutrifft, die Partei habe sich in einer Zeit gespalten, als die sachlichen Gegensätze immer geringer wurden. Gewiß sei auch, daß die Friedensresolution vom 19. Juli 1917, obwohl „umrahmt von patriotischen Beteuerungen“, ihre Bezeichnung verdiene (S.55–67).

Reinhard Rürup referiert über „Friedrich Ebert und das Problem der Handlungsspielräume in der deutschen Revolution 1918/19“ (S.69–87). Eckhard Jesse äußert sich danach zum selben Thema (S.89–110). Sehr wohl, so Rürup, hätten die „strukturelle(n) Defizite“ der Weimarer Demokratie beseitigt werden müssen und können: Defizite besonders infolge der Weiterexistenz des Militarismus, der undemokratischen Verwaltung und der unkontrollierbaren Machtpositionen von Großindustrie und Großgrundbesitz. Daß die Defizite nicht beseitigt wurden, habe bewirkt, daß für die parlamentarische Demokratie in

Deutschland ein hinreichend stabiles Fundament nicht gelegt wurde. Außerdem habe diese „Politik der Nicht-Revolution“ zur Radikalisierung der Massen geführt, nicht etwa umgekehrt: die Radikalität der Massen zur mehrheitssozialdemokratischen „Politik der Nicht-Revolution“.

Jesse sagt in allem Wesentlichen das Gegenteil. Es ist sehr lehrreich und spannend, die Begründungen beider Referenten zu vergleichen. Bemerkenswert sind dabei Jesses herbe Invektiven gegen Autoren mit anderer Sichtweise (besonders S.90f. und S.103).

Heinrich Potthoff berichtet über „Friedrich Ebert, die deutsche Sozialdemokratie und die Koalitionsfrage 1919–1925“. Dabei lehnt er eine Betrachtungsweise ausdrücklich ab, die sich auf Ebert konzentriert und ihn vor dem Gegenbild der kompromißunwilligen und realitätsfernen Linken als koalitionsbereiten Staatspolitiker heroisiert. Statt dessen liefert Potthoff eine nüchterne Wirklichkeitsanalyse: „Unter allen [!] Umständen“ wollten die mehrheitssozialdemokratischen Führer mit den nächststehenden bürgerlichen Parteien koalieren, deren Koalitionsfähigkeit und -bereitschaft jedoch von Anfang an begrenzt war. Auf diesem „schwankenden Boden“ mußte es sich negativ auswirken, daß die „Führungskraft“ der Mehrheitssozialdemokraten aus vielen Gründen nur gering war (S.111–129). Klaus Megerle, der sich zum selben Thema äußert, analysiert ähnlich nüchtern die Entwicklung der Kräfteverhältnisse, die Verfassungsgegebenheiten und Einschätzungen der Akteure, hält aber Eberts Einfluß für größer (S.131–145). Die beiden Referate ergänzen sich eher, als daß sie sich wie im Fall Rürup-Jesse widersprächen.

Gotthard Jasper vergleicht die Praxis der Reichspräsidenten Ebert und Hindenburg, wobei er die „Geburtsfehler-Theorie“ Ernst Fraenkels, wonach der plebiszitär gewählte Präsident mit den Vollmachten des Artikels 48 ein Fremdkörper im Rahmen der deutschen parlamentarischen Demokratie gewesen sei, ebenso relativiert wie Hagen Schulzes Deutung der Präsidentenwahl durchs Volk und des Artikels 48 als einer „Reserve-Verfassung für schlechte Zeiten“. Auf der Grundlage derselben Verfassungsbestimmungen habe Ebert seine Befugnisse zum Nutzen der Republik wahrgenommen, Hindenburg zu deren Schaden (S.147–159).

Dieter Rebentisch schließlich bilanziert, gibt methodologische Empfehlungen, weist auf wichtige Forschungsaufgaben hin und skizziert Themen, die nach wie vor kontrovers sind. Auch dieses Schlußreferat ist sehr lesenswert (S.161–173; danach folgen noch Abkürzungsverzeichnis, Personenregister und Verzeichnis der Autoren und Herausgeber). Überhaupt: Das Buch vermittelt neue Kenntnisse, ordnet schon Bekanntes, faßt es geschickt zusammen und macht nachenklich. Überdies ist es flüssig geschrieben und über weite Strecken spannend zu lesen.

Rebentisch weist in seiner „Bilanz“ auch darauf hin, daß es bei der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht etwa auf „gesinnungsstarke(s) Urteilen“ und ähnliches ankomme, sondern auf die „Dimension der Nachdenklichkeit“ und auf die „(heilsame Macht der Skepsis)“. Um dabei noch ein wenig zu verweilen: Vielleicht könnte skeptische Nachdenklichkeit besonders auch bei folgenden Themen und Problemen am Platze sein, die in der gebotenen Kürze hier noch angedeutet seien:

1. In der Rürup-Jesse-Kontroverse stehen sich im Kern spekulative Denkfiguren gegenüber, häufig in der Form unreal-konditionaler Satzgefüge (vgl. z.B. S.81f. und S.106f.). Angesichts der Komplexität der Sachverhalte läßt sich daher die Frage nach den Handlungsspielräumen abschließend nicht beantworten. Das gilt — mutatis mutandis — auch für die Frage nach den Handlungsspielräumen der Sozialdemokratie in der Juli/August-Krise 1914. Solche Fragen werden erst zur Ruhe kommen können, wenn erneut die handelnden Subjekte in den Mittelpunkt der Untersuchungen treten und dann immer deutlicher wird, daß die Weichen längst vor dem August 1914 oder dem Novemberumbruch gestellt waren. Was den November 1918 angeht, so hatte sich bei den wichtigsten mehrheitssozialdemokratischen Akteuren in Gewerkschafts- und Parteiführung seit längerem jene auf S.168 als „umstritten“ bezeichnete „innere Ablösung [. . .] von der Sozialdemokratie und von der Arbeiterbewegung“ vollzogen, eine Ablösung, die wohl auch als innere und äußere Distanzierung von fast allen marxistisch orientierten Denk- und Handlungsmustern der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bezeichnet werden kann. Der Hauptfeind nämlich war für diese Akteure, auf die die herrschenden Ideologien und Emotionen nachhaltig „abgefärbt“ hatten, eben die marxistisch orientierte Linke mit ihrer Gesellschaftsanalyse und ihrem humanen Ethos. Dies akzeptiert, wird es nicht mehr, wie Rürup auf S.84 sagt, „schwer verständlich“ erscheinen, warum Ebert und seine Freunde sich im Winter 1918/19 „stets von links, aber kaum von rechts gefährdet glaubte(n)“. Gerade dies ist dann nahezu selbstverständlich und wird als eine der wesentlichen Ursachen für die schon lange vor dem Novemberumbruch ideologisch und emotional festgelegte „Politik der Nichtrevolution“ angesehen werden können.

2. Aus diesem Blickwinkel ergibt sich auch gegenüber der Kriegspolitik Eberts und seiner Freunde nachdenkliche Skepsis. Sie beginnt sich zu regen spätestens bei seiner „kühlen“ und „ungemein prakti-

schen“ Umdeutung der Beschlußlage der Parteitage zur Frage der Budgetzustimmung (März 1915: Prot. Parteiausschuß, Bd.1, S.134). Sie vertieft sich beispielsweise angesichts der Stellungnahme, die ein großer alter Mann der Parteigeschichte, der in der Mehrheitspartei gebliebene 61jährige linke Erfurter Reichstagsabgeordnete Hermann Paul Reißhaus, zum „Vorwärts-Raub“ abgab: Die „Intoleranz“ der Mehrheit habe die Fraktionspaltung herbeigeführt. „Selbstverständlich“ sei es, „daß das Verfahren gegen den ‚Vorwärts‘ [...] ein Unrecht war. Das ist noch der mildeste Ausdruck.“ (Prot. Parteiausschuß, Bd.1, S.396) Die Zahl der Anlässe für Skepsis solcher Art ist sehr groß. Friedrich Adler, Viktors Sohn, sagte nach der von Ebert mitzuverantwortenden Entlassung Kautskys von der Leitung der „Neuen Zeit“, nicht der habe sich geändert, sondern die Partei, in deren „Wesen [...] eine schwere Krankheit“ stecke (Arbeiter-Zeitung, Wien, 4.10.17, Leitartikel). Wenige Monate zuvor hatte Bernstein „Ebert und dessen Gleichgesinnten“ vorgeworfen, sie hätten marxistisch zu analysieren verlernt, sie seien „begriffslos“ geworden (Die Neue Zeit, Jg.35/2 (1917) vom 4. Mai, S.99). „Krankheit“ und Begriffslosigkeit lagen offenbar auch jener Kriegs-„Strategie“ der Gewerkschafts- und Parteiführung zugrunde, deren Ziel, wie es Potthoff und Schönhoven in der Diskussion präzise formuliert haben (S.165), darin bestand, den „Blutzoll der Arbeiter“ — also Millionen Tote und Verwundete — gegen „sozialpolitische und verfassungsrechtliche Fortschritte einhandeln“ zu wollen.

Der nachdenkliche Skeptiker wird demgemäß häufiger als die Referenten des Symposiums — dort auf S.125 — von dem „Zwielicht“ sprechen, in dem sich die Rolle Eberts und seiner Freunde befindet. Das liegt, beispielsweise, ebenso auf dem „kühlen“ und „ungemein praktischen“ Unterlaufen der Vermittlungsbemühungen der USPD-Führung vom 6.–8. Januar 1919 (2), wodurch die „Wende zur Katastrophe hin“ eingeleitet wurde (vgl. Susanne Miller in: Die Bürde der Macht, S.235), wie über der „entschlossenen“ Reichsexekution gegen die linke, gleichwohl legale sächsische SPD-KPD-Regierung im Oktober 1923, die auf S.127, allerdings ohne Betonung des Zwielichtigen, erwähnt wird.

3. Angesichts der tief eingeschliffenen antimarxistischen Ideologien und Emotionen der mehrheitssozialdemokratischen Führer muß sich Skepsis auch gegenüber der Denkfigur regen, für Ebert habe sich die neue Republik durch das „Bündnis zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum [...] geradezu definiert“ (S.149). Diese Skepsis ist begründet durch die Tatsache, daß allenfalls eine radikal amputierte „Arbeiterschaft“ in Eberts und seiner Freunde Sicht für ein solches Bündnis in Betracht kommen konnte; amputiert nämlich um die gesamte marxistische Linke von Luxemburg/Liebkecht bis Ledebour/Haase/Dr. Cohn und deren Massenanhang.

4. Skepsis dieser Art muß nicht verbunden sein mit „selbstgefällige(m) Rechthaben“ oder „gesinnungsstarke(m) Urteilen“ (S.162). Keineswegs etwa muß sie den Respekt vor der Tatsache ausschließen, daß Ebert und seine Freunde schließlich energisch geholfen haben, den Krieg zu beenden, dann die Reichsverfassung zu demokratisieren, das Chaos des Zusammenbruchs zu begrenzen und die demokratische Republik zu gründen. Keineswegs auch muß die Skepsis den „guten Willen“ der Mehrheitssozialdemokraten in Frage stellen. Der Linkszentrist Heinrich Ströbel hat das mit Bezug auf jene rechten Genossen, die „unter den listigsten Masken mit Taubenunschuld und Schlangenklugheit“ die kriegführenden herrschenden Gruppen unterstützten, so ausgedrückt: Die „krasseste Unehrlichkeit“ der Methode brauche keineswegs eine „Unehrlichkeit des Wollens einzuschließen.“ Er, Ströbel, verzichte deshalb „auf jedwede sittliche Entrüstung“ [Die Neue Zeit, Jg.34/1 (1915) vom 17. Dezember, S.354.] Die hier gemeinte Skepsis ist daher eher der Trauer verwandt, die wahrscheinlich Käthe Kollwitz empfand, als sie den auf dem Totenbett liegenden Liebkecht zeichnete.

5. Über Schorskes hartes Ebert-Urteil kann wohl erst dann abschließend geurteilt werden, wenn die hinter der „mutatis mutandis“-Formel verborgenen Unterschiede zwischen Ebert und Stalin ans Licht gebracht würden, damit dann Art und Umfang der möglicherweise vorhandenen Gemeinsamkeiten gekennzeichnet werden könnten — und zwar natürlich im Hinblick auf Schorskes fünf „Charaktermerkmale“. Fest allerdings dürfte stehen, daß die linken Feinde Eberts, seiner mehrheitssozialdemokratischen Freunde und ihrer bürgerlich-feudalen Bundesgenossen nicht annähernd so „kühl“, „entschlossen“ und „ungemein praktisch“ waren wie ihre Gegenspieler und daß dies ein wesentlicher Grund dafür war, daß sie sich politisch nicht durchsetzen konnten.

Karlludwig Rintelen

1. „Farblos, kühl, entschlossen, fleißig und ungemein praktisch, hatte Ebert alle jene Charaktermerkmale, die ihn — mutatis mutandis — zum Stalin der Sozialdemokratie machen sollten.“, in: Carl E. Schorske, Die große Spaltung, Berlin 1981, S.167.
2. Besonders genau und eindrucksvoll: Richard Müller, Geschichte der deutschen Revolution, ND, Berlin 1974, Bd.3, S.48–52, sowie die Rede von Luise Zietz in der Nationalversammlung am 20. Februar 1919 in: Sten.Ber. RT, Bd.326, S.235 (C) — 236 (C).

HENNIG, Diethard: **Johannes Hoffmann. Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident. Biographie** (= Schriftenreihe der Georg-von-Vollmar-Akademie, Bd.3). — München, New York, London und Paris: K.G. Saur Verlag 1990. XIII, 634 S.

Bislang fehlten biographische Annäherungen an die bayerische Spielart der Revolution 1918/19, in deren Gefolge der neu proklamierte „Freistaat“ zum Hort der deutschen Reaktion wurde. Hennig setzt sich zum Ziel, die Biographie einer der entscheidenden politischen Figuren der Anfangsjahre des bayerischen Freistaates eingebettet in das Thema „Sozialdemokratie und Revolution 1918/19“ zu schreiben. Johannes Hoffmann, mehrheitssozialistischer Land- und Reichstagsabgeordneter, 1918–1920 bayerischer Kultusminister und Ministerpräsident, der zur Zeit des Kapp-Putsches das Feld der Politik den reaktionären Militärs überließ, die er selber zur Niederschlagung der Linken gerufen hatte, erhielt bislang keinen eigenständigen Platz in der Geschichte der SPD. Die nun vorliegende Biographie beseitigt dieses Manko auf der Grundlage umfassender Quellenstudien in den staatlichen Archiven und einer erstmaligen Auswertung des sich in Privathand befindenden umfangreichen Nachlasses von Johannes Hoffmann.

Hennig gelingt es, den Niedergang der bayerischen SPD von der die Revolution tragenden und wesentlich mitbestimmenden Regierungs- zur (bis heute) ewigen Oppositionspartei an den Handlungen Hoffmanns, seinem Verhältnis zur Gesamtpartei im Land wie im Reich, und der Politik der Mehrheitssozialdemokratie gegenüber Rätebewegung, bürgerlichem Parlamentarismus und dem sich entfaltenden Rechtsradikalismus deutlich zu machen. Galt Hoffmann noch zu Beginn der Revolution als Kultusminister der Regierung Eisner/Auer als Exponent des linken Flügels seiner Partei, so entpuppte er sich in seinen unflexiblen Entscheidungen zur Zeit seiner Ministerpräsidentenschaft als den traditionellen Denkkategorien der Vorkriegs- und Kriegs-SPD verhaftet, die sich zur staatstragenden parlamentarischen Partei des Burgfriedens wandelte. Hennig bescheinigt ihm statisches Verharren innerhalb bestehender Verordnungs- und Gesetzssysteme und eine damit zusammenhängende vehemente Ablehnung jener „Regelbrecher“, die sich an der Räterepublik beteiligten oder sie mittrugen.

Das Beharren auf einmal gefaßten Positionen, die Kolportierung sozialdemokratischer Bolschewismusfurcht, die krampfhaftige Ablehnung gewachsener regionaler Eigenständigkeiten und der Druck der Reichsregierung um die Genossen Ebert und Noske ließen Hoffmann und die Führung der bayerischen SPD die Koalition mit den bürgerlichen Parteien suchen, die Etablierung antirepublikanischer Militärs tatkräftig fördern und deren Einsatz gegen die auch mehrheitssozialistische Räterepublik-Bewegung politisch verantworten. So distanzieren sie sich von ihrer eigenen Basis und torpedierten die Verbindungen zur sozialistischen Linken dort, wo sie noch möglich gewesen wären, ohne von Bürgertum und Reaktion wenigstens respektiert und nicht nur benutzt zu werden.

Trotz der erklecklichen Fülle seines Literaturverzeichnisses greift Hennig in seinen Bewertungen der Revolution in Bayern auf einzelne ältere Darstellungen, im wesentlichen Mitchell und Kritzer, zurück, ohne den Versuch zu unternehmen, zu einer eigenständig begründeten Bewertung der Ereignisse zu kommen. Fehlende Distanz zu den dort wie in den Quellen geäußerten Sichtweisen führen zu verzerrenden Formulierungen und falschen Darstellungen. So meint er, eine Verlagerung des „politischen Schwerpunkt Bayerns“ von München nach Nürnberg im März und nach Bamberg im April 1919 auszumachen (S.195), als ob dieser Schwerpunkt immer da liegen würde, wo Hoffmann sich gerade aufgehalten hat. Vielmehr ist ein Bedeutungsverlust der Landeshauptstadt zugunsten der Provinz im Zuge der Ausrufung der Räterepublik Bayern und schließlich die Etablierung eines dreigeteilten politischen Machtgebietes festzustellen: Räteherrschaft mit einer Regierung in München, Hoffmann-Regierung mit Sitz in Bamberg und einer verstreuten Anzahl von Orten, die sich aus dem Konflikt herauszuhalten versuchten. Auf der gleichen Seite noch wie an anderer Stelle begründet er die getrennten Beratungen der sozialistischen Fraktionen in Nürnberg und der bürgerlichen Parteien in Bamberg mit Geheimhaltungswünschen der Nationalversammlung, die die Parlamentarier in die jeweiligen Städte bestellt habe. Die SPD aber richtete sich nach der Ermordung Eisners in ihrer traditionellen nordbayerischen Hochburg Nürnberg ein, dessen Militärführung ihr loyal ergeben war, während die bürgerlichen Parlamentarier die Hochburg der Arbeiterbewegung mieden, um im reaktionären Bamberg weitab von München Schutz zu suchen. Zunächst datiert Hennig, den späteren reaktionären Justizminister Müller-Meiningen unkritisch zitierend, die Wahl Hoffmanns zum „ersten legitimen Ministerpräsidenten der Republik Bayern“ auf den 5. März, ohne den Widerspruch zu seiner eigenen, wenige Seiten später gegebenen Darstellung der Ministerpräsidentenwahl während der konstituierenden Landtagssitzung am 17. März zu bemerken. Immer wieder sitzt er sprachlich der Hoffmannschen Weltanschauung auf, die Räterepublik habe das Klima geschaffen, in dem Bayern zum Hort der Reaktion wurde, und nicht etwa die Gegner der Rätebewegung (S.267 und 289ff.); daß er sich dabei auch noch in falscher Weise auf Winklers Darstellung der

Weimarer Arbeiterbewegung beruft (S.289), ist besonders ärgerlich. Schließlich verfälscht er die Gründe für die sich an die Niederschlagung der bayerischen Räterepublik-Bewegung anschließende Schwächung der Mehrheitssozialdemokratie im Freistaat, wenn er aus dem zitierten Ausschluß „kompromittierter Führer“ gleich den Ausschluß der gesamten Partei aus der „proletarischen Einheitsfront“ (S.276) macht, die Mobilisierung der sich aus Anhängern aller drei linken Parteien zusammensetzenden Münchner Arbeiterschaft gegen den von der SPD-Führung unterstützten Palmsonntagsputsch auf die Initiative zweier exponierter Kommunistenführer reduziert (S.289) und sich schließlich zu der absurden Feststellung versteigt: „Die Hinrichtung Levinés erklärt die Radikalisierung im ‚sozialistischen Lager‘, d.h. den Anstieg der USPD-Stimmen“ (S.355) in den Kommunalwahlen am 15.6.1919. Die Basis der bayerischen Mehrheitssozialdemokratie wandte sich, summarisch formuliert, aus Enttäuschung über die ausbleibenden Wirtschafts- und politischen Reformen und die Niederschlagung der Rätebewegung mittels antirepublikanischer Militärs von der SPD ab. — Insgesamt bleibt die Biographie Stückwerk im Mosaik älterer Forschungen zur Geschichte der bayerischen Revolution.

Michael Seligmann

LOESER, Franz: **Sag nie, du gehst den letzten Weg. Ein deutsches Leben.** — Köln: Bund-Verlag 1986. 232 S.

Dieses deutsche Leben ist nicht typisch — oder doch, auf eine vertrackte Weise denn? Sicher hat kaum einer alle die Stationen und Situationen durchlebt, die auf dem grünen Buchumschlag nur als topographische Namen erscheinen: *Breslau* — aus dieser Stadt wurde „Franzel“, der behütet in einer vom Großvater in jüdischer Tradition und philosophischer Weltaufgeschlossenheit geleiteten Groß-Familie aufgewachsen war, als Vierzehnjähriger von der Mama nach England verschickt, nachdem der Vater im Gefolge der sogen. Reichskristallnacht von der Gestapo ermordet und er selbst und sein Freund Klaus, der spätere Reisegefährte, von Klassenkameraden brutal zusammengeschlagen worden waren. *London* — dort lernte der Schüler englisches fair play, erfuhr Anti-Sowjetismus ebenso wie Anti-Faschismus nach Abschluß des Hitler-Stalin-Pakts und seiner Folgen, schloß sich aber auch der sehr rührigen „Freien Deutschen Jugend“ an, die von der Exil-KPD gesteuert wurde.

Nach dem Abitur wurde der Freiwillige Frank George Loeser im Kriegsdienst für Gott und König Großbritanniens in *El Alamein* als Röntgenassistent eingesetzt; eines Tages hielt er den sterbenden Klaus in den Armen, mit dem er die Jugendliebe zu Cathy geteilt hatte. Die für die Alliierten verlustreiche Schlacht um Arnheim wurde dem jungen Kämpfer gegen den Nationalsozialismus erspart, nicht aber die Entdeckung während einer Erkundungsfahrt in Amsterdam, daß zwar der ältere Bruder noch lebte, die Mutter aber das Verlassen ihres Verstecks für ein paar freie Atemzüge auf der Straße mit dem Tode, wahrscheinlich in Auschwitz, bezahlt hatte. Auch alle in Breslau verbliebenen Familienangehörigen waren in den Gaskammern umgebracht worden.

Nach der Beendigung des Krieges in Europa folgte die Zeit als Besatzungssoldat in *Hiroshima*, der atombombenzerstörten Stadt, und die Liebe zu und mit der für einige Jahre überlebenden jungen Witwe Takako. „Nie wieder Hiroshima“, kratzte er mit seinem Dienstrevolver in die rauchgeschwärtzte Ruinwand des Domes; „Nie wieder Auschwitz“, tat sie ihm gleich. In *Minneapolis*, am Mississippi, in den USA, studierte Frank Philosophie, Politische Wissenschaften und Mathematik, zur Finanzierung dessen verdingte er sich als Röntgenologe. Der Autor wäre Franz Loeser nicht, hätte er sich nicht wieder engagiert — politisch, gegen Rassismus und McCarthyismus, im Sozialistischen/Kommunistischen Studentebund, persönlich gegenüber Betty. Er ließ sie am Bahnhof stehen, als er sich wieder nach England begab, um den in den USA verwehrtten ordentlichen Universitätsabschluß zu erlangen. Neben dem Studium jobbte er, wenn nicht als Leichentransporteur in einem Hospital in Manchester — auch eine auf dem Umschlag unterschlagene Stadt —, dann als Weihnachtsmann oder Unterhosenverkäufer, bis er wegen Gewerkschaftsaktivitäten aus dem jüdischen Warenhaus entlassen wurde. Das Lehrereexamen schaffte er, so wie die Lehrerin wider den willen der Eltern, Diana (Di), ihn erlegte: Er heiratete sie. Mit Frau und Sohn zog der Staaten- und Parteilose 1956 nach Berlin, Hauptstadt der DDR. Dort wurde er wieder Deutscher, bewußt DDR-Deutscher, und endlich Partei-Kommunist. Wissenschafts- und Parteistufenleiter erstieg er in gleichem Schritt. Die Friedensdiplomatie brachte den Professor für historisch-materialistische Philosophie und Träger des Vaterländischen Verdienstordens (zum 60. Geburtstag) schließlich in Schwierigkeiten, und so bat er als demokratischer Sozialist und Gegner eines Nuklearkrieges in der Ost-Berliner US-Botschaft um politisches Asyl, das er dann gegen die BRD eintauschte. Er ließ die Familie zurück.

Das ist die Geschichte des 1924 geborenen Franz Loeser, dessen umfangreiche Bibliographie das Ende des Buches zielt. Ist sie das wirklich? Ich komme auf das Wort „vertrackt“ vom Anfang dieser Besprechung zurück. Es ist eine deutsche Geschichte, wie sie da publiziert worden ist, zweifellos. Der Autor erheischt Sympathie, war er doch stets auf der richtigen, der guten Seite (und wenn nicht äußerlich, so doch innerlich); er weiß zu rühren — und ist doch so glatt. Mein zunehmendes Unbehagen beim Lesen, das sich in den Notizen zur Rezension niederschlug, konnte ich mir nur mit der Art der (Selbst)Darstellung erklären. Und in der Tat: Eine soeben veröffentlichte Studie lehrt mich, wie Loeser, den jeweiligen Verhältnissen entsprechend, an der Präsentation seines „deutschen Lebens“ herumgebastelt hat.¹

Ursula Langkau-Alex

- 1 Vgl. Hermann Kuhn, *Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiographische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland*, Münster 1990, S.278–283.

NADAV, Daniel S.: **Julius Moses (1868–1942) und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland**. Vorwort von Shlomo NA'AMAN. Nachwort von Kurt NEMITZ (= Schriftenreihe des Instituts für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd.8). — Gerlingen: Bleicher Verlag 1985. 339 S.

Die vorliegende biographische Studie schließt eine wichtige historiographische Lücke an einer Schnittstelle aus deutsch-jüdischer, sozialdemokratischer und Medizingeschichte, indem sie mit Julius Moses eine Zentralfigur sozialdemokratischer Gesundheitspolitik der Weimarer Republik in den Blick nimmt. Die biographische Rekonstruktion, die im wesentlichen die drei Jahrzehnte zwischen 1898 und 1927 umfaßt, wird eingebettet in kontextuelle Skizzen zur Entwicklung von Sozialhygiene, Gesundheitspolitik sowie diesbezüglicher SPD-Pragmatik. Sind diese Skizzen auch ergänzungsbedürftig (z.B. in Sachen SPD-Gesundheitsprogrammatik und -politik nach 1918), bietet sie dennoch genügend Bedenkenswertes — bis hin zu Nadavs Beobachtungen zur Zerstörung und gleichzeitigen partiellen Modernisierung der Sozialhygiene nach 1933 (S.305ff.).

Der Arzt Julius Moses gelangte über publizistische Aktivitäten im innerjüdischen Spektrum, wobei er sich vor allem den jüdischen Unterschichten verbunden fühlte, und die diesbezügliche „Enttäuschung über den deutschen Liberalismus“ in der Abwehr des Antisemitismus (S.129) zur Sozialdemokratie. Als Sprecher proletarischer Frauen scheute er in der „Gebärstreikdebatte“ 1913 auch nicht den offenen Konflikt mit der SPD-Führung. Stets auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie beheimatet, vertrat er zwischen 1920 und 1932 zunächst die USPD, sodann die VSPD im Reichstag, wo er ab 1924 zu deren gesundheitspolitischem Sprecher avancierte. Zwischen 1924 und 1933 übte er zudem als Redakteur der Zeitschrift „Der Kassenarzt“ eine zentrale politisch-publizistische Funktion in der linken Ärzteschaft aus und wurde „in zunehmendem Maße Exponent des Kampfes für die Reform der gesamten Gesundheitspflege im radikalsozialen Sinn“ (S.265). Dabei war Moses in allem seinem Wirken primär „Politiker und Mann der Tat, kein Theoretiker“ (S.21); erfolgreich war er im politischen Einsatz für allgemeine Hygieneerziehung (Reichsgesundheitswoche 1926) sowie in der mühsamen Durchsetzung des 1927 verabschiedeten Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der einzigen auf Reichsebene getroffenen sozialhygienischen Maßnahme der Weimarer Republik. Im Kampf um die Reform des heftig umstrittenen Abtreibungsparagraphen 218 hingegen vermochte er nur unbefriedigende Modifizierungen zu erreichen.

Nadavs Biographie bietet einen längst fälligen Zugang zum vielfältigen Wirken eines wichtigen Gesundheitspolitikers der Weimarer Zeit. Jedoch kann die vorliegende Arbeit noch nicht als vollgültige Biographie Julius Moses' betrachtet werden. Über Moses' politisches Wirken zwischen 1927 und 1933 nämlich erfährt der Leser nur Kursorisches, obwohl gerade „diese Periode“ keineswegs „weniger wichtig oder weniger interessant wäre“ (S.293). Nadavs Abstinenz — trotz gegebenen Quellenmaterials — hat vielmehr zur Folge, daß die zentrale Rolle Moses' für eine sozialdemokratische Eugenik-Politik ab etwa 1928 völlig unbeachtet bleibt. Obgleich Nadav eugenische Argumentationen innerhalb der SPD vereinzelt durchaus berührt (Grotjahns Eugenik S.108f., Moses' und anderer SPD-Abgeordneter Argumente in der Abtreibungsdebatte S.282ff.), bleibt die Behandlung des eugenischen Phänomens allzu beiläufig und undifferenziert (S.299). Gerade die damals zentrale Konkurrenz von Sozialhygiene und Eugenik, die nicht zuletzt in verschiedene *Syntheseversuche* mündete, kann jedoch in der Geschichte der Sozialhygiene bis 1933 nicht ausgeblendet werden. Das politisch einflußreiche, jedoch stets ambivalente Verhältnis des Abgeordneten Moses zur eugenischen Anwendungswissenschaft ist in diesem Zusammen-

hang geradezu paradigmatisch für die Problematik einer *sozialistischen Eugenik* insgesamt. Neben dem Sozialhygieniker und Antifaschisten Julius Moses, der in Theresienstadt endete, bleibt der *sozialistische Eugeniker* Moses noch zu entdecken.

Solche Monita schmälern die gelungene Rekonstruktion der „emanzipatorischen und sozialhygienischen Aktion von Julius Moses“ (S. Na'aman im Vorwort, S.12) keineswegs, machen sie freilich ergänzungsbedürftig. Ob angesichts dessen eine gegenwartsbezogene *Idealisierung* des Sozialhygienikers Moses das Ergebnis solcher Rekonstruktion sein sollte (ebd., S.14) oder nicht eher eine kritische Distanz zum allgemeinen, höchst zwiespältigen Szientismus jener Epoche, dem auch Moses seinen Tribut zollte, ist eine Frage, auf die Nadavs Studie allein keine abschließende Antwort gibt.

Michael Schwartz

HAAS-RIETSCHER, Helga und Sabine HERING: **Nora Platiel. Sozialistin — Emigrantin — Politikerin. Eine politische Biographie.** Mit einem Beitrag von Susanne MILLER: **Der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK).** — Köln: Bund-Verlag 1990. 212 S.

Das Buch erzählt vom wechselvollen Leben der engagierten Sozialistin Nora Platiel, dem die Autorinnen — beide keine Fachhistorikerinnen — einfühlsam und mit erkennbarer Sympathie nachgegangen sind. Ausgangspunkt ihres Interesses war die Benennung einer Straße in Kassel nach Nora Platiel, mit der allerdings ausschließlich der hessischen Richterin und SPD-Landtagsabgeordneten nach 1949 gedacht wurde. Ungeehrt blieben die junge, mutige Rechtsanwältin der letzten Jahre der Weimarer Republik, die überzeugte Sozialistin aus den Reihen des ISK und die langen Jahre im französischen und Schweizer Exil.

1896 als Tochter einer Kaufmannsfamilie in Bochum geboren und in einem liberalen jüdischen Elternhaus aufgewachsen, erlebt Nora Platiel (geb. Block) schon in ihrer Kindheit und Jugend immer wiederkehrende antisemitische Anfeindungen und Vorurteile. Nach dem frühen Tod des Vaters muß sie ihre Schulausbildung abbrechen, kann aber mit Hilfe eines privaten Gönners in den frühen 20er Jahren das Abitur nachholen. 1919 erstmals mit dem Gedankengut des Göttinger Philosophen Leonhard Nelson in Kontakt gekommen, beginnt sie ein Jurastudium in Göttingen, wo sie ihre Beziehungen zum Kreis um Nelson intensiviert. Jahrzehnte später sollte sie bekennen: „Die Begegnung mit N. und den von ihm vertretenen Gedanken [...] hat mein Weltbild und mein Leben von Grund auf verändert“ (S.59). Den ethischen Grundsätzen der Philosophie Nelsons bleibt sie ihr Leben lang verbunden, ihre politische Heimat wird der ISK.

Ab 1927 arbeitet Nora Platiel als Rechtsanwältin zunächst in Kassel, dann in ihrer Heimatstadt Bochum, wo sie vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten in Prozessen mit politischem Hintergrund verteidigt. Nach dem 30. Januar 1933 sieht sie sich daher Drohungen ausgesetzt, taucht auf Anraten von Freunden unter und flieht in den ersten Märztagen nach Frankreich. Sie lebt in Paris, wo sich um Willi Eichler die Führung des ISK gruppiert. Unter dem Pseudonym Leonore Kolb schreibt sie regelmäßig für die „Sozialistische Warte“. Daneben übersetzt sie deutsche Texte und verdient ihren Lebensunterhalt in einer von deutschen Emigranten geleiteten Firma. 1934 bringt sie ihren Sohn Roger zur Welt, für den sie als ledige Mutter alleine sorgen muß. In diesen besonders überzeugenden Passagen des Buches erscheint Nora Platiel als lebensmutige Frau, die den Herausforderungen des Exils mit Kraft und Zuversicht entgegentritt.

1940 in Gurs interniert, kann sie rechtzeitig aus dem Lager fliehen, engagiert sich in der Unterstützung anderer Flüchtlinge und kommt in Kontakt zum Schweizerischen Arbeiterhilfswerk (SAH). 1943 entkommt sie mit Hilfe ihrer schweizer Freunde in letzter Minute der drohenden Deportation. In der Schweiz arbeitet sie bald wiederum für das Arbeiterhilfswerk. Besondere Verdienste erwirbt sie sich in der Wiederaufbauhilfe des SAH nach 1945. Leider haben die Autorinnen die umfangreichen Akten des SAH im Schweizerischen Sozialarchiv nicht berücksichtigt, die die Flüchtlings- und Nachkriegshilfe dokumentieren. 1949 kehrt Nora Platiel nach Deutschland zurück. Wie so vielen Emigranten wird auch ihr die Rückkehr nicht leicht gemacht. Mit Hilfe von Georg August Zinn wird sie Richterin in Kassel und tritt der SPD bei. Von 1954 bis 1966 ist sie hessische Landtagsabgeordnete, bleibt aber stets eine unabhängige, für manche wohl auch unbequeme Persönlichkeit.

Man möchte der gelungenen Biographie, die Nora Platiel in vielen Zitaten aus Briefen und Manuskripten ihres Nachlasses selbst zu Wort kommen läßt und durch einen Beitrag Susanne Millers über den ISK abgerundet wird, eine weite Verbreitung wünschen.

Hermann Wichers

GLOTZER, Albert: **Trotsky. Memoir and Critique.** — Buffalo, N.Y.: Prometheus Books 1989. 343 S.

Albert Glotzer, Jahrgang 1908, hat einen für manche Teile der US-Linken nicht untypischen Lebensweg: Aus einer russisch-jüdischen Familie stammend, schloß er sich unter dem Eindruck der Oktoberrevolution der KP an, gehörte nach 1928 zur trotzkistischen Opposition und beteiligte sich 1940 an einer Abspaltung, die bis in die 50er Jahre eine Art „unorthodoxen“ Trotzkismus (vor allem bezüglich der Einschätzung der Sowjetunion) vertrat und sich 1958 der amerikanischen Sozialdemokratie anschloß. So konnte auch der jüngst verstorbene langjährige Führer der US-Sozialdemokraten, Michael Harrington, in seinen Memoiren berichten, daß er am Rande einer Tagung der Sozialistischen Internationale im Gespräch mit Willy Brandt amüsiert feststellte, daß sie in Glotzer einen gemeinsamen Bekannten hätten — aber eben aus ganz verschiedenen politischen Zusammenhängen. Jedenfalls spielte Glotzer in all den — im übrigen in der US-Gesellschaft immer marginalen — Organisationen eine nicht unbedeutende Rolle.

Das Buch stellt, wie der Titel schon andeutet, eine Mischung aus Erinnerungen an Trotzki und kritischer Darstellung seiner politischen Aktivitäten dar. So folgt der Einleitung, in der der Autor seinen Weg in die KPUSA kurz umreißt, ein Memoirenkapitel, in dem er seinen ersten Aufenthalt bei Trotzki schildert: im Oktober/November 1931 in dessen Exilort Kadikoy bei Istanbul. Zwei weitere Abschnitte geben einen gerafften Überblick über Trotzkis Rolle in der russischen revolutionären Bewegung bis hin zu seiner Opposition gegen Stalin nach Lenins Tod. Es folgen die Schilderungen zweier weiterer Zusammenreffen mit Trotzki: Im Februar 1934 in Paris — Glotzer war von der amerikanischen trotzkistischen Jugendorganisation nach Europa zu einer Konferenz linkssozialistischer Jugendgruppen delegiert worden; hier lernte er übrigens Brandt kennen, der als Wortführer des SAP-Jugendverbandes auf dieser Konferenz hartnäckiger Widersacher der Trotzkisten war. (Bei dieser Reise machte er auch die Bekanntschaft weiterer deutscher Emigranten — von Ruth Fischer und Arkadij Maslow sowie der ehemaligen KPD-Reichstagsabgeordneten Maria Reese. Sie standen damals in Kontakt zu Trotzki). Und im April 1937 in Mexiko-Stadt, wo unter Leitung des Philosophen Dewey eine kritische Untersuchung der Anschuldigungen, die gegen Trotzki in den Moskauer Schauprozessen erhoben worden waren, stattfand. Glotzer besorgte die Mitschrift der Anhörungen. (Sie erschien später auch als Buch). Dazwischen hat der Autor einen Abschnitt über Trotzkis Verhältnis zur jüdischen Frage eingeschoben. Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit den Auseinandersetzungen um die „russische Frage“, um die Einschätzung des Stalinismus, zu denen es innerhalb der amerikanischen trotzkistischen Bewegung bei Beginn des Weltkrieges gekommen war (und an der Trotzki durch Korrespondenz und Artikel von Mexiko aus teilnahm). Glotzer gehörte zur Minderheit, die dessen These vom degenerierten Arbeiterstaat ablehnte; sie sah statt dessen im Stalinismus eine neue Klassengesellschaft.

Die autobiographischen Abschnitte des Buchs liefern viel Anekdotisches und zeigen das Leben einer intellektuell zwar sehr regen, aber absolut — nicht zuletzt wegen der stalinistischen Verfolgung — marginalisierten Strömung, die unter diesen Bedingungen nicht frei von sektenhaftem Innenleben mit fast ständigen fraktionellen Spannungen war. Seine Darstellung von Leben und Werk Trotzkis ist nicht originell; es handelt sich im wesentlichen um Zusammenfassungen aus der „klassischen“ Sekundärliteratur wie z.B. von Isaac Deutscher. Seine Kritik an Trotzki ist sehr holzschnittartig (Trotzki als Nicht-Demokrat, seine Unterwerfung unter den Leninismus, der fast wesensgleich mit dem Stalinismus ist ...), wenn Glotzer auch noch immer seine Bewunderung für Trotzkis entschiedenen Kampf gegen den Stalinismus unter höchsten persönlichen Opfern erkennen läßt. Auch argumentiert er zu sehr von dem Wissen um die Ergebnisse der Geschichte aus. Man hat den Eindruck, daß es ihm vor allem um die Verarbeitung seiner eigenen politischen Entwicklung im Sinne einer Selbstrechtfertigung geht.

Sicherlich handelt es sich nicht um ein wichtiges Buch zu einer Persönlichkeit, deren Bedeutung für dieses Jahrhundert ja nun unbestritten ist. Das von Glotzer mitgeteilte historische Material über den Trotzkismus ist wiederum auch nur begrenzt interessant, da es wirklich wichtige Ereignisse, in denen Trotzkisten über gewissen Einfluß verfügten, nicht enthält. Es ist allerdings typisch für den Werdegang und die Entwicklung seiner politischen Gruppe, die im intellektuellen US-Milieu, vor allem der New Yorker Linken der 50er und 60er Jahre, durchaus prägend war. Die Namen von Sydney Hook und Max Shachtman, denen er das Buch widmet, stehen dafür. Anschaulich und beispielhaft ist es vor allem für die Faszination, die Trotzki auf das radikale, antistalinistische Milieu in den dreißiger Jahren ausübte, als das Etikett „Trotzkismus“ in weiten Kreisen der Linken ein Stigma war und damit auch zur Folge hatte, von jedwedem „Massengehör“ abgeschnitten zu sein.

Reiner Tosstorff

„Unpersonen“ — wer waren sie wirklich? Bucharin, Rykow, Trotzki, Kamenew. Aus dem Russischen von Barbara Heitkam, Sibylle Kubale und Sven Schmieder. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1990. 203 S.

Sowjetische Historiker stellen in diesem Buch bolschewistische Revolutionäre vor, die 1936/37 in den großen Schauprozessen als „Verräter“ und „Agenten“ abgeurteilt oder wie der von der sowjetischen Regierung bereits 1929 ausgewiesene „Emigrant“ Trotzki als „Feind der Sowjetmacht“ denunziert wurden und seitdem in Geschichte und Politik als „Unpersonen“ galten. Die stalinistische Propaganda löschte mit ihnen die revolutionäre Tradition der Bolschewiki und schrieb Geschichte um als Kult um den „großen“ Stalin. Die Rückbesinnung auf die berühmten Namen der Revolution von 1917 wird auch Anlaß für den Dietz Verlag im Jahre 1989 gewesen sein, diese Aufsätze aus dem Russischen in die deutsche Sprache zu übertragen.

50 Jahre mußten seit 1936 vergehen, soziale und politische Umwälzungen in der UdSSR und in Osteuropa einsetzen, ehe die sowjetischen Historiker das Wagnis auf sich nahmen, über die hervorragenden Persönlichkeiten der bolschewistischen Avantgarde zu berichten. Aber auch heute gehen sie kein Risiko ein und arbeiten mit doppeltem Netz. Das Werk Lenins, d.h. ein staatlich sanktionierter Lenin, bleibt der Maßstab. Der Mythos Lenin versperrt noch immer den Blick zu einer kritischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte. Bei der Lektüre der Aufsätze wird sehr bald klar, daß die Historiker auf der Suche sind nach einer neuen Ideologie, die irgendwie die neue Situation der „Perestroika“ umschreiben und sich in die Tradition der KPdSU stellen kann. Sie entdecken Spuren der Legitimation von Staat und Partei bei Bucharin.

Mit ihm befassen sich gleich vier Historiker in zwei Kollektivarbeiten. G. Bordjugow und W. Koslow sinnieren über die „Episoden einer politischen Biographie“. W. Shurawljos und W. Naumow feiern „die Rückkehr zur Wahrheit — zum 100. Geburtstag von N. Bucharin“. Als Einleitung zu der Broschüre wird Bucharins Vermächtnis abgedruckt, das die junge Frau Bucharina kurz vor der Verhaftung auswendig lernte und es erst nach 1956 veröffentlichte: „an die künftige Generation führender Parteifunktionäre“.

Bei G. Bordjugow und W. Koslow werden die „Wahrheiten“ und „Fehler“ Bucharins beurteilt nach dem Denken und nach den Kommentaren Lenins über Bucharin. Für die Autoren verkörperte B. vor 1921 den „Geist des Kriegskommunismus“. Sie lassen sogar durchblicken, daß auch Lenin von den „außer-ökonomischen Zwangsmaßnahmen“, die bei B. das Fundament einer gesellschaftlichen Transformation bildeten, begeistert war, sicherlich um herauszustellen, daß die Bolschewiki mit ihrem Experiment des Aufbaus des Sozialismus „notwendige Fehler“ machten (s.19ff.). Sie stellen vor allem heraus, daß B. zwischen 1921 und 1928, bis zum Zeitpunkt der forcierten Industrialisierung, der wichtigste Theoretiker gegen die trotzkistische Fraktion war, der das Leninsche Erbe in eine Ideologie der Neuen Ökonomischen Politik ausweitete (S.21). Dadurch gewinnt nach ihrer Auffassung B. an Format, weil er die kapitalistischen Produktionsbedingungen, die Ware — Geldbeziehungen, kombinierte mit den staatskapitalistischen und genossenschaftlichen Produktionsformen, die überleiten sollten in die sozialistischen Verhältnisse. Das Geheimnis dieses Übergangs entschlüsselte er in den Waren- und Geldformen im Sozialismus. Hier vermuten die Schreiber die mögliche Alternative zur Stalinschen Zwangswirtschaft und zum Kapitalismus. Hier sollen vielleicht auch die neuen Wurzeln einer Theorie des Sozialismus liegen (S.23). Ausführlich beschreiben sie die Verstaatlichung der Landwirtschaft durch die Stalinsche Kollektivierung nach 1928. Keinerlei ökonomische oder bündnispolitische Überlegungen bestimmten diese „Sondermaßnahmen“. Sie waren nach Überzeugung der Historiker reduziert auf Improvisationen und auf Terror gegen die Masse der Bauern. Die Zwangsarbeit wurde zur grundlegenden Arbeitsform in der Sowjetunion. Gegen diese Willkür erscheinen die theoretischen Konzeptionen von Bucharin über das ökonomische Gleichgewicht zwischen den ökonomischen Sektoren und über die Bündnispolitik zwischen den Klassen als eine praktische Alternative gegen Stalin (S.47).

Auch der Aufsatz über die „Rückkehr zur Wahrheit“ von W. Shurawljos und W. Naumow bleibt dem Leninkult in der Sowjetunion unterworfen. B. wird vorgestellt als der Zögling und Nachlaßverwalter Lenins. B. verkörperte nach dem Selbstverständnis der Autoren den leninistischen Denker, der die gedanklichen und politischen Abweichungen Trozki und Stalins offenlegte (S.55). B.s Theorie der Neuen Ökonomischen Politik enthält bis heute nach der Sicht dieser Interpreten eine grundlegende Perspektive, die die komplexen ökonomischen politischen Beziehungen zwischen den Klassen und zwischen den Produktionsformen entschlüsselte. B. wird vorgestellt als der sozialistische Theoretiker für das 21. Jahrhundert (S.57 und S.60).

Trotzki und der Trotzkismus wurden durch die Stalinsche Propaganda zum absoluten Feindbild erhoben. Sie standen für Kritik, für Intellektualität, für Distanz, die gesteigert wurden in Zynismus, Skeptizismus

und Dekadenz, d.h. in den Übergang zur Kampfposition des Klassegegners. Gerade die Weite der Problemstellungen im trotzkistischen Denken unterlief jede Parteilichkeit, jede Hingabe an den Sozialismus, so daß nach dieser Propagandasicht der Trotzkismus das revolutionäre Vokabular nur ausnutzte, um die Parteigänger zu verwirren und dem „Klassenfeind“ zuzutreiben. Der Trotzkismusvorwurf erhält in dieser Propaganda die Umrissse von antirationalen, antiintellektuellen, antiwestlichen Vorbehalten, die, im alten Rußland und in der Stalinschen Sowjetunion, sich mit dem Antisemitismus vereinigten. Die jüdische Intelligenz in der bolschewistischen Partei und innerhalb der revolutionären Bewegungen repräsentierte den intellektuellen Aufbruch, die Marxismusbegeisterung, die Faszination von Technik und westlicher Zivilisation. Dagegen wandte sich das vorkapitalistische Rußland mit seiner Tradition und seinem byzantinischen Weltbild. Spuren von diesem trotzkistischem Feindbild sind in dem Artikel von N. Wassezki enthalten: „L. Trotzki, ein Gesicht im Schaufenster der Geschichte“. Trotzki wird stückchenweise aus der Finsternis der Verdrängung gezerzt, um ihn zugleich erneut zu denunzieren. Wieder wird die Einschätzung Lenins von Politik und Taktik in den drei russischen Revolutionen, 1905, Februar und Oktober 1917, zur Richtschnur der Kritik an Trotzki. Dessen „Haltlosigkeit“ wird demonstriert am Beispiel der Parteifrage von 1903. Anfangs stritt T. als die „Keule Lenins“ für die Partei neuen Typs, dann plötzlich entdeckte er in dieser Organisationsform die Heimstatt für die intellektuelle Unterwerfung unter eine obskure Parteilinie, die letztlich Kritik und Diskussion nicht mehr zuließ. Der „Jünger“ Lenins wurde in dieser Kontroverse zu dem großen Gegner des „Leninismus“ (S.93). Der Historiker spürt das „Gefährliche“ und „Dämonische“ bei Trotzki auf. Dieser war der Mann der abstrakten, faszinierenden Theorien, der geschliffenen Reden, der Überzeugungskraft des Augenblicks. Aber alle Äußerungen wurden durch die Wirklichkeit widerlegt. Trotzki bluffte durch seine Persönlichkeit, durch seine Gabe, die Massen durch sein Charisma zu fesseln. Dieser dramatische Effekt überdeckte die Schwächen in Theorie und Praxis (S.95/96).

Diesen Zusammenhang will N. Wassezki verdeutlichen am Beispiel der Annäherung T.s an Lenin nach dem April 1917. T. gewann nach seiner Rückkehr nach Petrograd sehr schnell an Masseneinfluß, weil er die offizielle Politik der Provisorischen Regierung der „Vaterlandsverteidigung“ bekämpfte und dadurch die Legitimität des Übergangsstaaates auflöste. T. begeisterte durch seine Reden und durch seine scharfen Attacken gegen die bürgerlichen und sozialdemokratischen Politiker vor allem die junge Generation. Er verkörperte die Unzufriedenheit, Aufbruchsstimmungen, den politischen Wechsel. Lenin konnte diesen Revolutionär nicht länger ignorieren, der ähnlich dachte wie er in dieser Situation. Er blieb jedoch mißtrauisch (S.98). T. drängte sich an die Spitze der revolutionären Ereignisse. Er war die Personifizierung der Dynamik dieser Revolution. Sein Einfluß stieg von Tag zu Tag bei den Massen, so daß Lenin bei dem Übertritt der großen Mittelgruppe von Revolutionären in die bolschewistische Fraktion sich dafür einsetzte, daß T. in das Zentralkomitee übernommen wurde (S.101).

Nachdem der Historiker die ganze Dramatik T. dargestellt hat, konzentriert er sich darauf, dessen Gefährlichkeit aufzuspüren. T. bereitete mit Lenin die Oktoberrevolution vor. T. war der Agitator, der vor allem auch innerhalb der Partei die Stimmung für eine zweite Revolution schürte. Je mehr er nach dem „Oktober“ dem Einfluß Lenins entglitt, indem T. verantwortlich wurde für den Aufbau der Roten Armee, desto stärker wirkten sich dessen negative Eigenschaften aus. 1918 stellte er sich gegen Friedensverhandlungen mit Deutschland (S.107). Als Führer der Roten Armee ging er stets über die Anweisungen Lenins hinaus, indem er das „revolutionäre Prinzip“ der Leitung ersetzte durch extremes „Administrieren“ und durch „Personenkult“. T. entwickelte im Kriegskommunismus frühe Elemente eines charismatischen Bürokratismus, der 10 Jahre später durch Stalin zur Grundlage des neuen Staates erhoben wurde (S.108/109). Zwar war auch Lenin kurz der Ideologie des Kriegskommunismus verfallen, aber bei T. äußerte sich für den sowjetischen Historiker dessen Hinterhältigkeit, Prinzipienlosigkeit und Demagogie. Letztlich symbolisiert T. den finsternen Charakter der russischen Revolutionen, die das Gegenteil von dem hervorbringen, was sie verkünden (S.108/109).

Der sowjetische Historiker will eine Feindfigur neu entwerfen. Er sammelt eine Vielzahl von Leninzitaten gegen T., um herauszustellen, daß dieser theoretisch, emotional und praktisch die Leninsche Taktik von Politik, Partei und Staat nicht erfassen wollte. T.s Auffassung von der „Weltrevolution“ enthielt eine Dimension von Theorie und Politik, die sich gegen jede Konkretion sträubte. Sie verleitete zum abstrakten Radikalismus, der letztlich nur noch über den charismatischen Führer gedeutet werden konnte. Dieser mußte mit Terror, Polizeimaßnahmen und Propaganda regieren, um die persönliche Macht zu behaupten. T. wurde zum Doppelbild von Stalin. Aber der Historiker will noch mehr: Jede Rückbesinnung auf die Tradition der russischen Revolution heute, die T. ins Spiel bringt, bedeutet die Rückkehr zum Stalinismus (S.111 und S.113).

Diese Einschätzung wird vertieft in der Kennzeichnung der T.schen Position nach dem Tode Lenins.

T. ging es im Gegensatz zu Bucharin gar nicht darum, die Leninsche Tradition von Theorie und Politik auszudeuten, sondern er baute sich von Anfang an als Machtkonkurrent zu Stalin auf. Der Historiker N. Wassezki will dieses Argument erhärten am Beispiel der Industrialisierungs- und Bauernpolitik der T.schen Oppositionsgruppe innerhalb der Partei. Nach seiner Überzeugung vertrat diese Opposition eine Politik, die den Bürgerkrieg gegen die Masse der Bauern entfachen wollte, um das Mehrprodukt dieser Klasse für die Industrialisierung abzuschöpfen. Das war die Vorwegnahme der Stalinschen Industrialisierung von 1928. Der Fraktionskampf war letztlich nur noch Machtkampf, in dem T. der Verlierer war. Seine Position enthielt keinerlei Alternativen zum Stalinschen Weg (S.117/120).

Irgendwie war deshalb auch die Ausweisung T.s aus der Sowjetunion gerechtfertigt. Der Historiker Wassezki will nun nachweisen, daß T. in der „dritten Emigration“ nicht seine Theorie und Politik überdachte, sondern in der Krisensituation der dreißiger Jahre, die gekennzeichnet war durch den Machtantritt Hitlers in Deutschland, im antifaschistischen Kampf kein neues Format gewann. T. sammelte lediglich die intellektuellen Köpfe des europäischen Kleinbürgertums um sich, die sich nicht entscheiden konnten zwischen Faschismus und der Stalinschen Realität von Sozialismus und sich blenden ließen von der Persönlichkeit und von der radikalen Phraseologie T.s. Wieder überdeckte die Vision der Weltrevolution alle Probleme konkreter Bündnispolitik gegen Faschismus und Nationalsozialismus und gegen den Krieg. Diese Einschätzung suggeriert das Gesamtbild von T., dessen Theorien und Ideen reduziert werden auf den Willen zur Macht dieses Mannes und auf die Mittellage einer kleinbürgerlichen Intelligenz zwischen Panik und Begeisterung und die zum Medium wird für wortgewaltige Agitatoren. Damit hat Wassezki alle Farbnuancen des Feindbildes Trotzki wiederholt und die uralte Negativcharakteristik entworfen von dem geistigen Verführer und Demagogen mit dem jüdischen Antlitz der „Intelligentsia“.

Mit den Parteisoldaten Kamenew, Rykow und Sinowjew haben es die sowjetischen Historiker einfacher. Sie waren keine großartigen Theoretiker wie Bucharin oder Trotzki, sondern sie standen stets im Schatten Lenins und wenn sie einmal eigenständige Positionen formulierten, etwa 1917, kam keinerlei theoretische Tiefe zum Ausdruck, sondern eher so etwas wie Apathie, sich nicht von den herrschenden Meinungen und Stimmungen zu lösen. Nach Lenins Tod waren sie verschiedenen Konfusionen ausgesetzt, weil sie sich eine Bedeutung einredeten, die sie nie besessen hatten. Sie ließen sich einmal von Stalin und dann wieder von Trotzki begeistern. Letztlich scheiterten auch sie an Intrigen Stalins und wurden 1937 als Feinde des Sozialismus und der Sowjetunion hingerichtet.

Bei der Charakterisierung dieser Parteisoldaten schimmert durch, welch einen Typus Mensch und Funktionär die bolschewistische Partei erzogen hatte. Solange sie der Disziplin genügen konnten und so lange sie der Parteilinie oder den Anweisungen Lenins folgen konnten, funktionierten sie tadellos innerhalb der Organisationsmaschine, kaum mußten sie eigenständige Entscheidungen treffen, versagten sie, und ein Mangel an Wissen und Persönlichkeit wurde sichtbar. Die Partei nivellierte ihr Denken auf ein einheitliches Niveau und formte sie zu Funktionsträgern und Machern, die außerhalb der Partei nichts mehr bedeuteten (S.69, S.143 und S.191).

Die sowjetischen Historiker geben zu erkennen, daß sie aus dem Bannkreis der marxistisch-leninistischen Ideologie nicht hinausgetreten sind. Ihre Aufsätze enthalten deshalb kaum Enthüllungen oder gar einen neuen Interpretationsansatz. Die alten Legenden werden beibehalten und nur ein bißchen retuschiert und umgeschrieben. Die Geschichte der Sowjetunion kann nicht über Personen entziffert werden, sondern diese sind selbst Produkte, Charaktere und Persönlichkeiten einer historischen Situation. Lenin oder Trotzki oder Bucharin konnten nicht über ihre „Genialität“ Geschichte gestalten, sondern sie wurden unter bestimmten Bedingungen und Verhältnissen aktiv. Diese müssen untersucht werden. Dabei würden die Historiker auf die Mahnungen von Plechanov, Martov, Miljukov, Tschernov, Kautsky, Luxemburg und Korsch stoßen, daß auf unterentwickelte Verhältnisse sich nicht die Form des Sozialismus aufpropfen läßt und daß ein derartiger Versuch den Terror als ein Prinzip von Planung und Gesellschaftsgestaltung gebären muß.

Bernd Rabehl

Elections, Parties and Political Traditions. Social Foundations of German Parties and Party Systems, 1867–1987. Hrsg. von Karl ROHE (= German Historical Perspectives, Vol.4). — New York, Oxford und München: Berg 1990. 244 S.

Die Zeiten, da Deutsch Verkehrssprache der Wissenschaft war, sind lange vorbei. Es bedarf in der Regel der englischen Publikation, um international beachtet zu werden. Diesem Zweck dient etwa eine von Gerhard A. Ritter, Werner Pöls und Anthony J. Nicholls betreute Reihe, in welcher der vorliegende, auf einer Tagung im St. Antony's College (Oxford) beruhende Sammelband erschienen ist. Wie sich zeigen wird, verdient er darüber hinaus auch die Aufmerksamkeit der deutschen Leserschaft.

Zwei Schwerpunkte lassen sich erkennen: einmal die regionale Geprägtheit politischer Strömungen, Parteien und Wählerbewegungen, zum anderen die eigentümliche Ligatur von Kontinuität und Bruch, Krise und Beständigkeit. In der Tat kann die regionale Verfaßtheit des Parteiensystems geradezu als ein Grundzug deutscher politischer Geschichte über alle Systemwechsel hinweg gelten. Sie ist, wie Rohe eingangs sehr plausibel darlegt, keineswegs Derivat sozioökonomischer Verteilungen. Vielmehr werden sozialstrukturelle Zusammenhänge erst über „kulturelle“ Deutungen wirksam; dies kann quantitative Vorgehensweisen bisweilen in die Irre leiten. Offen bleibt, ob in der jüngsten Gegenwart Lebensweisen und Weltbilder noch regional ausgelegt werden. Rohe selbst bejaht dies, trotz anerkannt gewachsener Wahlmöglichkeiten sozialer Individuierung, und hält „Region“ und „Milieu“ für weiterhin tragfähige Konzepte (S.18–25).

Regionale Dimensionen politischen Verhaltens werden auch in den Aufsätzen von Gerhard A. Ritter und Merith Niehuss über die Zeit des Kaiserreichs sichtbar. Niehuss zeigt, wie sehr sich die politischen Verhältnisse in den drei süddeutschen Staaten, wenngleich in je unterschiedlicher Weise, vom preußischen Norden unterscheiden haben. Die Anerkennung der Sozialdemokratie war in Bayern, Baden und Württemberg weit gediehen — allerdings auch auf Kosten ihrer Identität (S.103). Ritter informiert über die soziale Basis der wichtigsten Parteien. Er betont ihre in Deutschland späte, dann jedoch rasche Formierung, ihre schwache Position im Verfassungsgefüge, ihren Lagercharakter und zeigt, wie solche Merkmale die Herausbildung einer funktionierenden parlamentarischen Demokratie von Anbeginn erschwert haben.

Als einen bestimmenden Faktor stellt Ritter die Einführung des Verhältniswahlrechts heraus (S.47, S.52). Unter Fachhistorikern ist diese These weitgehend Konsens; in der Wahlforschung indes wird das Gewicht des Wahlsystems kontrovers diskutiert. Ausgehend vom „rationalen Wähler“ wird man unterschiedliches Verhalten in Abhängigkeit rechtlicher Ausgestaltungen erwarten, da diese das marginale Gewicht der einzelnen Stimme beeinflussen. Legt man hingegen ein sozialstrukturell geprägtes Wahlverhalten zugrunde, eine Sichtweise, der Ritter eigentlich eher zuneigen dürfte, ist es als Ausdruck von Gruppenzugehörigkeiten zu verstehen und dürfte längerfristig stabil sein. Aus den Aggregatdaten, die wir für das Kaiserreich besitzen, lassen sich Argumente für beide Sichtweisen ableiten. Wir kennen politisch eindeutig dominierte Wahlkreise sowohl mit konstant niedriger Wahlbeteiligung — wie aus „rationaler Sicht“ zu erwarten —, als auch mit hohen Beteiligungsraten. In letzteren haben offenbar sozialdemokratische (z.T. auch katholische) Parteigänger, ungeachtet des ohnehin klaren Ausgangs, die Wahl zur demonstrativen Bestätigung ihrer politischen Loyalität genutzt. In künftigen Analysen des Übergangs vom Kaiserreich zur Republik sollte diese Thematik nochmals aufgegriffen werden.

Im Abschnitt zur Weimarer Republik weist Jürgen W. Falter erneut die „Massen“ (Kornhauser, Bendix) wie die „Mittelstandsthe“ (Geiger, Lipset) zur Erklärung des nationalsozialistischen Wahlsieges zurück und spricht sich für eine modifizierte „Volksparteien“-These aus. „Volkspartei“ ist dabei als idealtypisches Gegenstück zur Klassenpartei gemeint (S.58): Wie keine andere Partei hat die NSDAP sowohl die Ängste der Mittelschicht, wie den Protest der Arbeiter kapitalisieren können. Hier ist allerdings anzumerken, daß Rohe (S.131–133) die Frage nach der parteipolitischen und sozialstrukturellen Herkunft der nationalsozialistischen Wählerschaft für „somewhat abstract“ hält. Nach seiner Ansicht greifen „kulturelle Erklärungen“ hier weiter. Insbesondere sei nach der Radikalisierung der dominanten, nationalen Tradition zu fragen.

Wenn man sich den phänomenalen Aufstieg dieser Partei vergegenwärtigt, wird man nicht umhin können, nach der Angemessenheit eingespielter, auf „normale Zeiten“ ausgerichteter Erklärungen des Wählerverhaltens zu fragen. Man wird an Verläufe erinnert, wie sie bei der Ausbreitung ansteckender Krankheiten auftreten können. Diffusionstheoretische Überlegungen können vielleicht anregend sein, die historischen Umstände selbst zu erklären. Tatsächlich bedurfte es wohl einer in ihrem Zusammenreffen gewissermaßen „zufälligen“, in ihren Konsequenzen umso fataleren, „Mixtur“ (Falter, S.81) von Faktoren, um solche Wahlerfolge (allein um die geht es hier) zu ermöglichen.

Die Aufsätze von Alf Mintzel und Karl Rohe über Bayern, respektive das Ruhrgebiet, sollten am besten

zusammen gelesen werden. Denn sie bieten, unter kontrastierenden Perspektiven, einen äußerst aufschlußreichen Vergleich: Wie gelingt es einer Partei, politisch-kulturell heterogene Räume zu einer Einheit zu verschmelzen und sie über einen langen Zeitraum zu dominieren bzw. welche Kräfte sind am Werk, um eine solche Vorherrschaft zu untergraben?

Der soziologische Alltagsverstand: hie Agrarland = konservativ, da Industrielandschaft = sozialdemokratisch, hilft da nur scheinbar weiter. Denn weder hat die Industrialisierung Bayerns die konservative Vorherrschaft untergraben — ganz im Gegenteil! —, noch ging die des Ruhrgebiets mit dem Aufstieg der Sozialdemokratie parallel. Beiden Parteien war ihr Wahlerfolg durchaus nicht „in den Schoß gelegt“. Mintzels CSU mußte in harten und langen Kämpfen die altbayerisch-partikularistische „Bruderpartei“ BP (Mintzel, S.159) niederringen, die klerikal-konservativen Anti-Modernisten in den eigenen Reihen zurückdrängen und endlich liberale und sozialdemokratische Hochburgen in Franken schleifen — wozu die Niederlage in Bonn 1969 paradoxerweise beitrug. Erst in und nach diesen Kämpfen, unter geschickter Zuhilfenahme der staatsbayerischen Tradition und begünstigt von der anhaltenden Nachkriegsprosperität, gelang es schließlich der CSU, als „die“ Partei Bayerns aufzutreten, als die sie heute allgemein anerkannt ist.

Rohes SPD gar traf auf einen fest verankerten, sozialen Katholizismus und konnte sich im Kaiserreich mit seiner katholisch-liberalen Spannungslinie allenfalls als dritte Kraft etablieren. Auch wenn sie bereits in Weimar von ersten Desintegrationserscheinungen im katholischen Milieu profitierte, — ohne die für das nationale Lager tödliche, nationalsozialistische „Planierraupe“ (Mintzel, S.158), wäre (neben der Einheitsgewerkschaft) die Nachkriegshomogenisierung und Hegemonialisierung des Ruhrgebiets nicht denkbar gewesen. Niemals, so Rohe (S.122, S.144), habe die Ruhrgebiets-SPD der klassischen Vorstellung von einer Arbeiterpartei entsprochen. Gerade die Verkettung von Arbeiterklassen- und protestantischen Mittelklasse-Ansprüchen stelle sozusagen ihr Erfolgsgeheimnis dar (S.139).

So unterschiedlich die politische Entwicklung in beiden Gebieten, so unterschiedlich die theoretische Schwerpunktsetzung der beiden Autoren. Rohe argumentiert soziokulturell, sozusagen aus der Sicht verschiedener Milieus, die sich ihre politischen Repräsentanten „suchen“. Mintzels Blick gilt stärker den Eliten und ihrer Fähigkeit, sozialen Wandel in ihrem Sinn zu steuern. Die beiden Perspektiven müssen einander nicht ausschließen. Wie in dem Aufsatz von Karl Schmitt über Konfession, Parteien und politisches Verhalten in der Bundesrepublik sehr schön gezeigt wird, sind politische Weichenstellungen nur vor dem Hintergrund traditioneller Bezüge verständlich. Die frühe Entscheidung der Parteigründer von CDU und CSU zugunsten einer interkonfessionellen Ausrichtung ermöglichte es der Union, an die überkommenen Bindungen anzuknüpfen und sich gleichzeitig für konfessionell ungebundene Wähler rechts von der SPD zu öffnen. Schmitt (S.200f.) ist (vermutlich: zu) skeptisch, was die Fähigkeit der Union betrifft, sekundäre, religiös abgeleitete, dann auch in primär politische Parteidentifikation umzumünzen, wenn das subkulturell-katholische „Unterfutter“ gänzlich ausgescheuert ist. Bislang ist es im Verlauf der deutschen Vereinigung der Union eindrucksvoll gelungen, eine säkularisierte Wählerschaft für sich zu gewinnen.

Welche Schwierigkeiten die Sozialwissenschaft mit neuartigen Phänomenen hat, verdeutlicht der Beitrag von Franz Urban Pappi über die neuen sozialen Bewegungen. Nach all den Jahren der Forschung muß Pappi eingestehen (S.214), daß wir letztlich immer noch nicht wissen, ob es sich bei den Grünen um einen Generationen- oder einen Alterseffekt handelt. Erst daraus ließe sich eine solide Zukunftseinschätzung ableiten. Auch wenn die Aussage, die Zeit seit der Konsolidierung der Grünen sei dafür zu kurz (S.215), richtig ist, so läuft sie doch darauf hinaus, daß Prognosen nur ex post möglich seien. Für die Sozialwissenschaft wäre das wenig schmeichelhaft. Gleichwohl scheint sich Pappis Einschätzung, daß für den politischen Erfolg der Grünen nicht der Kern, sondern die gemäßigt-passiven Sympathisanten sozialer Bewegungen (überwiegend Angestellte und überdurchschnittlich häufig Frauen) entscheidend seien, mittlerweile klar bestätigt zu haben.

Insgesamt gesehen bietet der Sammelband nur bedingt neue Forschungsergebnisse. Zu ihren Themen und Thesen haben sich seine Autoren bereits andernorts ausführlicher geäußert. In seiner Zusammenstellung und Reihung stellt das Buch jedoch gewissermaßen eine Summe einschlägiger Arbeiten „aus erster Hand“ dar und gibt so einen facettenreichen, sozialgeschichtlich und politik-soziologisch akzentuierten Abriss deutscher Wahlgeschichte seit Einführung des Massenwahlrechts. Daher eignet sich der Band sehr gut als problemorientierte Einführung. Wie gesagt: nicht nur für ausländische Leser!

Stefan Immerfall

HAGEMANN, Karen und Jan KOLOSSA: **Gleiche Rechte — Gleiche Pflichten? Der Frauenkampf für „staatsbürgerliche“ Gleichberechtigung. Ein Bilder-Lese-Buch zu Frauenalltag und Frauenbewegung in Hamburg.** — Hamburg: VSA 1990. 258 S.

WITTIG, Gudrun: **„Nicht nur im stillen Kreis des Hauses“. Frauenbewegung in Revolution und nachrevolutionärer Zeit 1848–1876.** — Hamburg: Ergebnisse-Verlag 1986. 140 S.

Zum 70. Jahrestag der Einführung des Frauenwahlrechts in Deutschland, einem von der Öffentlichkeit wenig beachteten Jubiläum, gab die Landeszentrale für politische Bildung Hamburg Karen Hagemanns und Jan Kolossas „Bilder-Lese-Buch“ heraus. Es versteht sich als „Bestandsaufnahme“ (S.11) nach diesen 70 Jahren und präsentiert parallel die deutsche und die Hamburger Entwicklung vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. Hamburg, eine Hochburg der Frauenbewegung, nicht zuletzt der sozialistischen, verdient zweifellos über den lokalen Rahmen hinausgehendes Interesse.

Gudrun Wittigs Arbeit erschien bereits 1986; sie unterscheidet sich von Hagemanns und Kolossas Veröffentlichung nicht nur durch den Untersuchungszeitraum (1848–1876), sondern auch durch ihre Fragestellung: „Die Untersuchung des dialektischen Verhältnisses von sozialökonomischen Veränderungen und politischer Formierung der ersten deutschen Frauenbewegung“ (S.10) ist das Anliegen Wittigs. Gemeinsam mit dem Hamburger „Bilder-Lese-Buch“ ist dieser sehr viel akademischeren Arbeit aber die bewußte Zuwendung zur Alltagsgeschichte und die Konzentration auf das Frauenwahlrecht.

Gudrun Wittig weist entschieden die Tendenz feministischer Veröffentlichungen zurück, Frauen ohne Rücksicht auf deren soziale Herkunft als Unterdrückte anzusehen. Da die Auswirkungen geschlechtsspezifischer Unterdrückung je nach sozialer Lage aber sehr unterschiedlich seien, greift Gudrun Wittig auf den materialistischen Ansatz und die marxistische Theorie (S.14f., S.119) zurück. Ihre Kritik an den Defiziten undifferenzierter feministischer Sichtweisen überzeugt allerdings mehr als ihr Bekenntnis zum Materialismus, dessen Erklärungskraft sich ebenfalls oft genug als unzureichend erwiesen hat. Die von Wittig übernommene Deutung der Strömungen in der frühen deutschen Arbeiterbewegung als Aufspaltung in „Lassalleaner“ und einen „marxistischen Teil ... unter Bebels und Liebknechts Führung“ (S.116) ist schon längst widerlegt worden.

Anregend sind aber zweifellos die detaillierte, z.T. auch regional differenzierende Schilderung der Frauenbewegung 1848/49 und die Auseinandersetzung mit Ute Gerhards Analysen. Im Unterschied zu Gerhard sieht Wittig die Frauenbewegung von 1848/49 nicht zuletzt aufgrund ihres Verzichts auf die Forderung nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht als dezidiert „bürgerlich“ und insofern auch als Vorläuferin der bürgerlichen Frauenbewegung nach 1865.

Karen Hagemanns erster Beitrag schließt zeitlich an Wittigs Untersuchung an. Sie präsentiert zunächst auf 35 Seiten einen kenntnisreichen Überblick über „bürgerlichen und proletarischen Frauenkampf für die ‚staatsbürgerliche‘ Gleichstellung im Deutschen Kaiserreich“. „Feindliche Schwestern“ überschreibt sie dieses Kapitel, dem angesichts der Themenstellung — Bestandsaufnahme nach 70 Jahren Frauenwahlrecht — relativ wenig Raum gegeben wird.

Hagemanns Aufsatz über die Weimarer Republik ist das Kernstück des Hamburger Buches. Hier wird unter dem Titel „Gleiche Rechte — Gleiche Pflichten“ auf 125 Seiten ausführlich die Hamburger Lokalgeschichte vorgestellt, wenngleich der vergleichende Blick auf die deutsche Ebene nie fehlt. Die Nähe von Teilen der deutschen Frauenbewegung zum Nationalsozialismus wird nicht beschönigt, und das Resümee ist ambivalent.

Jan Kolossa schildert schließlich auf 65 Seiten die Frauenbewegung Hamburgs in den Gründungsjahren der Bundesrepublik. Das Kapitel „Neubeginn oder Restauration“ wird nicht über 1953 hinausgeführt. Das ist sehr bedauerlich, da vor allem seit Ende der sechziger Jahre mit der Entstehung einer neuen Frauenbewegung bedeutsame Entwicklungen eingetreten sind, die in einer Bestandsaufnahme der 70 Jahre von 1919 bis 1989 nicht fehlen dürften.

Weder Hagemann noch Kolossa erheben den Anspruch, neue Forschungsergebnisse zu präsentieren. Ohnehin richtet sich das „Bilder-Lese-Buch“ ausdrücklich an einen „breiten LeserInnenkreis“; deswegen haben Hagemann und Kolossa weitgehend auf Anmerkungen verzichtet. Diese Entscheidung ist zumindest dort kaum vertretbar, wo es unmittelbar um Hamburger Ereignisse und Probleme geht. Da nämlich können auch Kenner der Materie durchaus Neues finden und wären wohl für einen Hinweis auf die Quellen dankbar. Dieser Leserkreis sei darauf hingewiesen, daß Karen Hagemann 1990 eine weitere, wenngleich thematisch enger gefaßte, Hamburger Lokalstudie publiziert hat: „Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik. Untersucht am Beispiel des sozialdemokratischen Milieus in Hamburg“.

Heinz Niggemann

SCHNEIDER, Michael: **Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute.** — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1989. 528 S.

Michael Schneider is well known to the readers of this journal as the author of numerous studies on the history of the German labor movement, among them a pathbreaking analysis of the Christian trade unions. Now he has published a general history of union organizations in Germany from their nineteenth-century origins to 1988. His volume is obviously designed as a companion to the highly successful *Kleine Geschichte der SPD* by Susanne Miller and Heinrich Potthoff, originally published in 1974 and now in its sixth edition. Although Schneider himself does not really identify his intended readership, the book's dust jacket suggests that it is directed „vor allem an die wenig vorinformierten Leserinnen und Leser, die die Geschichte der deutschen Gewerkschaften kennenlernen möchten, um deren aktuelle Probleme besser verstehen zu können“. Accordingly, it contains little that will be new or surprising to the informed reader or scholar. It is, however, thorough in detail and clearly written; thus it will be particularly accessible to beginning students and interested general readers.

Quite a few general histories of the German trade-union movement have appeared in recent years; what distinguishes Schneider's, however, is his detailed treatment of post-1945 events. Indeed, almost half of the book's text is devoted to the history of union organizations in the Western occupation zones and the original Federal Republic. It is supplemented by an interesting collection of twenty-nine documents, beginning with the statutes of the Gutenberg-Bund from October 1849 and ending with the DGB's *Aktionsprogramm* of October 1988. Equally helpful to student readers will be the handy statistical tables that follow the documents; they include comparative information on such things as union membership trends, labor conflicts, unemployment, wage statistics, or the shifting composition of the country's work force.

Despite this statistical material, Schneider's book is not really about social history. Although it does provide brief accounts of the changing realities of working-class life in Germany, it is essentially a descriptive account of trade-union politics and the history of union organizations. Although many readers, including non-expert ones, might have preferred a social history of the German working class which leaves the politics (and thus the trade unions) in, this was not the book that Schneider intended to write. Rather, as he notes on p.14, his goals are somewhat more modest: to describe the contributions of trade unions to the improvement of working-class life, to the development of a *Sozialstaat*, and to the stabilization of democracy; to consider the factors that have contributed to victories and defeats for the trade-union movement; and to reflect on the ways in which the roles of that movement have changed over the last 150 years. The book was completed in the late 1980s, at a time when the West German trade-union movement was passing through a crisis of identity, public confidence, and membership. Although it is only discussed toward the end, that crisis informs virtually the entire narrative. Schneider admits that the present situation for the union movement „ist alles andere als rosig“ (p.339), but he is also confident that it has not yet reached its end. After all, he seems to suggest, the entire history of German unions is about adaptation to rapid change.

Schneider thus makes no attempt to disguise his own partisanship, but that does not really diminish the book's utility. And, in any case, who can really disagree with his arresting conclusion that throughout their history the trade unions have shown themselves to be „die größte organisierte Kraft nicht nur zur Sozialreform, sondern auch zur Durchsetzung der Demokratie“ in Germany (p.396)? As the country proceeds with the painful and complex processes of political, social, and economic unification, will they continue to play their traditional role? That is a question of critical importance, and one can only hope that Schneider's cautious optimism about the future of the labor movement is justified.

David E. Barclay

Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung — Orientierung — Befreiung. Hrsg. von Heiner LUDWIG und Wolfgang SCHROEDER. — Frankfurt/M.: Josef-Knecht-Verlag 1990. 287 S.

Die elf Beiträge des Sammelbandes sind größtenteils aus einer Vorlesungsreihe des Fachbereichs Katholische Theologie der Frankfurter Universität hervorgegangen. Die interdisziplinäre Zusammensetzung der Autoren — es sind Theologen, Historiker, Sozialwissenschaftler und Journalisten — läßt durch die Perspektivenvielfalt der Beiträge die ohnehin vorhandene Differenziertheit der Gruppierungen und Einzelpersönlichkeiten, die mit den Begriffen „Sozial- und Linkskatholizismus“ zusammengefaßt sind, besonders deutlich werden. Vor allem die meist intellektuellen Vertreter des Linkskatholizismus blieben oft Einzelkämpfer und Außenseiter, und es ist kein Zufall, daß mit Theodor Steinbüchel, Ernst Michel, Theo Pirker und Oswald von Nell-Breuning in dem Sammelband mehrfach einzelne, vor allem theoretisch wirksame Theologen und Sozialwissenschaftler in eigenen Aufsätzen gewürdigt werden. Im Unterschied dazu hatte der Sozialkatholizismus in der katholischen Arbeiterbewegung einen organisatorischen Rückhalt.

In einem thematisch übergreifenden Beitrag versucht Wilfried Loth (S.11–31) eine historische Einordnung des Katholizismus, indem er dessen widersprüchliches Verhältnis zur partizipatorisch akzentuierten „Moderne“ diskutiert und dabei vor allem in der katholischen Arbeiterbewegung modernisierende Tendenzen feststellt. Von ähnlichen Überlegungen ausgehend, bestimmen die Herausgeber den Sozial- und Linkskatholizismus in der sehr kurzen Einleitung als ein „Ergebnis politischer, kirchlicher und theologischer Differenzierungsprozesse“ innerhalb des Katholizismus und beschreiben ihn als Reaktion „auf die bürgerliche Hegemonie im Katholizismus“ und „auf seine demokratischen Defizite“ (S.8). Die Beiträge des Bandes machen deutlich, daß diese Abgrenzung von den herrschenden Meinungen innerhalb des Katholizismus meist verbunden war mit dem Blick über die Grenzen des eigenen „Milieus“ und sich häufig in der konstruktiven Auseinandersetzung mit sozialistischen Positionen vollzog.

Arne Klönne skizziert zusammenfassend die Geschichte des „Arbeiterkatholizismus“ (S.32–45); Bruno Lowitsch stellt die Ergebnisse seiner Arbeit über den Intellektuellenkreis um die „Rhein-Mainische Volkszeitung“ vor, die vor allem von Geistlichen und Lehrern gelesen wurde (S.46–74). Theologische Dimensionen linkskatholischer Orientierungssuche in den zwanziger Jahren entfaltet Benno Haunhorst in seinen Beiträgen über Theodor Steinbüchel, dessen Bemühen, die ethischen Grundlagen des Marxismus zu würdigen, auf einem sehr theoretischen Niveau blieb (S.75–100), und über Ernst Michel, der mit seinem Versuch, eine neue, weltzugewandte Theologie zu entwickeln, auf das Verdikt der kirchlichen Hierarchie stieß (S.101–129). Es folgen ein Beitrag Ute Schmidts über die Zusammenhänge zwischen Faschismus und Gesellschaftsentwürfen in zwei linkskatholischen Zeitschriften nach 1945 (S.130–147) und der Wiederabdruck der „kleinen Arbeitstheologie“ Theo Pirkers aus dem Jahre 1949 (S.148–174).

Praktische politische Wirksamkeit eines „linkskatholischen“ Intellektuellen in Organisationen der Arbeiterbewegung wird im Fall Oswald von Nell-Breunings sichtbar: Während Alfred Horné persönliche Erinnerungen an den Jesuiten — unter anderem als Lehrer und als Prüfer — erzählt (S.175–199), schildert Wolfgang Schroeder eindrucksvoll und perspektivenreich dessen Streit mit Viktor Agartz um den Kurs des DGB in den fünfziger Jahren (S.200–240). In der doppelten Abgrenzung gegen sozialistische Zielsetzungen und gegen die Wiedergründung christlicher Gewerkschaften setzte sich Nell-Breuning für einen christlich-soziale und gemäßigt sozialdemokratische Kreise umfassenden Konsens zur Erhaltung der Einheitsgewerkschaft ein. Sein Wirken gehört zur Vorgeschichte der von Karl Gabriel beschriebenen „Erosion der Milieus“ seit den sechziger Jahren (S.241–260), durch die sich auch die Existenzbedingungen und Wirkungsmöglichkeiten des Sozial- und Linkskatholizismus verändert haben. Daß die Entwicklungen in Deutschland in internationale Zusammenhänge einbezogen waren, macht zum Abschluß des Bandes Ludwig Kaufmann in seinem Beitrag über den französischen Dominikanerpater Marie-Dominique Chenu deutlich, der zu den Beratern des Zweiten Vatikanischen Konzils und zu den europäischen Vertretern einer Theologie der Befreiung gehörte (S.261–284). Kaufmann versteht seinen Beitrag als eine „notwendige Erinnerung“, um zu befreiendem Handeln in der Gegenwart zu ermutigen. Auch den Herausgebern kommt es — folgt man dem Untertitel des Bandes — weniger auf eine historisch-begriffliche Analyse des thematisierten Gesamtphänomens an als darauf, historische Beispiele zur „Orientierung“ und „Befreiung“ wachzurufen.

Albert Eßer

MARQUARDT, Valentin: **Sozialdemokratische Jugendschriftendiskussion um die Jahrhundertwende. Ein Ansatz zur Grundlegung der Erziehung von proletarischen Kindern und Jugendlichen mit Hilfe des Mediums „Literatur“** (= Wissenschaftliche Reihe, Bd. 28). — Bielefeld: B. Kleine Verlag o.J. [1986]. III, 285, (3) S.

Im Gegensatz zum Anspruch wohlfeiler Sonntagsreden, daß derjenigen politischen Bewegung die Zukunft gehöre, die die Jugend habe, zählte die Diskussion der „Jugendfrage“ in der deutschen Arbeiterbewegung nie zu den besonders wichtig genommenen Angelegenheiten. Der als „Jugendschriftendebatte“ in die wissenschaftliche Literatur eingegangene jahrzehntelange Diskussionsprozeß in der Sozialdemokratie des Kaiserreiches begann um 1870. Er zeichnete sich durch jahrzehntelange praktische Folgenlosigkeit aus. Dennoch ist diese Debatte von historischer Bedeutung, denn am Zankapfel „Jugendschriften“ schärfen sich unterschiedliche Positionen zu der Frage, wie die Sozialdemokratie erzieherischen Einfluß auf die nachwachsende Generation ausüben solle.

Im ersten Teil seiner Bielefelder Dissertation zeichnet Valentin Marquardt diese Debatte chronologisch und detailliert nach. Dabei bemüht er sich, Theorieansätze herauszuarbeiten, die den zeitgenössischen Diskussionsbeiträgen zugrunde lagen. Diese literaturtheoretisch-ästhetischen sowie erziehungs- und gesellschaftstheoretischen Auffassungen versucht der Autor im zweiten Teil zu klassifizieren. Im dritten Teil wendet er sich den „realen gesellschaftlichen Hintergründen“ zu, in erster Linie dem Bildungs- und Erziehungswesen im Kaiserreich und ihren Diskursen um Kindheit, Jugend, Erziehung und Jugendliteratur.

Über eine beschreibende Darstellung der Jugendschriftendebatte hinausgehend, will Marquardt „die gesellschaftliche Bedingtheit“ der Jugendschriftendebattenbeiträge „stringent nachweisen“ und „Erkenntnisse über die Entstehung von pädagogischen/sozialpädagogischen (und sozialarbeiterischen) Theorien bzw. Theorieansätzen erhalten“ (S.12). Viel Energie verwendet der Autor darauf, sich als Marxist auszuweisen, der darum bemüht ist, die „in letzter Instanz gesellschaftlich-ökonomische Bedingtheit“ der Faktoren der Jugendschriftendebatte und ihre „Transformation zu subjektivem Gedankengut von Teilnehmern an der Jugendschriftendiskussion zu rekonstruieren“ (S.17). Zu diesem Zweck konstruiert er sich in Berufung auf „die historisch- und materialistisch-dialektische Weltanschauung in der von Friedrich Engels 1890 präzierten Version“ (S.18) ein methodisches Untersuchungsschema, durch das er, ausgehend von der Oberfläche der Erscheinungen zum „Wesen“, „zu den inneren Vorgängen“ vordringen will, um abschließend eine Reise „vom Abstrakten zum Konkreten“ antreten zu können, die ihn schließlich auf eine neue Stufe der Erkenntnis führen soll und die angeblich deutlich macht, „warum dieses Wesen gerade diese und keine anderen Erscheinungsformen verlangt“ (!) (S.18). Davon abgesehen, daß diese reichlich idealistische „Wesens“-Akrobatik nur jenen Lesern begreiflich, wenngleich noch lange nicht einsichtig werden kann, die einigermaßen mit parteioffiziellen „Histomat“-Lesarten des Marxismus vertraut sind, erscheint dieses Schema der eigentlichen empirischen Untersuchung doch nur sehr künstlich aufgepfropft. Ihr Erkenntniswert wird nicht ersichtlich, im Gegenteil.

Offensichtlich verdanken wir diesem Anspruch eine überkomplexe, aufgeblähte, ja teilweise vernebelnde Sprache, die höchste Anforderungen an die Geduld und Nachsicht der Leser stellt.

Recht umfassend, manchmal auch unnötig ausladend und redundant, aber dennoch informativ und empirisch durchaus solide, sind die deskriptiven Passagen des Buches, in denen die Beiträge der Jugendschriftendebatte auf den Parteitag und in der „Neuen Zeit“, der „Gleichheit“ und den „Sozialistischen Monatsheften“ referiert werden. In den siebziger Jahren wuchs in der Sozialdemokratie die Überzeugung, gegen die obrigkeitstaatliche Erziehung von Arbeiterkindern in den Schulen und gegen ihre religiöse Beeinflussung eigene Erziehungsanstrengungen zu unternehmen. Da es die Gesetze des „junkerlich-kapitalistischen Staates“ (S.2) der Sozialdemokratie verboten, direkt pädagogisch tätig zu werden, blieben ihr neben einer versteckten Jugendagitation in den Arbeiterturn- und -kulturvereinen nur die erzieherische Aufklärung der Arbeitereltern und eben die Jugendliteratur. Der Autor sieht einen Grundkonsens aller Beteiligten in ihrem Motiv, Kinder und Jugendliche mittels geeigneter Literatur an die Sozialdemokratie heranzuführen. Differenzierter als in der bisherigen Sekundärliteratur, alle größeren Arbeiten zu diesem Thema erschienen in der DDR, arbeitet Valentin Marquardt die beiden Grundpositionen der Debatte heraus: Auf der einen Seite setzte sich ein von der zeitgenössischen reform- und kunstpädagogischen Diskussion geprägtes „dominant reformistisch/reformpädagogisches Konzept“ für eine humanistisch orientierte literarisch-ästhetische Erziehung durch Jugendliteratur ein. Vertreter dieser Position lehnten es ab, in der Jugendliteratur sozialistische Weltanschauung zu propagieren. Die Repräsentanten des „dominant revolutionären Theorieansatzes“ hingegen begriffen auch die Jugendliteratur als Feld sozialistischer Gegenpropaganda. So faßt der Autor zusammen: „Die Befürworter der

sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur wollen dieses Erziehungsziel auf direktem Wege durch Vermittlung von Erkenntnissen historisch- und dialektisch-materialistischer Forschung, durch aufklärerische Information über konkrete Erscheinungen der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und durch dezidiert sozialistische Charakterbildung anstreben. Die Protagonisten der ästhetisch-künstlerischen Erziehung sind davon überzeugt, es auf dem [...] Umweg — allgemeine Charakterbildung/logisches Denken, Konstituierung der Vorstellung einer Idealgesellschaft, Entdeckung/Erfahrung von gesellschaftlichen Widersprüchen, Identifikation mit dem politischen Programm der Sozialdemokratie — zu erreichen“ (S.227).

Zur Klärung der Entstehung (sozial-)pädagogischer Theorien in der deutschen Arbeiterbewegung trägt der Autor bei, indem er nicht nur die Jugendschriftendebatte, sondern auch die geistesgeschichtlichen Strömungen schildert, aus denen sie sich speiste, und das gesellschaftliche Umfeld erhellt, in dem sie stattfand. Seinen eigenen Anspruch, „allgemeine Aussagen mit hypothetischem Charakter über die funktionalen Zusammenhänge zu formulieren, welche bei der Entstehung von pädagogischen und (sozialarbeiterischen) Theorien wirksam sind“, kann er jedoch nicht einlösen. Hier bleibt es bei einem sehr allgemeinen „Ist-Zustands-“ und „Soll-Zustands-Modell“ (S.229ff.), der Feststellung, daß das Determinantengefüge eben sehr komplex sei (S.233) und ein umfangreiches Analyseinstrumentarium noch entwickelt werden müsse: „Eine Fortsetzung der Arbeit ist somit von vornherein beabsichtigt“ (S.234).

Roland Gröschel

SEITTER, Wolfgang: Volksbildung als Teilhabe. Die Sozialgeschichte des Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen 1890–1920 (= Studien zur Erwachsenenbildung, Bd.4). Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 1990. 232 S.

Innerhalb der Kontroverse zwischen frühen Pragmatikern und jenen Theoretikern, die nach dem Ersten Weltkrieg eine auf individuelle Förderung ausgerichtete Konzeption freier Volksbildung entwickelten, war die Arbeiterschaft als bevorzugte Zielgruppe unbestritten. Ihre Gegner sahen die Vertreter einer Eliteteilförderung in jenen, die ausschließlich auf öffentliche Vorträge und Vorführungen vor einer größeren Zuhörerschaft setzten. Wolfgang Seitter legt nun mit seiner schmalen Monographie erstmals die Geschichte des Frankfurter Ausschusses für Volksvorlesungen in den ersten 30 Jahren seines Bestehens vor, dessen sich aus der praktischen Arbeit entwickelndes Konzept schon um die Jahrhundertwende eine Verbindung zwischen Massenbildungsangeboten und Kursen zur individuellen, kulturellen und beruflichen Bildung in kleinen Gruppen zog. Ziel der Monographie ist neben der Erarbeitung eines kleinen Stückes Frankfurter Lokalgeschichte die Kritik an den Elitebildungs-Theoretikern, die die Volksbildung erst mit der Entwicklung ihrer eigenen Konzeptionen beginnen lassen und unüberprüft polemisieren, in der Indifferenz der Massenbildungsangebote läge deren Erfolglosigkeit begründet.

Mit der biographischen Abhandlung dreier führender Gründungspersönlichkeiten des Volksbildungsausschusses skizziert Seitter zu Beginn die Grundlage einer konfliktbereinigenden und die Arbeiterschaft in die Gesellschaft integrierenden Bildungsarbeit: die Zusammenarbeit zwischen „leistungsorientiertem Berufsbeamtentum, linksliberalem Handelsbürgertum und reformistisch-revisionistisch eingestellten sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftskreisen“ (S.43). Die Arbeit des Ausschusses zielte zusammengefaßt auf die Partizipation der breiten Masse an den bürgerlichen Kulturgütern, über die der soziale Ausgleich gesucht und mittels eines ausdifferenzierten Stufenleitermodells von Einzelvorträgen vor größerem Publikum bis hin zu intensiven Formen der Bildungsarbeit in kleinen Arbeitsgruppen umgesetzt werden sollte. In der Organisationsform des Ausschusses werden die integrativen Ziele deutlich. Mitglieder waren neben lokalen Gewerkschaftsorganisationen der Arbeiter auch lokale berufsständische Organisationen, die entsprechend ihrer Mitgliederzahl, Delegierte zur Bundesversammlung entsenden durften. Im Arbeitsausschuß wie im Vorstand saßen Vertreter der Arbeiterorganisationen gleichberechtigt neben denen des Magistrates, der einen erheblichen Teil der Arbeit subventionierte, wie neben denen der akademischen und nicht-akademischen Mitarbeiter. Die Zusammensetzung der Mitarbeiter- und der Dozentenschaft entsprach den Bemühungen um eine „neutrale“ Volksbildung. Neben Universitätsprofessoren waren ebenso Funktionäre aus sozialdemokratischen Organisationen zu finden. Die Bandbreite der Bildungsangebote bestand aus Vorlesungen in der knapp 1 000 Menschen fassenden Stadthalle, ergänzenden Diskussionsabenden in Hinterzimmern von Gastwirtschaften, verbilligten Theatervorstellungen, Volkskonzerten, aufeinander aufbauenden Lehrgängen mit 10–12 Vorträgen bei 30 Teilnehmern zu naturwissenschaftlichen, geographischen, historischen, volkswirtschaftlichen, literarischen und philosophischen Themen, wissenschaftlichen Vereinigungen, Volks-

akademien und Arbeiter- und Studienreisen ins In- und Ausland. Form und Inhalt dieser Angebotspalette fanden eine so außerordentliche Resonanz innerhalb der Arbeiterschaft Frankfurts und wurden den sich verändernden Bildungsbedürfnissen so flexibel angepaßt, daß die immer mehr zu Parteischulungen gewordenen SPD-internen Bildungsangebote wie der von Partei und Gewerkschaften getragene Arbeiterbildungsausschuß schließlich zugunsten des Volksbildungsausschusses aufgelöst wurden.

Die heftige Kritik von Seiten des linken Flügels der SPD an der staatstragenden und „klassenversöhnlerischen“ Grundlage der Arbeit des Ausschusses sollte in der kriegsbejahenden und den Krieg unterstützenden Volksbildungsarbeit nach 1914 ihre Bestätigung erfahren. Den Auftakt bildete am 23. August 1914 ein Vortrag über die Reden Fichtes an die deutsche Nation, der im Zuge der nationalen Euphorie der ersten Kriegsjahre in einer Auflage von 22 000 Exemplaren verbreitet werden konnte. Besondere Zielgruppe der unentgeltlichen Volkskurstabende und der zusätzlichen verbilligten Theatervorstellungen des Ausschusses war die lokale Rüstungsarbeiterschaft; den als Ersatz für ihre kämpfenden Männer in die Industrie entsandten Frauen wurden berufsvorbereitende Kurse, tausenden von Verwundeten in den städtischen Lazarettstellen Umschulungsberatungen angeboten. Nach dem Ende des Krieges führte der Ausschuß seine Arbeit auf gleicher konzeptioneller und ideologischer Grundlage fort.

Seitler wird seiner selbst gesetzten Begrenzung, nur „einen weiteren Mosaikstein in das noch immer konturlose Bild lokaler Volksbildungsaktivitäten und -träger um die Jahrhundertwende einzufügen“ (S.14) gerecht. Der ausführliche Dokumentenanhang (S.139–212) füllt die Analyse mit Leben und besitzt mit seinen zahlreichen Quellen auch einen eigenständigen Wert für die Geschichte der Beziehungen zwischen liberalem Bürgertum und Arbeiterschaft.

Michael Seligmann

FÜHRER, Karl Christian: Arbeitslosigkeit und die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland 1902–1927. Mit einem Vorwort von Peter-Christian WITT (= Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa 1914–1924; Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd.73). — Berlin: Colloquium Verlag 1990. XX, 610 S.

Gerade in Anbetracht von gegenwärtig ungefähr 3 Millionen Arbeitslosen in der BRD und einer angesichts der enormen Probleme in der ehemaligen DDR verstärkten Problemwahrnehmung wird die Bedeutung eines funktionierenden, heute weitgehend als selbstverständlich vorausgesetzten Systems sozialer Sicherung vor den Folgen der Arbeitslosigkeit immer deutlicher.

Führers Arbeit zur Arbeitslosigkeit und zur Entstehung der Arbeitslosenversicherung leistet jetzt einen wichtigen Beitrag zum Verständnis ihrer bisher viel zu wenig bedachten historischen Voraussetzungen. Während in der Geschichtsschreibung meist die Zeit der Weltwirtschaftskrise (mit 5–7 Millionen Arbeitslosen) im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht, wobei man leicht vergißt, daß Arbeitslosigkeit auch schon in den Jahren davor ein gravierendes gesellschaftspolitisches Problem war, beschäftigt sich Führer ausführlich mit dem Zeitraum bis zum (im Vergleich zu anderen Industriestaaten relativ späten) Inkrafttreten des „Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung“, der „einzige[n] innovative[n] gesetzgeberische[n] Maßnahme auf dem Felde der ‚klassischen Sozialpolitik‘ — gerichtet auf die Bedürfnisse der industriellen Arbeiterschaft und die quantitativ stark ausgeweitete Angestelltenschaft — in der Weimarer Republik“ (Peter-Christian Witt, S.VIII), im Jahre 1927. Obwohl in der Weimarer Republik ein Konsens über die Notwendigkeit öffentlicher Einrichtungen zur Unterstützung von Arbeitslosen bestand, tobte doch ein heftiger Streit um ihre unmittelbare institutionelle und strukturelle Ausformung.

Die Arbeit, in der Führer diesen „jahrzehntelangen Kampf um die Sicherung vor den wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit mit ihren ideologischen und politischen Implikationen, gestützt auf reiche archivalische und publizistische Überlieferung, beschreibt und analysiert“ (ebd.), umfaßt folgende Abschnitte: Nachdem in den ersten 5 Kapiteln die „Arbeitslosigkeit und die Arbeitslosenversicherung in der sozialpolitischen Diskussion“ im Kaiserreich, im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik erörtert werden, wird im folgenden Kapitel „Selbstverwaltung oder Staatsverwaltung“ das Kernproblem einer zu schaffenden Arbeitslosenversicherung, die Frage nach ihrem Träger und einer ihr angemessenen Verwaltungsstruktur, behandelt. Die Frage nach ihrer konkreten versicherungstechnischen Ausgestaltung (ihrer Finanzierung und eines Gefahrenausgleichs) steht im Mittelpunkt des Kapitels „Solidarität contra Gruppenegoismus“. Themen des letzten Kapitels sind schließlich „Anspruch und Realität der Hilfeleistungen“, in dem die Auswirkungen der jeweiligen (sozialpolitischen Ansprüchen kaum genügenden) Bestimmungen auf die Lebensumstände der betroffenen Arbeitslosen und ihre dominierende sozialdisziplinierende, weitgehende Verelendung in Kauf nehmende Funktion dargestellt werden.

Die Form und der Inhalt der Auseinandersetzungen sind durch die zentrale arbeitsmarkt- und gesellschaftspolitische Bedeutung der Arbeitslosenversicherung, einer Institution, die „entscheidend in die Machtverhältnisse der am Arbeitsmarkt beteiligten gesellschaftlichen Gruppen eingreift“, durch ihren „prekären sozialen Ort“ bestimmt.

Während bis 1920, solange Arbeitslosigkeit für die politisch instabile junge Republik noch einen „Angelpunkt der Innenpolitik“ bildete und die politischen Entscheidungsträger sich noch vor den radikalisierten Folgen der Arbeitslosigkeit fürchten mußten, viele Zugeständnisse in Richtung einer ausreichenden sozialen Sicherung der Lebensgrundlagen der Arbeitslosen gemacht wurden (auch die Erwerbslosenfürsorge wurde noch als „Prämie für die Staatssicherheit“ bezahlt), können wir nach 1920 trotz hoher Arbeitslosenzahlen eine gewandelte Haltung zum Problem Arbeitslosigkeit feststellen. Der sozialen Absicherung der Arbeitslosen als genuiner sozialpolitischer Aufgabe wurde jetzt ein geringer politischer Stellenwert beigemessen. Zu den Faktoren, die die amtliche Problembearbeitung bestimmten, gehörte neben der Höhe der Arbeitslosenzahlen und dem finanziellen Spielraum die Stabilität der allgemeinen politischen Verhältnisse, die innere Festigkeit des Staates und die Protestbereitschaft der Betroffenen.

Die Arbeit bietet ohne Zweifel eine unverzichtbare und solide empirische Grundlage für weitergehendere Fragestellungen und Forschungen und leistet einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis der Sozialpolitik und des politischen Systems der Weimarer Republik.

Gerade in der Alltagsperspektive (beim Blick auf die Lebensumstände und das Protestpotential der Arbeitslosen) gelingen Führer auch sozialgeschichtliche Entwürfe, die den Rahmen traditioneller (Rechts)Geschichtsschreibung, in dem sich die Arbeit (die auf schriftliches Quellenmaterial angewiesen ist und auf, auf das sozialwissenschaftliche Theorieangebot zurückgreifende, theoretische und gesellschaftsgeschichtliche Zugänge verzichtet) sonst bewegt, überschreiten. Eine stärkere Einordnung der dargestellten Entwicklungen in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge bzw. eine Bezugnahme auf internationale Entwicklungen und Erfahrungen, die der Leser manchmal vermißt, hätte wahrscheinlich den ohnehin großen Rahmen der detail- und umfangreichen Arbeit gesprengt. Eine Folgestudie für die Krisenjahre nach 1927 wäre wünschenswert.

Peter Wilding

KAISER, Jochen-Christoph: Sozialer Protestantismus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Inneren Mission 1914-1945. — München: Oldenbourg-Verlag 1989. XI, 506 S.

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Münsteraner Habilitationsschrift, die sich als Beitrag zur kirchlichen Zeitgeschichte versteht. Die Erforschung des bislang ignorierten Verbandsprotestantismus soll die Voraussetzungen schaffen, um zukünftig vergleichende Untersuchungen mit z.B. dem katholischen oder dem sozialdemokratischen Vereinswesen durchführen zu können. Ein solches Vorhaben dürfte erhebliche Probleme bereiten. Denn die Bedeutung des Vereinswesens im Protestantismus unterschied sich gerade dadurch von der im Katholizismus oder in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, daß es weder Ausdruck von noch Impuls für ein vergleichbar geschlossenes Milieu gewesen ist. Der Verf. weicht dieser Schwierigkeit aus, indem er sich kaum der Binnenstruktur des von ihm gewählten Vereines unterhalb der Leitungsebene widmet, sondern sich ganz auf die Politik der Vereinsleitung gegenüber der protestantischen Kirchenleitung einerseits und gegenüber konkurrierenden Verbänden und staatlichen Instanzen andererseits konzentriert. Als Beispiel für seine Untersuchung des Verbandsprotestantismus wählt er die Innere Mission, die sich durch ihre zweifache Zielsetzung der Volksmission sowie der sozialen Arbeit anbiete, die Innen- und Außenwirkung des protestantischen Vereinswesens herauszuarbeiten.

Die Untersuchung gliedert sich in drei chronologische Blöcke, in denen zugleich unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte gesetzt werden. Im ersten Kapitel, das sich mit der „Vorgeschichte“ der Centralverbandsbildung der Inneren Mission von 1920 beschäftigt, steht das Verhältnis des sich formierenden Verbandsprotestantismus zu den Kirchenleitungen, also die „Innenpolitik“, im Mittelpunkt. Dieses Verhältnis wird anhand des Prozesses, in dem sich das neu strukturierte Leitungsgremium der Inneren Mission herausformte, verdeutlicht. Im darauf folgenden Kapitel wird die „Außenpolitik“ der Centralverbandsleitung während der Weimarer Republik thematisiert. Nun rücken das Verhältnis des Centralverbandes der Inneren Mission zu den konkurrierenden Wohlfahrtsverbänden und, mit Hilfe der jetzt geschaffenen Reichszusammenschlüsse der Wohlfahrtsverbände, zu den staatlichen Behörden und Ministerien in den Blick. Wiewohl die Innere Mission sich nicht zur Weimarer Republik bekannte, so resümiert der Autor, bemühte sie sich, „sozusagen im Schlagschatten der Caritas und des staatstragenden

Zentrums die wohlfahrtspflegerischen Möglichkeiten, die auch [ihr] die Republik bot, voll auszuschöpfen“ (S.447). Trotz der damit einhergehenden partiellen Integration gab der Verband seine antidemokratische Haltung nicht auf und begrüßte die nationalsozialistische Machtübernahme.

Im letzten Kapitel, das sich mit dem Zeitraum des Nationalsozialismus beschäftigt, werden die beiden bislang voneinander getrennten Perspektiven der Innen- und Außenwirkung abwechselnd eingenommen. So wird einerseits dargestellt, wie sich die Leitung des Centralverbandes, parallel zum Verhalten der evangelischen Landeskirchen, dem neuen Staat andiente, ohne sich jedoch die in der Republik genossene Handlungsfreiheit erhalten zu können. Andererseits, so führt Kaiser aus, ergriff der Centralverband in dem bald einsetzenden Kirchenkampf weder für die Reichskirche der Deutschen Christen noch für die Bekennende Kirche Partei, sondern verhielt sich aus Loyalität zum eigenen Verband neutral, um so nicht zuletzt staatliche Eingriffe in die eigene Wohlfahrtsarbeit zu vermeiden.

Auf den letzten fünf Seiten seines Resümées versucht der Verf., seine Ergebnisse auf zwei aktuelle und eng miteinander verbundene Debatten in der historischen Forschung zu beziehen: „Es geht um die Wertung des Anteils von Kirche und Innerer Mission an der eugenischen Debatte und damit verbunden um die Sicht des ‚kirchlichen Widerstands‘ [...]“ (S.453). Er verweigert sich „undifferenzierten Schuldzuweisungen“ (ebd.) und entläßt statt dessen die Innere Mission ein Stück weit aus ihrer Verantwortung, indem er auf die breite gesellschaftliche Akzeptanz von „Sozialtechnologien“ einerseits und das Schweigen der Kirche andererseits hinweist. Diese abschließende Wertung steht in scharfem Gegensatz zu der weiter vorne gegebenen Bilanz über die Haltung der Inneren Mission, die die staatliche Rassenhygiene und später auch die „Euthanasie“ grundsätzlich mitgetragen und sich lediglich gegen die Einbeziehung einzelner Gruppen gewendet habe (S.384–390, insbs. S.387–389). Auch im Hinblick auf die „Widerständigkeit“ der Inneren Mission plädiert Kaiser nun dafür, es dürfe „das von der Inneren Mission repräsentierte Resistenzpotential nicht unterschätzt werden“ (S.457). Dieses „Resistenzpotential“ sieht er nicht in den meist vergeblichen Bemühungen, staatliche Anweisungen abzumildern, sondern darin, daß die Innere Mission, gemeinsam mit der Caritas, „in der Lage [war], sich auf einen kirchlich positiv konditionierten und zahlenmäßig einflußreichen Bevölkerungsteil zu stützen, den der Nationalsozialismus nicht einfach mit tiefen Einschnitten in traditionell von konfessionellen Verbänden betreute Arbeitszweige vor den Kopf stoßen konnte, ohne eine das System destabilisierende Beunruhigung zu riskieren.“ (Ebd.) So plausibel diese Interpretation, die für den Caritasverband nachgewiesen ist, sich auch liest, so wenig Geltung kann sie bislang für die Innere Mission beanspruchen. In der vorliegenden Untersuchung, die sich auf die Leitungsgremien konzentriert, wird sie nicht erhärtet.

Christiane Eifert

ROSENTERTER, Robert: **Blaujacken im Novembersturm. Rote Matrosen 1918/1919** (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1988. 267 S., 102 Abb.

Schon der Titel dieses Taschenbuches über die deutsche Revolution von 1918/19 verrät die Machart. Es handelt sich um eine mit flotter Feder geschriebene und mit interessantem Bildmaterial veranschaulichte, populäre Darstellung. Sie basiert nicht auf eigenen historischen Quellenforschungen des Autors. Vielmehr ist sie ganz aus der Literatur gearbeitet, und hier wiederum vornehmlich aus jener Sparte, die der kommunistischen Sehweise verpflichtet ist. Daneben sind Äußerungen von in der DDR lebenden Zeitzeugen eingearbeitet, nämlich von Mitstreitern der damaligen Matrosenbewegung, die der Autor in den 50er und 60er Jahren hinsichtlich ihrer Erlebnisse in der Revolutionszeit befragt hatte.

Robert Rosentreter, ein Fregattenkapitän der Nationalen Volksarmee, 1988 „Mitarbeiter der Politischen Verwaltung der Volksmarine“, verfolgt mit seinem Buch das erklärte Ziel, „die Traditionen der revolutionären roten Matrosen in Erinnerung zu rufen“ (Klappentext), um dieses Erbe für die Volksmarine nutzbar zu machen. In einem lockeren und gefälligen Erzählstil wird berichtet über die Matrosenmeuterei in Wilhelmshaven Ende Oktober 1918, über den Matrosenaufstand in Kiel, der das Signal zur Novemberrevolution im ganzen Reich gab, über die Aufstellung der sogen. Volksmarinedivision im November 1918 in Berlin sowie den Anteil der „roten Matrosen“ an den Kämpfen in Berlin zwischen Dezember 1918 und März 1919 sowie im April 1919 in München.

Analytische Ambitionen hat der Autor nicht. Er lehnt sich statt dessen an die vorgegebenen Denkschemata an. Besonders deutlich wird dies etwa ab der Mitte des Buches, wo Karl Liebknecht, die Spartakusgruppe und dann die KPD die politische Bühne betreten. Die Einteilung in „gut“ und „böse“ ist übersichtlich: Hier etwa „die Marine-Halbgötter“, die nun „am Ende ihres Lateins“ waren, oder die „Freikorpsbanditen“ oder „Noske und seine Gesinnungskumpane“ mit ihrer „verräterischen Politik“, dort die unter dem Begriff der „roten Matrosen“ beziehungsweise der „Bordproleten“ zusammengefaßten Mannschaftssoldaten der Marine.

Besonders ärgerlich ist der Tatbestand, daß Rosentreter es versäumt, seinen Gegenstand, nämlich die „roten Matrosen“, denen er idealisierend und pauschalierend das Etikett „revolutionär“ umhängt, im Hinblick auf ihre soziale und politische Herkunft und, wichtiger noch, hinsichtlich ihrer aktuellen politischen Vorstellungen näher zu untersuchen und damit auch begrifflich schärfer zu fassen. Statt die Begrenztheit der politischen Vorstellungswelt jener Matrosen zu verstehen und ihre Ursachen zu analysieren, wird beispielsweise — mit einer Autorität im Rücken — kritisiert, daß sie das nicht anstreben, was eine kommunistische Geschichtsschreibung von ihnen erwartet hätte: „Kurt Zeisler kam zu dem treffenden Schluß, daß die Matrosen, denen die konsequente Führung durch eine revolutionäre Partei fehlte, nur das Nahziel sahen: die Beendigung des Krieges durch den revolutionären Kampf der Volksmassen, nicht aber die notwendige Weiterführung dieses Kampfes bis zur Beseitigung des bürgerlichen Staates“ (S.47). An anderer Stelle (S.103 und S.191ff.) werden — unter Berufung auf Wilhelm Pieck — jene Arbeiter und Matrosen kritisiert, die von der Devise des bewaffneten revolutionären Kampfes nichts wissen wollten.

Gleichwohl kann man diesem Taschenbuch eine interessante Seite abgewinnen. Denn dem Autor gelingt es über weite Strecken seiner Darstellung, eine Perspektive durchzuhalten, die hierzulande in der traditionellen Militärgeschichtsschreibung nahezu vollständig ausgeblendet wird: die Perspektive des „kleinen Mannes“ in Uniform, der am Ende des Ersten Weltkrieges den Mut und die Kraft aufbrachte, den Gehorsam zu verweigern und der damit tatsächlich den Anstoß für einen revolutionären Veränderungsprozeß gab.

Wolfram Wette

HÜRTEN, Heinz: Der Kapp-Putsch als Wende. Über Rahmenbedingungen der Weimarer Republik seit dem Frühjahr 1920. Hrsg. von der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. — Opladen: Westdeutscher Verlag. 1989. 42 S.

REICHARDT, Hans J.: Kapp-Putsch und Generalstreik März 1920 in Berlin. „Tage der Torheit, Tage der Not“ (= Ausstellungskataloge des Landesarchivs Berlin, Bd.10). — Berlin: Nicolai 1990. 159 S.

Zweifellos befinden wir uns am Ende einer Epoche, mag dieses nun als „Ende der Nachkriegszeit“ oder noch weiter als „Ende des 20. Jahrhunderts“ firmieren. Ein Indiz dafür sind die zunehmenden Versuche, zumindest Teile gerade der deutschen Geschichte umzubewerten und gelegentlich auch umzuschreiben. Einen Ansatz in dieser Richtung stellt der vorliegende Vortrag von Heinz Hürten zum Kapp-Putsch dar.

Die Ereignisse vom März 1920, die als Kapp-Lüttwitz-Putsch in die Geschichte eingegangen sind, stellen ein Schlüsselereignis der frühen Weimarer Republik dar, das meist im Zusammenhang von Versäumnissen bei der Demokratisierung des Staates und seiner wichtigen Institutionen Militär und Verwaltung gesehen wurde. Genau hier setzt Hürten ein, indem er seine Betrachtungen zur innenpolitischen Rolle des Militärs im Rahmen einer „kritischen Reflexion“ der „beliebten Rede von den ‚Geburtsfehlern‘ der Weimarer Republik“ sehen möchte. Im Kern und explizit läuft Hürtens Argumentation auf eine Rechtfertigung der politischen Linie Noskes hinaus. Seit dem „Bündnis“ Ebert-Groener vom 11. November 1918 sei dem Militär eine klare innenpolitische Aufgabe zugewiesen gewesen, die auch durch die Weimarer Verfassung zunächst nicht grundlegend geändert worden sei. Hürtens These lautet dann: Die konsequente Fortführung des Bündnisses zwischen alter Elite und Militär und der neuen, sozialdemokratisch geführten Regierung hätte der Republik bessere Überlebenschancen geboten, da sie zu einer „Politik des inneren Ausgleichs“ geführt hätte.

Diese These ist durchaus als eine bewußte Provokation der landläufigen Forschungsmeinung gedacht, was ihre Fragwürdigkeit jedoch in keiner Weise mindert. Nach den Darlegungen Hürtens sei der Konsens zur Abwehr des „Bolschewismus“, und damit „die Grundlage des bisherigen politischen Systems“, im Zuge des Putschversuchs vom März 1920 von beiden Seiten aufgekündigt worden. Bei dem Versuch, diese Auffassung zu begründen, zeigt sich schnell, daß Hürten sich dabei doch allzusehr auf den „geistigen Horizont“ der Militärs, den er aufhellen möchte, eingelassen hat. Anhand des Beispiels zweier Offiziere legt er dar, daß erst das Handeln der Regierung die Generäle für den Putsch empfänglich gemacht habe, dessen zeitweiligen Erfolg er im übrigen dem dienstlichen Unterstellungsverhältnis und der bewußten Fehlinformation der Truppe anlastet.

Eher noch größere Verantwortung für die Aufgabe des Konsenses komme der Regierung durch die Unterschrift der sozialdemokratischen Minister unter den Aufruf zum Generalstreik am 13. März 1920 zu. Bei Hürtens Schilderung der Reaktion der Truppe ist eine Distanz kaum noch erkennbar; im Indika-

tiv heißt es dort: „Der Sinn des Dienstes für die Republik als solcher war für den Soldaten in Frage gestellt, wenn deren leitende Kräfte nicht mehr für Arbeit, Ordnung und Gesetz eintraten, sondern für ‚Bolschewismus‘“. In der Konsequenz dieses Aufrufs zum Generalstreik und des damit verbundenen Rucks der SPD nach links habe eine „tiefgreifende Wandlung des politischen Systems“ stattgefunden, und die Zurückdrängung der Reichswehr aus der Innenpolitik habe eine „Lockerung ihrer Bindung an den konkret gegebenen Staat und seine Regierung“ zur Folge gehabt, wogegen die Politik Noskes die Möglichkeit zur dauerhaften Bindung der Militärs an die Republik geboten hätte. — Hürtens These zur Neuinterpretation des Kapp-Putsches mag einen Anstoß für Forschungskontroversen abgeben; überzeugend ist sie in der hier vorgetragenen Form nicht, bestenfalls stellt sie, wie bereits gesagt, eine Provokation der Zunft dar.

Der von Hans J. Reichardt herausgegebene und eingeleitete Ausstellungskatalog des Landesarchivs Berlin ist ein ganz außergewöhnlich gelungenes Werk. Die knappe und doch fundierte Einleitung führt auch den der Thematik ferner Stehenden anhand des aktuellen Forschungsstandes in das Thema ein. Es folgt dann die hervorragende Reproduktion zahlreicher Fotos, Aufrufe, Flugblätter und Zeitungsseiten, die die Vorgänge während des Kapp-Putsches in Berlin ausführlich dokumentieren. — Ein „Bilderbuch“, das man mit Gewinn wieder aus der Hand legt.

Thomas Kurz

JUNG, Otmar: **Volksgesetzgebung. Die „Weimarer Erfahrungen“ aus dem Fall der Vermögensauseinandersetzungen zwischen Freistaaten und ehemaligen Fürsten.** 2 Bde. — Hamburg: Verlag Kovač 1990. 1211 S.

Der Anspruch dieser umfassenden Arbeit wird klar definiert: Negative „Weimarer Erfahrungen“, die den Verfassern des Grundgesetzes als Mahnung hätten dienen können, plebiszitäre Elemente in diese Verfassung aufzunehmen, gibt es nicht, wie am Beispiel der Auseinandersetzung über das Fürstenvermögen zu zeigen sei.

Dem Autor ist zuzustimmen, daß viele Bestimmungen unserer Verfassung mit Erfahrungen aus „Weimar“ unterlegt werden, die sich bei näherem Zusehen nicht nachvollziehen lassen. Überwiegend dürfte dies aber daran liegen, daß historische Konstellationen sich nicht nachstellen lassen und damit auch die zu ihrer Bewältigung formulierten Normensysteme und deren Exekutierung sich überwiegend nur aus der Zeit bewerten lassen. Gerade der klare Hinweis von Jung, daß die sogen. Volksgesetzgebung zu dem hier angesprochenen Komplex am Ende der eigentlichen Auseinandersetzung über die Fürstenvermögen stand und allein durch die Folgen der Inflation für breite Bevölkerungsschichten seine Sprengkraft entfaltete, macht deutlich, daß die in diesem Zusammenhang zu gewinnenden Erfahrungen eher zufallsbedingt sind und sich für generelle Schlußfolgerungen schlecht eignen. Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten muß es überhaupt dahinstehen, ob Einmalvorgänge selbst bei sorgfältigster Auswertung, die man dem Autor bescheinigen muß, generelle Schlußfolgerungen zulassen, wenn sie ins Verhältnis zu einer Unzahl administrativer Einzelentscheidungen, parlamentarischer Bemühungen und Urteile der Gerichtsbarkeit gestellt werden, die für sich genommen wiederum ein Maß an Differenziertheit aufweisen, das es schwerfallen läßt, zu mehr als politischen Wertungen zu kommen.

Hier scheint mir die größte Stärke der Arbeit zu liegen, da Jung es sich nicht nehmen läßt, den politologisch-soziologischen Ansatz unter klarer Hervorkehrung seiner Meinung, daß nur links von der SPD tragfähige Konzepte vorhanden gewesen seien, wie einen roten Faden durch die Arbeit zu ziehen. Ich teile diese Auffassung nicht, da ich zu keinem Zeitpunkt innerhalb der Abläufe seit der November-Revolution die machtmäßigen Grundlagen als vorhanden ansah, die es ermöglicht hätten, die Frage der Fürstenvermögen in der Weise zu regeln, in der Bismarck mit dem Hannoverschen Haus 1850 verfahren war. Sein Standpunkt, daß staatsrechtliche Fragen sich nicht aus dem Blickwinkel eines Kreisrichters lösen lassen, ist mit Sicherheit richtig, läßt sich aber kaum in einer Republik realisieren, in der die Kreisrichter sich überwiegend der alten Ordnung verpflichtet fühlen.

Der erste Band behandelt in 25 Einzeldarstellungen die Auseinandersetzung in den einzelnen Ländern, wobei Jung hervorhebt, daß zur Bizarrerie der Volksbewegung bei aller Würdigung des preußischen Schubs gehöre, daß sie ihren Anstoß aus Thüringen, ihre Pointen aus Mecklenburg und ihren haut gout aus Braunschweig bezog. Die Fülle der Fakten, die umfassende Dokumentation der Hergänge, das Ausleuchten der juristischen und politischen Auseinandersetzungen dieser Komplexe dürfte auf Dauer Maßstäbe setzen, wobei eher bitter anzumerken ist, daß die Nationalsozialisten und nach dem Zweiten Weltkrieg die alliierten Administrationen deutlichere Akzente zu setzen vermochten, als deutsche

Revolutionsregierungen in den Jahren 1918 und 1919, die sich zwar die Passiva der Fürsten aufdrücken ließen, aber bei den Aktiva häufig bereit waren, bisheriges Fürstenvermögen plötzlich als Privateigentum zu behandeln.

Dabei mag sicher eine Rolle gespielt haben, daß sich die Lage der Fürstenvermögen als ungemein kompliziert erwies und dabei zum Teil bis in Regelungen des 15. Jahrhunderts zurückgegriffen werden mußte. Angesichts des heutigen Dilemmas der Aufarbeitung von vierzig Jahren Vermögensgeschichte der DDR wird es weiter von Interesse sein, daß manche der Auseinandersetzungen erst nach dem Zweiten Weltkrieg — zwangsweise — ihren Abschluß fanden und damit im Zuge der gegenwärtigen Entwicklung durchaus wieder aufgreifbar sein könnten. Der Versuch, diese sich hinziehenden endlosen und zum Teil empörenden Ergebnisse der Regelung der Fürstenvermögen doch noch reichseinheitlich, gestützt auf Volksbegehren und Volksentscheid nach Art. 153 WRV, einer Lösung zuzuführen, ist bekanntlich am Widerstand des Bürgerblocks in der Weimarer Republik gescheitert.

Jung bezieht in seiner abschließenden Beurteilung die Kriterien Transparenz, Partizipation, Konsens und Konflikt, Optimierbarkeit, Kosten, Komplexität, Richtigkeit und legitimationsstiftende Kraft ein. Er meint, daß der Versuch, das beschriebene Problem im Wege der Volksgesetzgebung zu lösen, den parlamentarischen Bemühungen nach demokratischen Kriterien zumeist überlegen, mindestens jedoch gleichrangig war und ihm nur noch einem einzigen Kriterium, der Optimierbarkeit, nachstand. Mit Sicherheit hat die öffentliche Diskussion und Kampagne der Bevölkerung die Möglichkeit gegeben, sich mit einer nachvollziehbaren Fragestellung, die zugleich die eigene Lage zu spiegeln fähig war, auseinanderzusetzen. Für die Möglichkeit, derartig komplexe Fragestellungen in einem Volksgesetzgebungsverfahren befriedigend zu regeln, hat aber eben dieser Vorgang nichts erbracht.

Leider wird die Frage nicht behandelt, ob bei relativ pauschalen Fragestellungen nicht die demokratische Linke stets in einem Nachteil gegenüber einer pauschalierenden und polemisierenden Rechten ist. Mir ist jedenfalls kein historischer Vorgang bekannt, in dem nicht bei derartigen Vorgängen die Mitte den Ausschlag gab, die immer etwas verlieren zu können glaubte.

Klaus Riebenschläger

Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Von den Anfängen bis heute.

Hrsg. von Hans-Otto HEMMER und Kurt Thomas SCHMITZ. Mit Beiträgen von Siegfried MIELKE . . . Tabellenanhang: Klaus Armingeon. Literaturverzeichnis und Register: Gabriele Weiden. — Köln: Bund Verlag 1990. 582 S.

Der von Hans-Otto Hemmer (Chefredakteur der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“) und Kurt Thomas Schmitz (IG-Metall-Vorstand) herausgegebene Sammelband versteht sich als Fortsetzung des 1987 von Ulrich Borsdorf herausgegebenen Buches über die „Geschichte der deutschen Gewerkschaften bis 1945“, als „Kompletierung einer Gesamtgeschichte der deutschen Gewerkschaften“, allerdings ohne die Geschichte des FDGB — was gut ist, denn diese Geschichte muß erst noch geschrieben werden; und da wünscht man sich in jedem Fall mehr als nur einen Beitrag in einem Sammelband.

Die Geschichte der Gewerkschaften nach 1945 ist inzwischen gut dokumentiert, eine Darstellung „bis heute“ stößt allerdings auf Schwierigkeiten (Quellenlage etc.). Die Herausgeber sind sich dieser Problematik bewußt und haben, wie sie schreiben, aus der Not eine Tugend gemacht und nicht nur Historiker, sondern auch Sozial- und Politikwissenschaftler für diesen Band gewonnen. Das ergibt in der Tat ein Neben- und Nacheinander verschiedener Ansätze, eine Methoden- und Darstellungsvielfalt, die den Reiz der Lektüre erhöht. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf sämtliche Beiträge detailliert einzugehen, für alle gilt jedoch, daß sie durchweg sehr lesenswert sind und interessante neue Erkenntnisse bieten.

Siegfried Mielke (Freie Universität Berlin) beschreibt die Neugründung der Gewerkschaften in den westlichen Besatzungszonen von 1945 bis 1949 (S.19–83). Dies ist die bei weitem am besten erforschte Phase der Gewerkschaften (nicht zuletzt durch Mielke selbst); vielleicht gehen auch deshalb die Interpretationen am weitesten auseinander. Bekanntlich sind die frühen Pläne einer zentralistischen Einheitsgewerkschaft gescheitert — in erster Linie an der Haltung der Militärregierung —, und das Ergebnis war die Einheitsgewerkschaft, wie sie sich im DGB darstellt. Für Mielke ist die organisatorische Erfolgsbilanz „keineswegs negativ“, er sieht das Scheitern der frühen Pläne aus demokratietheoretischer Sicht „eher als Vorteil“. Die Bilanz hinsichtlich der Wirtschafts- und gesellschaftlichen Neuordnungsvorstellungen der Gewerkschaften sieht er dagegen „eher negativ“. Die letztgenannte Bilanz würde ich auch so ziehen; zu fragen wäre aber doch wohl, ob das Scheitern bei den Neuordnungsvorstellungen nicht auch mit den Problemen bei der Organisation zusammenhängt, d.h., daß auch die organisatorische Bilanz wohl eher negativ zu sehen ist. Aber darüber ließe sich trefflich streiten.

Werner Müller (Universität Mannheim) beschäftigt sich mit der Gründung des DGB, dem Kampf um die Mitbestimmung, dem programmatischen Scheitern und dem Übergang zum gewerkschaftlichen Pragmatismus (S.85–147). Kampf um die Mitbestimmung, das war der Kampf zur Sicherung der im Jahre 1947 erreichten Mitbestimmung im Montanbereich. Mir ist nicht bekannt, ob die Kampfbereitschaft der Gewerkschaften später noch einmal so groß gewesen ist wie in jenen Wochen und Monaten gegen Ende 1950: In der IG-Metall sprachen sich fast 96 % der Mitglieder für einen Arbeitskampf aus, in der IG-Bergbau waren es rd. 93 %. Auf Initiative Adenauers kam es damals zu Gesprächen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften, und am Ende stand im Frühjahr 1951 das Gesetz über die Montanmitbestimmung. Ob der Sieg der Gewerkschaft nur ein Mythos war, wie andere Autoren behaupten (Horst Thum), darüber kann weiter gestritten werden. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß die IG-Chemie bei dieser Diskussion vom DGB-Vorstand ziemlich im Stich gelassen worden ist. Dem Sieg folgte dann auch sogleich eine entscheidende Niederlage beim Betriebsverfassungsgesetz, das sogar hinter die Position des Betriebsrätegesetzes aus dem Jahre 1920 zurückfiel.

Helga Grebing (Universität Bochum) untersucht für den Zeitraum 1955–1965 die Frage, ob die Gewerkschaften nun eine „Bewegung“ oder eine „Dienstleistungsorganisation“ gewesen sind (S.149–182). Sie geht kurz auf die Positionen von Theo Pirker, Wolfgang Abendroth und Jürgen Seifert ein (Seifert: Gewerkschaft als „Gegenmacht“, „gegen die bestehende Machtverteilung gerichtete, auf Neuordnung gerichtete Macht“). Für Grebing stellt sich die Alternative „Ordnungsfaktor oder Gegenmacht“ nicht, für sie sind die Gewerkschaften immer beides zugleich, anders — und mit den Worten Otto Brenners auf dem Gewerkschaftstag der IG-Metall im September 1958 formuliert: „Die Erhaltung der politischen Demokratie und ihr Ausbau ist Vorbedingung für Existenz und Wirkung unabhängiger Arbeitnehmerorganisationen. Darum müssen die Gewerkschaften aktiv sein und die Demokratie verteidigen.“ Problematisch war da der gewerkschaftliche Kampf gegen die Atombewaffnung und gegen die Notstandsgesetzgebung (die Grebing ausführlich untersucht), wo das demokratisch gewählte Parlament klare Entscheidungen getroffen hatte. Grebing hält es für „unzutreffend“, das außerparlamentarische Engagement der Gewerkschaften nur als „Etappen des Rückzugs aus der politischen Diskussion [zu begreifen]“. Auch darüber ließe sich trefflich streiten.

Rainer Kalbitz (Universität Dortmund) untersucht die gewerkschaftliche Tarifpolitik in den Jahren des Wirtschaftswunders (S.185–247). Angesichts der politischen Entwicklung in der Bundesrepublik war es demnach utopisch zu glauben, der DGB könne die Grundsatzforderung seines Münchener Gründungskongresses aus dem Jahre 1949 noch realisieren, nämlich eine Neuordnung der Wirtschaft zu erreichen. Die Gewerkschaften konzentrierten sich fortan auf die Kernaufgabe gewerkschaftlichen Handelns: die Regelung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen mit Hilfe der Tarifpolitik in Tarifverträgen. Im Bereich der Arbeitszeitverkürzung bei Lohnausgleich waren die IG-Bergbau und die Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten die Vorreiter. Im Bergbau wurde im April 1953 die 7,5-Stunden-Untertageschicht eingeführt, in der Zigarettenindustrie wurde die wöchentliche Arbeitszeit von 48 auf 42,5 Stunden reduziert. In der Metallindustrie erfolgte die Reduktion der wöchentlichen Arbeitszeit kontinuierlich: 1956 von 48 auf 45 Stunden, 1959 44 Stunden, 1965 40 Stunden. Dies war die magische Zahl; danach zerbrach der geltende Konsens bei den Arbeitszeitverkürzungen: für 35 Stunden waren nunmehr Streiks und Aussperrung angesagt.

Arno Klönne und Hartmut Reese (beide Gesamthochschule Paderborn) untersuchen die Politik der Gewerkschaften in der Zeit der großen Koalition (S.251–279), den „Zeiten des Umbruchs“: Die wirtschaftliche Rezession 1966/67 bedeutete das Ende der Phase des „Wirtschaftswunders“, die SPD erstmals in der Regierung, Gefahren eines neuen Rechtsextremismus (NPD), Ostermarschbewegung, Notstandsgesetze, Studentenbewegung, spontane Streiks 1969. Die DGB-Gewerkschaften waren damals bereit, ihren Beitrag zur Lösung der Wirtschaftskrise zu leisten, wiesen aber darauf hin, daß dies nicht zu einer „dauernden Benachteiligung der Arbeitnehmer“, sprich Lohnverlust, führen dürfe. Als es wieder aufwärts ging, forderten sie einen entsprechenden „Lohnnachschlag“. Die große Koalition sahen sie allerdings auch als Chance, die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in Großunternehmen und Großkonzernen auszuweiten. Der DGB legte einen eigenen Gesetzentwurf vor, der jedoch nicht realisiert werden konnte. Im übrigen war das Verhältnis Gewerkschaften — SPD damals erheblich getrübt, glaubte doch so mancher Gewerkschafter, die SPD würde mehr Rücksicht auf die Unternehmen als auf die Gewerkschaften nehmen. Eine erfolgreiche Bilanz konnten die Gewerkschaften am Ende der nun beginnenden Periode unter Kanzler Brandt bis 1974 ziehen, wie Klaus Lumpe (Universität Braunschweig) zeigt (S.283–338). Im Mittelpunkt seines Beitrages stehen die gesetzliche Verankerung der paritätischen Mitbestimmung und die Reform der beruflichen Bildung; er untersucht weiter Organisation und Grammatik der Gewerkschaften sowie deren Rolle in Betrieb, Gesellschaft und Politik.

Klaus von Beyme (Universität Heidelberg) und Walther Müller-Jentsch (Gesamthochschule Paderborn) beschäftigen sich mit der Gewerkschaftspolitik in der Wirtschaftskrise 1973–1978 bzw. 1978/79–1982/83 (S.339–374 bzw. S.377–412). Am Ende dieser Phase standen 2 Millionen Arbeitslose; dies hatte gravierende Auswirkungen auf die Politik der Gewerkschaften. Es gab Niederlagen im politischen Bereich, viele Reformprojekte scheiterten, es gab keine Wirtschafts- und Sozialräte, es gab auch keine Vollbeschäftigungsgarantie mehr. So wurde die Zeit bis 1982 zu einer „notwendigen Phase im mühsamen Umorientierungsprozeß von traditionsreichen Organisationen in turbulenten Umwelten, eine Inkubationszeit, in der alte Konzepte und Strategien brüchig wurden, und das Neue sich embryonal ankündigte“.

In einem abschließenden Kapitel untersuchen Hemmer, Schmidt und Werner Millert (DGB-Bundesvorstand) die Entwicklung seit 1982. Sie gehen ausführlich auf die Neue-Heimat-Affäre und das Ende der gewerkschaftlichen Gemeinwirtschaft ein und kommen zu dem Schluß, daß „der Traum, dem Kapitalismus ökonomisch mit eigenen Waffen Paroli zu bieten und ihn so gleichsam von innen zu reformieren, ausgeträumt“ sei. Es fällt schwer, die Neue Heimat und andere Unternehmungen als einen solchen Traum zu sehen. Die Bundesrepublik jedenfalls ist auf dem Weg zu einer Dienstleistungsgesellschaft; damit aber stehen die Gewerkschaften vor neuen Herausforderungen. Andere Probleme kommen hinzu: die Solidarität mit den ausgebeuteten Arbeitnehmern in der Dritten Welt bei gleichzeitigem Kampf für den Erhalt von Arbeitsplätzen im eigenen Land, die zunehmende Internationalisierung der Produktion, der gemeinsame Markt Europa 1993 und all jene Fragen, die mit dem Fall des Eisernen Vorhanges zusammenhängen. Denkt man darüber nach, so wird klar, daß völlig neue und nur schwer zu bewältigende Aufgaben vor den deutschen Gewerkschaften liegen. Mit den Worten der Autoren: „Zu bleiben wie man ist und dabei doch auch gründlich anders zu werden — das ist eine große Herausforderung und eine schwer zu lösende praktische Aufgabe.“

Fazit: Ein nützliches, interessantes Buch, das hoffentlich viele Leser findet.

Rolf Steininger

Neubeginn bei Eisen und Stahl im Ruhrgebiet. Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der nordrhein-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie 1945–1948. Bearb. von Gabriele MÜLLER-LIST (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Reihe 4: Deutschland seit 1945, Bd.6). — Düsseldorf: Droste 1990. 420 S.

Nach dem politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenbruch 1945 als Folge einer verbrecherischen Machtpolitik schien das kapitalistische Wirtschaftssystem in Deutschland am Ende zu sein. Eine Neuordnung von Grund auf war angesagt. Das war Konsens bei SPD, Gewerkschaften und „linkem“ Flügel der CDU. Nach Meinung Kurt Schumachers konnte Deutschland nur demokratisch sein, wenn seine Wirtschaftsordnung sozialistisch war. Die Gewerkschaften forderten ebenfalls eine Sozialisierung der Schlüsselindustrien und die Gleichstellung der Arbeitnehmer mit den Arbeitgebern, d.h., Parität in der ganzen Wirtschaft und in den einzelnen Betrieben, der Zonenausschuß der CDU der britischen Zone konnte noch im Februar 1947 in Ahlen feststellen, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden sei. Die „antikapitalistische Sehnsucht“ nach 1945 schien Erfüllung zu finden angesichts einer „Sternstunde“ gesellschaftspolitischer Möglichkeiten, hatte doch auch die britische Labour-Regierung die Sozialisierung auf ihre Fahnen geschrieben. Daß bei der Entscheidung zur Sozialisierung in der britischen Zone primär sicherheitspolitische Überlegungen eine Rolle spielten, war dabei sekundär.

Im Juni 1946 beschloß das britische Kabinett, sämtliche Schlüsselunternehmen in der britischen Zone zu beschlagnahmen. Die deutschen Arbeiter sollten an der Leitung der Betriebe beteiligt und auf diese Weise frühzeitig mit deren Führung vertraut gemacht werden. Die öffentliche Ankündigung erfolgte dann jedoch erst am 20. August; da geeignete Offiziere fehlten, wurden allerdings nur die Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie beschlagnahmt und in die am gleichen Tag als oberste Kontrollstelle gegründete „North German Iron and Steel Control“ übergeführt. Direktoren und Geschäftsführer sowie alle übrigen leitenden Personen dieser Betriebe wurden gleichzeitig angewiesen, auf ihrem Platz zu bleiben und bis auf weiteres die Geschäfte der Unternehmen auf „übliche“ Weise fortzuführen. Weiter hieß es, eine endgültige Entscheidung über die Zukunft der Eisen- und Stahlindustrie sei noch nicht gefallen, aber „in jedem Fall werden die Besitzer enteignet und nie wieder in den Besitz der Werke gelangen“. Diese Maßnahme war auch gedacht als erster Schritt zur Erfüllung des Artikels 12 des Potsdamer Abkommens, die Konzerne zu entflechten. Auf Anordnung der britischen Kontrollbehörde wurde im Oktober 1946 in Düsseldorf die „Treuhandverwaltung“ gegründet und als Leiter Heinrich Dinkelbach

bestellt, der bis dahin Vorstandsmitglied der Vereinigten Stahlwerke gewesen war. Die Briten wollten damals Entflechtung und Sozialisierung gleichzeitig; während es in der Sozialisierung keine Fortschritte gab, wurde im Februar 1947 mit der Entflechtung begonnen: Vier Gesellschaften (Hüttenwerk Oberhausen AG., Hüttenwerk Hoerde AG., Stahlwerke Bochum AG., Hüttenwerk Haspe AG.) übernahmen Anlagen und Werke der Ruhr-Schwerindustrie von ihren bisherigen Mutterkonzernen als Pächter. Erstmals waren Arbeitnehmer und Vertreter der Wirtschaft in den Aufsichtsräten der neuen Gesellschaften paritätisch vertreten. Damit schien das Zeitalter der „Herren von Stahl und Kohle“ beendet zu sein, der „erste bescheidene Schritt“ auf dem Gebiet zur Demokratisierung der Wirtschaft war getan, wie das der spätere Vorsitzende des DGB, Hans Böckler, damals formulierte.

Dieser Schritt allerdings war *ohne* Zutun der Gewerkschaften getan worden. Der britische Entflechtungsplan und dieses Modell der Mitbestimmung entsprachen weitestgehend den Vorstellungen Dinkelbachs, er spielte in all diesen Dingen offensichtlich eine zentrale Rolle. Am Ende war dies dennoch eine Entscheidung der Besatzungsmacht.

Die vorliegende Dokumentation zeigt erstmals den Entscheidungsprozeß auf deutscher Seite, der zur Entflechtung und zur Einführung der Mitbestimmungsregelung in den neuen Werken führte. Anhand bislang unzugänglicher Materialien (vor allem aus den Firmenarchiven von Klöckner, Mannesmann, Thyssen und Krupp) wird deutlich, daß die Unternehmen keineswegs so mitbestimmungsfreudig waren, wie das später oft den Anschein hatte. In der besonderen Not der Situation lehnten sie allerdings auch die von Dinkelbach vorgeschlagene Mitbestimmungsregelung nicht ab, vielmehr ging es ihnen darum, die „Vivisektion“, wie sie das Entflechtungsmodell Dinkelbachs nannten, beinahe um jeden Preis zu verhindern — auch mit Hilfe der Gewerkschaften. Sie fürchteten das Ende der „Muttersgesellschaften“ — und dabei ging es auch um das bisherige Eigentum. Sie boten als Gegenleistung an, die Arbeitnehmer durch Vertretung in Aufsichtsrat und Vorstand maßgeblich an der Leitung der Unternehmen zu beteiligen. Die Gewerkschaften machten nicht mit, beschränkten sich auf die von der Besatzungsmacht angebotene paritätische Mitbestimmung und hofften weiter auf eine Sozialisierung. Müller-List hat eindrucksvolle Dokumente (insgesamt 124) zusammengetragen, die die Auseinandersetzungen zwischen Dinkelbach, den Unternehmern und den Gewerkschaften mit Blick auf die Entflechtung und Mitbestimmung deutlich machen. So mancher Unternehmer fand damals starke Worte, weniger gegen die Mitbestimmung als gegen die Art und Weise, wie die Briten bzw. Dinkelbach die Entflechtung durchführen wollten. Damals jedenfalls wurde die Mitbestimmung von ihnen nicht in Frage gestellt. Das sollte sich allerdings schon bald ändern, als deutlich wurde, daß das Thema Sozialisierung erledigt war. Hier war die Haltung der Amerikaner entscheidend. Es ging letztlich auch bei der Entflechtung nur noch darum, Wege zu finden, „bei denen das Gesicht der Engländer gewahrt bleibt“, wie Hermann Wenzel von den Vereinigten Stahlwerken das Ende 1948 formulierte. Die vorliegende Dokumentation bringt Klarheit in den Entscheidungsprozeß auf deutscher Seite, obwohl auch da noch einige Fragen offen bleiben, etwa: Waren Mitbestimmung und Entflechtung der Beginn oder das Ende der Sozialisierung, was waren die Motive Dinkelbachs bei der Einführung der Mitbestimmung? Was in dieser Dokumentation allerdings fehlt, ist die britische Seite, die völlig ausgeblendet wird. Dies ist auch dann nicht vertretbar, wenn, wie die Bearbeiterin meint, die Briten sich sehr viel weniger engagiert hätten als etwa Dinkelbach. Ich habe da meine Zweifel, zumal, wenn ich lese, daß die Autorin den Regional Commissioner Alexander Bishop zum britischen Militärgouverneur macht. Das ist wohl mehr als nur ein Druckfehler in dem ansonsten sehr lesenswerten und gelungenen Band.

Rolf Steininger

MOSER, Eva: **Bayerns Arbeitgeberverbände im Wiederaufbau. Der Verein der Bayerischen Metallindustrie 1947–1962** (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beih. 59). — Stuttgart: Steiner 1990. II, 406 S.

Die hier vorliegende Dissertation, die im Wintersemester 1989/90 von der Universität Bonn angenommen wurde, behandelt eingehend „die Nachkriegsentwicklung dieses wichtigsten Arbeitgeberverbandes der bayerischen Wirtschaft“ (S.4), des Vereins der Bayerischen Metallindustrie (VBM). Beabsichtigt ist nicht nur, die „Herrschaft der Verbände“ zu untersuchen, sondern gleichzeitig die historischen Grundlagen, und Quellenarbeiten für das „Wirken von Arbeitgeberverbänden“ (S.7) zu leisten. Dieser selbstgestellten Aufgabe wird die Arbeit voll gerecht.

Der zeitliche Rahmen der Untersuchung ergibt sich aus zwei praktischen Gründen: Erstens wurde die Autorin selbst in die glückliche Lage versetzt, Akten (Vorstandsprotokolle, Niederschriften von Tarifverhandlungen, Originaltarifverträge, Geschäftsberichte usw.) aus der Wiedergründungsphase (und früher) des VBM zu sichten, zu archivieren und zu katalogisieren. Diese Akten wurden vom VBM 1986,

nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Archivierungsfrist, dem IHK-Wirtschaftsarchiv für München und Oberbayern übergeben und so gerettet. Um einen Einblick in diesen Fundus zu geben, sind einige dieser Dokumente im Anhang abgedruckt. Zweitens orientiert sich die Arbeit an der Person Otto Meyers, des letzten Vorsitzenden des 1934 aufgelösten Verbandes Bayerischer Metallindustrieller und des ersten Vorsitzenden des VBM (1947–1962). Gewissermaßen als Prolog wird deshalb auch der Verband Bayerischer Metallindustrieller kurz dargestellt, um die Verbindungs- und Kontinuitätslinien des VBM in die Vorkriegszeit zu verdeutlichen.

Anschließend wird das politische Umfeld Nachkriegs-Bayerns sondiert und seine wirtschaftliche Entwicklung skizziert. Dabei werden in sachlichen und klaren Ausführungen, unter Hinzuziehung der relevanten Literatur und Quellen, die politischen, administrativen und organisatorischen Probleme Bayerns, nach der Besetzung durch amerikanische Truppen, geschildert.

Ausschlaggebend dafür, daß es überhaupt eine Chance auf wirtschaftliche Gesundung geben konnte, war der Wechsel der politischen und ökonomischen Zielvorgaben innerhalb der amerikanischen Administration. Das Abrücken vom Morgenthauplan leitete die Wende ein. Trotzdem hinterließen die angefahrenen und fortgeführten Demontagen für Reparationszwecke erheblichen Schaden, was die Autorin in der Retrospektive natürlich als eher günstig für den Aufbau einer „zukunftsorientierten Technologie in modernen Betrieben“ (S.57) betrachtet. Ob diese Sichtweise aber dem Gefühl der Menschen, insbesondere der Unternehmer und Arbeiter, entsprochen hat, möchte ich bezweifeln. Die bayerische Wirtschaft hatte mit den gleichen Problemen zu kämpfen wie die übrige deutsche Wirtschaft: schleppende Produktion, mangelnder Transportraum, schlechte Rohstoffversorgung und inkraft bleibende Preis-, Melde- und Rationierungsbestimmungen. Ihr Hauptaugenmerk richteten Besatzungsmacht und bayerische Regierung deshalb zwangsläufig auf eine funktionsfähige Verwaltung.

Die Währungsreform bildete dann gewissermaßen den Startschuß für die Umstrukturierung Bayerns „vom vorwiegenden Agrarstaat zum modernen Industriestaat“ (S.60), was unter anderem die Neuansiedlung von Industriezweigen (z.B. Fahrzeugbau), die wirtschaftliche Neuorientierung nach West- und Norddeutschland und die Integration der Flüchtlinge beinhaltete. Eine kurze Zusammenfassung der Nachkriegsentwicklung der bayerischen Gewerkschaftsbewegung rundet den Überblick über das „Umfeld“ des VBM ab.

Im folgenden werden Reorganisation, Gründung, Satzung, Organisationsstruktur und Finanzierung des VBM in aller Ausführlichkeit dargestellt. Dabei wird besonders auf die zu überwindenden Hindernisse hingewiesen, denn die amerikanische Militärregierung stand den Arbeitgeberverbänden grundsätzlich ablehnend gegenüber (die verständlichen Gründe werden dabei leider nicht dargestellt). Außerdem mußten die rechtlichen Voraussetzungen für den Zusammenschluß der einzelnen Fachverbände zu Arbeitgeberverbänden geschaffen werden. Als dies endlich gelungen war (12. September 1947), konnte der VBM seine Mitglieder „in allen wirtschafts- und sozialpolitischen Angelegenheiten auf dem Gebiete des Tarifwesens und des Arbeitsrechts“ (S.98) vertreten.

Im weiteren Verlauf der Studie werden die Eingliederung des VBM in die Spitzenorganisationen der Arbeitgeberverbände (VAB, BDA, GDM), was allerdings nicht immer reibungslos geschah, und seine Stellung dort beschrieben. Dieses „Verbandskapitel“ wird mit einigen knappen Anmerkungen zu den Beweggründen für die Errichtung des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW), der Informationszentrale der Bayerischen Wirtschaft (IBW), die die Aufgabe haben, Informationen aus und über die Wirtschaft zu sammeln und an die Medien zu geben, und dem Rationalisierungskuratorium der deutschen Wirtschaft (RKW), dem Verband für Arbeitsstudien (REFA) und dem Institut für angewandte Arbeitswissenschaft (IfaA) abgeschlossen.

Die Darstellung des Verhältnisses zu den Gewerkschaften erfolgt in einem eigenen Kapitel. Das besondere Merkmal dieser Beziehung ist der „Runde Tisch“, der also keineswegs eine Erfindung der jüngsten deutschen Geschichte ist. Die Funktion dieses „Möbels“ war die Herstellung eines Klimas des persönlichen Kennenlernens und des Vertrauens unter den Tarifpartnern (Sozialpartnern); was offensichtlich Erfolg und Bestand hatte. Anhand der Streiks von 1949 und 1954 geht die Autorin der Frage nach, wie die Sozialpartner die Tarifautonomie konkret entwickelten und wahrnahmen. Die Beantwortung der Frage nach dem Verhalten des VBM im Arbeitskampf, besonders im „Bayernstreik“ von 1954, zuspitzt zur Frage „Falke oder Taube?“, hinterläßt einen widersprüchlichen Eindruck. Anders kann man es nicht bewerten, wenn der VBM, nach der Meinung der Autorin, Taktik und Haltung des Schlichters völlig falsch einschätzte und seine Strategie gleichzeitig bestätigt sah.

„In den nachfolgenden Kapiteln wird die tarifpolitische Entwicklung in der bayerischen Metallindustrie von 1948 bis 1963 untersucht und bewertet“ (S.212), um damit zu verdeutlichen, daß der VBM eine, auf Bayern bezogene, Vorreiterrolle in der Sozial- und Tarifpolitik übernahm. Um diese zu gewähr-

leisten und um die Weiterentwicklung des individuellen und gemeinschaftlichen Arbeitsrechts in die Diskussion einzubringen, durfte sich die Tarifpolitik des VBM nicht auf die bloße Lohnfestsetzung beschränken. Das Spektrum umfaßt dabei die „Lohngestaltung mit den lohnbestimmenden Faktoren, Lohngruppenrelationen, Altersgruppen, Ortsklassen, Zulagen, Urlaubsregelung, Arbeitszeit und allgemeine Arbeitsbedingungen“ (S.213).

Selbstverständlich beschränkt sich der Wirkungskreis des VBM nicht nur auf die Verbandsarbeit und die Diskussion bzw. die Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften. Der VBM wirkt, genau wie andere Interessenvertreter und -gruppen auch, an der Gesetzgebung, Rechtsprechung und der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung mit. „Im vorpolitischen Raum und im politischen Bereich bemühte sich der VBM, sein Sachwissen und seine Meinung zu anstehenden Gesetzesvorhaben einzubringen“ (S.268). Dieses so harmlose „Einbringen von Sachwissen“ erfolgte „durch offizielle Stellungnahmen ebenso wie durch entsprechende politische Kontaktarbeit“ (ebd.); auch „Lobbyismus“ oder „politische Landschaftspflege“ genannt. Sicherlich werden diese Felder der Mitwirkung sachlich richtig beschrieben, aber Rolle und Funktion des VBM werden nicht nur in diesem Zusammenhang zu positiv dargestellt.

Andreas Wolf

ENDRES, Egon: Macht und Solidarität. Beschäftigungsabbau in der Automobilindustrie. Das Beispiel AUDI/NSU Neckarsulm. — Hamburg: VSA-Verlag, 1990. 206 S.

Das Neckarsulmer AUDI/NSU-Werk des Wolfsburger VW-Konzerns wurde in den Jahren 1974/75 in der Folge der damaligen Weltwirtschaftskrise von Stilllegung bedroht. Nach längerem Konflikt gelang es, das Werk am Leben zu erhalten. Die zähen Verhandlungen zwischen Betriebsrat bzw. IG-Metall und Werks- bzw. Konzernleitung führten zu einer einvernehmlichen Lösung. Diese kam unter dem Druck von Arbeitsniederlegungen, Demonstrationen und dem Engagement von politischen Mandatsträgern und öffentlicher Meinung zustande.

Der Hamburger Industriesoziologe Egon Endres hat das Beispiel AUDI/NSU-Neckarsulm zum Gegenstand seiner Dissertation gemacht. Er kann auf eine Fülle von Insider-Material, von Briefwechseln und vertraulichen Protokollen, zurückgreifen. Methodisch läßt sich Endres von einem „phänomenologischen Situationskonzept“ leiten (S.23). Basis ist dabei eine Verstehenssoziologie, die „soziale Prozesse aus ihrer inneren Logik heraus erfaßt“ und nachzuzeichnen versucht, „in welcher Situation ein Handelnder steht, welche Möglichkeiten des Handelns in seinen Blick kommen können und welche nicht“ (S.23f.). Nüchtern und ohne ideologische Scheuklappen beschreibt Endres die wechselseitigen Interessen-, Macht- und Einflußkonstellationen zwischen Betriebsrat, IG-Metall, Werks- und Konzernleitung. Vorbildlich ist die Art und Weise, wie er die unterschiedlichen Ebenen, auf denen der Konflikt sich abspielt (Betrieb, Stadt, Region, Land, Bund), miteinander verzahnt.

Im Ergebnis war der Streit um AUDI/NSU geprägt durch „kooperative Konfliktverarbeitung“ auf allen Seiten (S.134). Bei durchaus unterschiedlichen Belegschaftsinteressen war für die Betriebsrats- und Gewerkschaftsseite das Bemühen um Einheit handlungsbestimmend. Endres geht von einem „Geschlossenheitsparadigma“ aus, das sich mit einem „Vertraulichkeitsparadigma“ verschränkte (S.130). Daß der Konflikt für das Werk in Neckarsulm und für die betroffenen Arbeitnehmer einen positiven Ausgang nahm, ist vor allem zwei Umständen zu verdanken. Die Kontrahenten waren darauf bedacht, die Interna des Streites nicht oder, wenn es nicht anders ging, nur „abgestimmt“ auf dem öffentlichen Markt zu verhandeln. Gleichzeitig wurde der Konflikt als solcher durch Belegschaftsaktionen und das Engagement des Neckarsulmer Oberbürgermeisters in die Schlagzeilen getragen. Aus der Publizität entstand Solidarität, und mit diesem Pfund ließ sich innergewerkschaftlich durchaus wuchern. Gleichzeitig wußte sich die Neckarsulmer Werksleitung in ihrer Auseinandersetzung mit der Konzernspitze in Wolfsburg von starkem öffentlichem, zumindest regionalpolitischem Interesse getragen.

Die Konfliktlösung wurde dann aber nicht „in neokorporatistischem Zusammenwirken von Staat, Gewerkschaft und Unternehmen“ (S.135), sondern durch das Zusammenspiel der unmittelbar Beteiligten in Betrieb, Konzern und IG-Metall gefunden. Offen bleibt, wie lebensfähig sie gewesen wäre, wenn sich nicht bald nach 1975 die Lage für die Automobilindustrie erheblich gebessert hätte.

Abschließend fragt der Autor, inwieweit das Beispiel AUDI/NSU-Neckarsulm als „Lehrstück für die neunziger Jahre“ dienen kann (S.147ff.). Seine Antwort macht er davon abhängig, ob das gegenwärtige „Tayloristische Szenarium“ (Massenproduktion, Mammutstandorte, Dequalifizierung der Arbeit) für

die Autoindustrie bestimmend bleibt, oder ob diese Industrie — wofür es starke Anzeichen gibt — in ein „Posttayloristisches Szenarium“ (flexible Spezialisierung, dezentrale, marktnahe Betriebe, Requalifizierung der Arbeit) hineinwächst. Die Frage bleibt letztlich unbeantwortet, in jedem Fall aber empfiehlt Endres der IG-Metall, ihre „Geschlossenheitspolitik in Richtung Öffentlichkeit“ und „ihre Vertraulichkeitspolitik in Richtung Transparenz“ (S.157) zu entwickeln. Auch für diese Empfehlung enthält das vorliegende Buch wohlgegründete Argumente.

Ulrich Heinemann

Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich: in memoriam Karl R. Stadler. Hrsg. von Rudolf G. ARDELT und Hans HAUTMANN (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung). — Wien und Zürich: Europaverlag 1990. 728 S.

Noch immer sei die „relativ erfolgreiche Integration der österreichischen Arbeiterklasse“ durch den Nationalsozialismus nur unzureichend aufgearbeitet, vermerkt Mitherausgeber R. Ardel in seiner Einleitung zu dem vorliegenden Sammelband (S.20). Damit ist zugleich die Fragestellung angeschnitten, welche Bedingungen diese Integration ermöglichten. In Anlehnung an die von T.W. Mason für Deutschland entwickelten Thesen verweist Ardel auf die breite Palette von Integrationsmechanismen, die das NS-System gegenüber der Industriearbeiterschaft zur Verfügung hatte: vom offenen Terror über verschiedene Neutralisierungsstrategien bis hin zu Angeboten einer positiven Identifikation der Arbeiterschaft mit dem Nationalsozialismus. Ardel benennt zwei zentrale Forschungsfelder, um die Wirksamkeit nationalsozialistischer Herrschaft zu erklären: Einmal sind dies der Bereich der *strukturellen und mentalen* Prädispositionen der österreichischen Arbeiterklasse, insbesondere vor dem Hintergrund der in Österreich bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme erfolgten Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung und zweitens die vielfältigen ökonomischen, sozialpolitischen und ideologischen „*Integrationsstrategien des NS-Systems*“ (S.21).

Die Besonderheiten der österreichischen Situation verdeutlicht vor allem der erste Themenkomplex „Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus vor 1938“. Bei seiner Analyse der österreichischen NSDAP-Mitgliederstruktur stützt sich Gerhard Botz im wesentlichen auf bekannte modernisierungstheoretische Erklärungsmuster: Auch in Österreich zeigte die NSDAP das Gesicht einer klassenübergreifenden „asymmetrische(n) Volkspartei“, mit einem Übergewicht der nichtagrarischen Mittelschichten und deutlichen Defiziten bei der Landbevölkerung und der Arbeiterschaft (S.41). Dagegen verweisen Helmut Konrad und Hans Schafraneck auf die besondere Anfälligkeit der mehrheitlich sozialdemokratisch orientierten österreichischen Arbeiterschaft für den Nationalsozialismus, bedingt durch die gemeinsame Verfolgung in den Jahren vor dem Anschluß. Vor allem in der Provinz konstatiert Konrad eine hohe Fluktuation von der Sozialdemokratie zur NSDAP, gespeist durch ähnliche Bewußtseinslagen, die sich nicht nur in gemeinsamen sozialen Forderungen und antiklerikalen Grundstimmungen, sondern auch in tiefverwurzelten deutschnationalen, antislawischen und oft auch antisemitischen Strömungen manifestierten. Gerade viele sozialistische Februarkämpfer waren von der Militanz der Nationalsozialisten beeindruckt. Bezeichnenderweise hatte, laut Willibald Katzinger, die NSDAP ihren relativ höchsten Arbeiteranteil in der Phase der Illegalität (S.304). Begünstigt wurde dies dadurch, daß es innerhalb der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft in Österreich nur wenig Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gab. Die Erfolge der österreichischen NSDAP — für die Botz einen „cultural lag“ von zwei Jahren gegenüber der deutschen Parteiorganisation feststellt — führten erst 1932/33 zu einer sozialdemokratischen Gegenmobilisierung, die insgesamt jedoch marginal blieb (siehe den Beitrag von Barry McLoughlin).

Auch der zweite thematische Schwerpunkt „Arbeiter im NS-Staat“ verweist auf eine Reihe wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen, die die Integration der österreichischen Arbeiterschaft begünstigten. Der niedrige Standard der sozialen Sicherung und die auch noch 1937/38 anhaltend hohe Arbeitslosigkeit im Ständestaat ließen das NS-Regime mit seiner expansiven Beschäftigungspolitik für viele Arbeiter als das kleinere Übel erscheinen. Doch auch in Österreich stieß die restriktive Lohnpolitik der NS-Kriegswirtschaft bei der Industriearbeiterschaft auf Ablehnung und markiert gleichzeitig die Grenzen der Integrationsfähigkeit des NS-Systems. Ambivalent auch der Wandel der Wirtschafts- und Sozialstruktur Österreichs unter dem Nationalsozialismus: Norbert Schausberger kennzeichnet den Status der „Ostmark“ wegen der Konzentration auf die Grund- und Rohstoffindustrien als „halbkolonial“ (S.157), belegt aber, wie auch Josef Moser, einen erheblichen Modernisierungsschub und Investitionen in „human capital“ (S.166).

Unter dem Titel „Der Arbeiter als ‚Titan‘ und ‚Soldat‘“ wurden mehrere Aufsätze zusammengefaßt, die sich mit den Formen ideologischer Vereinnahmung der Arbeiterschaft durch die nationalsozialistische

Volks- und Betriebsgemeinschaftsideologie befassen. Eine differenzierte und qualitativ anspruchsvolle Analyse der sich während der NS-Herrschaft verändernden Perzeptionsmuster leistet Oliver Rathkolb. Dagegen lassen andere Beiträge dieses Abschnitts originelle Erklärungsansätze ebenso wie den Bezug zum Thema oft vermissen.

Eine sinnvolle Ergänzung der Thematik bildet die im vierten Abschnitt behandelte „andere Seite“ der Arbeit: „Arbeit“ als „Zwangsarbeit“. Die verschiedenen Repressionsstufen des NS-Systems bei der Ausbeutung „fremdvölkischer“ Arbeitskräfte — angeworbener Fremdarbeiter, verschleppter nichtdeutscher Arbeitskräfte, von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern in den Konzentrationslagern der SS — werden in ihrem Spannungsfeld zwischen ideologisch motivierter Sonderbehandlung (mit ihren schlimmen Folgen für die Ostarbeiter) und ökonomischer Effizienz (die die Möglichkeit zur Reproduktion der Arbeitskraft erfordert) dargestellt. So ergibt sich ein komplexes Bild, das diese extremsten Formen der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft je nach Volkszugehörigkeit des Arbeitenden, der Art des Arbeitsverhältnisses und den kriegswirtschaftlichen Notwendigkeiten in jeweils anderen Dimensionen zeigt. Die Beispiele von Gene R. Sensenig (Bau der Todtbrücke in Salzburg) und Kurt Greussing (Fremdarbeiter in Vorarlberg) belegen, daß die Repression gegen Fremdarbeiter auch von vielen Österreichern gebilligt wurde. Dies gilt besonders für die Verfolgung und Vernichtung der österreichischen Sinti und Roma, bei der der burgenländischen NSDAP, nach Erika Thurner, geradezu eine Vorreiterrolle für die nationalsozialistische Zigeunerpolitik zukam. Hier konnte die NS-Rassenideologie in besonders krasser Weise an jahrhundertealte Vorurteilsstrukturen anknüpfen.

Der Schlußabschnitt „Resistenz, Widerstand, Exil“ wendet sich wieder einem „klassischen“ Thema der Forschung über Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus zu. Ernst Hanisch charakterisiert das Verhalten der Arbeiterschaft als Mischung aus „partieller Kollaboration“ und „partieller Widerständigkeit“ (S.594), wobei Formen von expliziten Widerstandshandlungen selten, aber dennoch in der Arbeiterschaft häufiger anzutreffen waren als in anderen Sozialmilieus (auch dem eher passiv resistenten bäuerlich-katholischen). Trotz einer langen Phase der Verfolgung blieb auch in Österreich das sozialdemokratische Milieu als Solidargemeinschaft im Kern intakt. Die Führungskader unterlagen jedoch einer für die Politik der SPÖ nach 1945 folgenreichen intellektuellen „Ausdünnung“ (siehe den Beitrag von Christian Fleck) durch Emigration, Verfolgung und veränderte ideologische Orientierungen der Arbeiterschaft.

Insgesamt haben die Herausgeber einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung einer noch immer „heiklen“ Thematik geleistet, die der Tendenz zur Restitution „historisch-politische(r) Tabuzonen“ (Konrad, S.75) in der österreichischen Zeitgeschichtsforschung entgegenwirkt. Mit insgesamt 36 Einzelbeiträgen wurde ein umfangreicher Sammelband vorgelegt. Kleinere Mängel sind unter diesen Umständen sicher nur schwer zu vermeiden: Nicht alle Beiträge weisen das gleiche analytische Niveau auf, und gelegentlich vermißt der Leser den Bezug zur eigentlichen Fragestellung. Zum Teil werden aus der NS-Forschung bekannte Ergebnisse ohne Herausarbeitung der regionalen Spezifika auf die Verhältnisse in der „Ostmark“ übertragen. Versteht man indessen, wie Mitherausgeber Ardeli dies vorschlägt, den Band als „Dokument der österreichischen Forschungsgeschichte ‚in progress‘“, bietet er als Anregung für künftige Untersuchungen eine fruchtbare Arbeitsgrundlage.

Rainer Schaefer

PESENTI, Yvonne: Beruf: Arbeiterin. Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation der erwerbstätigen Frauen aus der Unterschicht in der Schweiz, 1890–1914. — Zürich: Chronos Verlag 1988. 257 S.

BOCHSLER, Regula und Sabine GISIGER: Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. — Zürich: Chronos Verlag 1989. 357 S.

Verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung — Frauenerwerbsarbeit 1888–1988. Hrsg. von Marie-Louise BARBEN und Elisabeth RYTER. — Zürich: Chronos Verlag 1988. 156 S.

Der Zeitraum, das Vierteljahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg, ergab sich für Pesenti zum einen aus der damaligen raschen Umgestaltung der Produktion und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Wandel, zum andern durch die Quellenlage, die geprägt ist vom Umstand, daß erst ab 1888 langfristig vergleichbare statistische Daten vorliegen.

Umgestaltung der Produktion hieß markanter Rückgang der Landwirtschaft zugunsten von Industrie und Dienstleistungen. Den Frauen in diesen beiden Wachstumsbereichen ist die vorliegende Untersuchung gewidmet, die traditionsgebundene Landwirtschaft bleibt beiseite. Das industrielle Wachstum war gleichzeitig eine Umschichtung. Die Textilindustrie verlor an Boden zugunsten der Metall- und Maschi-

nenindustrie, blieb jedoch die Branche mit hohem Frauenanteil. Die Rolle der Frauenarbeit in diesem Prozeß wird detailliert in den drei Bereichen Baumwolle, Seide und Stickerei dargestellt, anhand der verfügbaren statistischen Daten, der Berichte der — männlichen — Fabrikinspektoren und der wenig erhaltenen Berichte von Arbeiterinnen. Die Bilanz ist trist. Frauen arbeiten durchwegs in niederen Positionen, sie arbeiten vor allem in jenen Industrien, die wegen internationaler Konkurrenz extrem niedere Löhne zahlen. Den Frauen standen jene Tätigkeiten offen, die als ihnen angemessen galten, das waren in Wirklichkeit jene, welche wegen Monotonie, gesundheitsschädigenden Bedingungen und sehr tiefen Löhnen für Männer nicht mehr attraktiv waren. Von qualifizierten Berufen wurden sie durch die männlichen Facharbeiter und deren Gewerkschaften ferngehalten.

Der Dienstleistungssektor war geprägt von außerordentlicher Dynamik als Folge des raschen Wachstums von Handel, Banken, Versicherungen und öffentlicher Verwaltung. In allen diesen kaufmännischen Berufen waren aber den Frauen enge Grenzen gesetzt. Die Angestelltenorganisationen erschwerten den Zugang mit Nachdruck. Zudem standen die wenigen Möglichkeiten nur den Frauen aus den Mittelschichten offen. Die Mädchen und Frauen aus den Unterschichten und vor allem auch alle jene vom Lande konnten nur Dienstmädchen oder Kellnerinnen werden. Hier warteten überlange Arbeitszeiten, soziale Isolation und Willkür des Arbeitgebers, der sehr oft eine Frau war, auf sie.

Ein langwieriger und mühevoller Prozeß war der Aufbau einer gewerkschaftlichen Organisation der arbeitenden Frauen. Die Grundzüge und biographischen sowie organisatorischen Einzelheiten hat schon Annette Frei in den „Roten Patriarchen“ [Vgl. Rezension in IWK, Jg. 25 (1989), H.2, S.276f.] zusammengetragen. Pesenti geht genauer ein auf die Ursachen der mangelnden Organisation und Integration. Hier wird deutlich, daß nur eine umfassende Ausleuchtung der damaligen Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft eine hinreichende Erklärung geben kann. Pesenti hat in ihrer Einleitung zu Recht betont, daß die Situation der Frau im Erwerbsleben weitgehend bestimmt sei durch ihre Funktion im Reproduktionsbereich. Leider wird diese Erkenntnis zu wenig in Forschungsstrategie umgesetzt.

Von ihrer fast 800seitigen Studie legen Bochsler und Gisiger hier eine gekürzte Fassung vor, ohne Anmerkungsapparat, jedoch mit zahlreichen sehr informativen Abbildungen. Wesentliche Grundlage der Arbeit sind Interviews mit 16 ehemaligen Dienstmädchen, die wenigen publizierten Autobiographien, die Presse sowie vereinzelt Gerichtsakten und medizinische Gutachten. Das gut lesbare und in seiner Vielfalt sowie seinem umfassenden Ansatz faszinierende Ergebnis wird von den Autorinnen als Kollektivbiographie verstanden.

Die hervorstechende und dauerhafte Gemeinsamkeit der Dienstmädchen war ihre Herkunft aus ländlichen Unterschichten. Der Anteil der Ausländerinnen war von Anfang an so markant, daß dem ersten Kapitel als Untertitel der süddeutsche Wahlspruch „Mädle geh in d'Schweiz nei und mach dei Glick“ beigegeben wurde. Die materiellen Arbeitsbedingungen hingen sehr ab von der sozialen Schicht der Familie der Arbeitgeberin. Als angenehm konnten sie aber auch in großbürgerlichen Verhältnissen nur selten bezeichnet werden. Die Arbeitszeit war kaum festgelegt und daher oft nahezu unbeschränkt. Die Dienstmädchenzimmer waren oft in erbärmlichem Zustand, nicht selten ohne Fenster und ohne Heizung. Der Lohn war niedrig und die soziale Isolation ohne Arbeitskameradinnen oft schwer zu ertragen. Zu diesen für alle Berufe geltenden Parametern kam für die Dienstmädchen, die nicht in einem Betrieb arbeiteten, sondern in der Familie, also im privaten Bereich, noch der Problembereich der persönlichen Beziehungen hinzu. Die breite Darstellung dieser in der Arbeitswelt einzigartigen Konstellation gelingt den Autorinnen dank ihrem mit oral history gewonnenen Quellenmaterial. Im Zentrum stand stets die Beziehung zur Hausherrin, doch spielten auch Hausherr und Kinder wesentliche und je nach sozialem Status und Alter sehr unterschiedliche Rollen. Daß Konflikte geradezu vorprogrammiert waren, zeigen auch die Kapitel über die beiden stets wichtig genommenen, aber kaum zu vereinbarenden Bedürfnisse Familienanschluß und Recht auf Privatleben.

Im dritten Teil, dem „Weg zum dienstbotenlosen Haushalt“, zeichnen die Autorinnen — mit beeindruckender Anschaulichkeit dank zahlreicher Text- und Bildquellen — den Wandel in einem wesentlichen Bereich der modernen Industriegesellschaft nach. Das seit jeher bestehende Ungleichgewicht von Angebot und Nachfrage wurde stets krasser, die „Dienstbotenfrage“ immer unlösbarer. Die Industrie mit Küchengeräten und Fertigergerichten, das Neue Bauen mit funktionalen Küchen und die aus den USA übergreifende und auch den Haushalt erfassende Rationalisierungswelle, leisteten entscheidende Beiträge zum Wandel im Haushalt und im Bild der Hausfrau. Die Grenzen dieses Wandels zeigten sich dort, wo — so bedauern die Autorinnen im Nachwort — die traditionelle geschlechtsspezifische Rollenteilung hätte durchbrochen werden müssen.

Der Sammelband „Verflixt und zugenäht!“ erschien als Beitrag zur gleichnamigen Ausstellung im Rahmen des 100jährigen Jubiläums der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule Bern. Vierzehn kurze, ausge-

zeichnet illustrierte und aufeinander abgestimmte Beiträge, mit einer männlichen Ausnahme von kompetenten Historikerinnen verfaßt, machen die Probleme von Frauenbildung und Frauenarbeit einem breiteren Publikum bekannt und tragen gleichzeitig zum wissenschaftlichen Diskurs bei. Beatrix Mesmer setzt im Vorwort den entscheidenden Akzent: Frauenarbeit ist seit der vorindustriellen Zeit bestimmt durch den doppelten Gebrauchswert der Frau im Produktions- und Reproduktionsbereich. Brigitte Schnegg zeigt, daß in der vorindustriellen Arbeitswelt die Frau ein integrierender Bestandteil der Ökonomie des „Ganzen Hauses“ war, mit höchstens graduellen Unterschieden in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Heidi Witzig gelingt mit Hilfe von Quellen aus der Pionierregion Zürcher Oberland eine eindruckliche Schilderung des umfassenden Umbruchs im 19. Jahrhundert. Welche enormen Umschichtungsprozesse auf die Arbeitswelt der Frau seit 1880 einwirkten und dabei doch die „Sonderkategorie Frau“ nicht abschafften, zeigt Regina Wecker anhand der statistischen Quellen. Schweigen, Isolation und Doppelarbeit charakterisierten nach Brigitte Studer das Verhältnis zwischen Arbeiterinnen und Gewerkschaft und erklärten die traurige Tatsache, daß Frauen ein Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung, aber nie mehr als ein Zehntel der Gewerkschaftsmitglieder ausmachten. Mario König zeigt am Fall einer einmaligen Frauenkarriere in einer Versicherungsgesellschaft die von Männerinteressen und Arbeitsmarktlage bestimmten Rahmenbedingungen der Frau im Büro. Davon hebt sich graduell, aber nicht grundsätzlich, die von Esther Burkhardt Modena dargestellte Welt der Sozialarbeit ab. Zwei Beiträge gelten dem Bildungs- und Ausbildungsauftrag der jubelierenden Frauenarbeitschule Bern, zwei weitere den beiden schweizerischen Frauenausstellungen — SAFFA 1928 und 1958 — sowie dem Schicksal zweier Wohnbaugenossenschaften berufstätiger Frauen. Den Schluß bildet unter dem Motto „Mehr ist nicht genug“ ein Über- und Ausblick der Soziologin Katharina Ley.

Karl Lang

Lust und Last. Sowjetische Frauen von Alexandra Kollontai bis heute. Hrsg. von Kristine v. SODEN (= EP 352; BilderLeseBuch). — Berlin: Elefanten Press 1990. 159 S.

Noch ein Buch über Frauen in der Sowjetunion, aber ein außergewöhnliches und, um es gleich zu sagen, ein gelungenes. Dreizehn Wissenschaftler(inn)en und Publizist(inn)en haben für den Sammelband Beiträge verfaßt. Dem entsprechend variieren Stil und Methode. Die Geschichte der Frauen in Rußland und in der Sowjetunion in den letzten hundertdreißig Jahren wird als politische und als Sozialgeschichte, als Alltags- und Filmgeschichte, als kollektive und individuelle Biographie geschrieben. Zahlreiche Foto- und Textdokumente machen das Bild noch vielschichtiger.

Wann und von wem wurde die Frauenfrage (und damit auch die Männerfrage) in Rußland zum ersten mal gestellt? Als in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Widerstand gegen die Autokratie zum Lebensinhalt der jungen Intelligentsia-Generation wurde, meldeten sich, so Bianka Pietrow-Ennker, auch die ersten „neuen Frauen“ zu Wort. Sie machten ihren Anspruch auf Bildung, berufliche Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung im Verhältnis zu ihren Partnern geltend. Die Entwicklung einer organisierten Frauenbewegung amerikanischen Musters wurde durch das ständige Eingreifen des spätzaristischen Polizeistaates gehemmt. Dafür spielen Frauen „innerhalb der Organisationen, die die Revolution vorbereiten, [...] eine bemerkenswerte Rolle“. Auch in der russischen Sozialdemokratie, um die es in Beate Fieslers Beitrag geht, waren sie rein zahlenmäßig relativ stark repräsentiert. Dennoch blieb die Partei, die nach 1917 ihren revolutionären Alleinvertretungsanspruch durchsetzte, ein „Männerbund“, der die „antifeministische Tradition im sozialistischen Denken“ fortsetzte. Die 1919 gegründeten und 1930 wieder abgeschafften „Frauenabteilungen“ (schenotdely) wurden von der männlich dominierten Parteispitze bestenfalls als Mittel zur Mobilisierung der Frauen für den Aufbau des Sozialismus betrachtet. Wenn Frauen, die als Schenotdel-Delegierte ein mehrmonatiges politisches Praktikum in den Sowjets und anderen Institutionen absolviert hatten, auch im Alltag selbstbewußter auftraten und das alte Rollenspiel in Frage stellten, war das nicht unbedingt im Sinne der Erfinder. Denn die Bolschewiki stellten „die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zu keiner Zeit ernsthaft zur Disposition“. Zwar wurden Alexandras Kollontais Pläne, die Ehe als Versorgungsinstanz durch eine „Sozialisierung der gesellschaftlichen Reproduktionsfunktion“ überflüssig zu machen, während des Kriegskommunismus ansatzweise verwirklicht. Kollontais Konzeption einer von Doppelmoral und Rollendenken befreiten Beziehung zwischen Frau und Mann blieb jedoch, wie Gabriele Gorzka in ihrem Beitrag zeigt, Theorie.

Gert Meyer stellt Kollontai als Kopf der Arbeiteropposition vor. Als solcher und als Feministin war sie für die Parteiobrigkeit doppelt unbequem und ab 1922 nicht mehr tragbar. Bernd Bonwetsch beschreibt das unfreiwillige Diplomattendasein der „ersten Frau der Welt“, die „als Botschafterin ins Ausland ging“ und die die Stalinära um den Preis der „Denunziation ihrer eigenen Vergangenheit“ überlebte.

Unter Stalin verschwanden, so Gabriele Gorzka, die von Kollontai entwickelten „Konzeptionen einer revolutionären Ethik und Sexualmoral“ im Giftschränk. Ein „neuer moralischer Puritanismus“ wurde verordnet. Dies wirkte sich nicht nur im europäischen Teil der Sowjetunion aus. In Zentralasien hatte die junge Sowjetregierung dem vom islamischen Recht und vom Gewohnheitsrecht geprägten Sittenkodex, der das Leben der Frauen bestimmte, erst einmal den Kampf angesagt. Galten die Frauen im vorrevolutionären Rußland für die Bolschewiki im großen und ganzen als rückständiger, bewußtseinsloser und daher zu vernachlässigender Teil des Proletariats, so wurde ihnen in Zentralasien die Rolle eines „Ersatzproletariats“ zuerkannt, an dem die Aufhebung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen praktiziert werden konnte. Die Maßnahmen, mittels derer die islamische Tradition zurückgedrängt werden sollte, gipfelten in „großangelegten öffentlichen Schleierverbrennungen“. Die dreißiger und vierziger Jahre sahen dann den Schulterschluß von stalinistischen Saubermännern und Mullahs: Die „neue Sittenstrenge verschaffte auch den islamischen Geboten wieder Geltung“.

Opfer des in der Stalinära propagierten Ideals der sittsamen Sowjetbürgerin wurden die Frauen, die im Zweiten Weltkrieg an der Front kämpften und überlebten. In Swetlana Alexijewitschs Beitrag kommen einige von ihnen zu Wort. Als der Krieg zu Ende war, stigmatisierte die Volksmeinung sie als „unweiblich“ und moralisch verdorben.

Schnell und gründlich verdrängte die sowjetische Nachkriegsgesellschaft die Geschichte der von den Deutschen zur Zwangsarbeit ins Reich deportierten Frauen und Männer, die nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion gleich wieder in Lager gesperrt wurden. Bernhild Vögel schildert das Schicksal sowjetischer Zwangsarbeiterinnen, an denen die deutschen „Herrenmenschen“ Rassenpolitik betrieben. Anna Larina Bucharina berichtet über sowjetische Frauenstraflager, in denen sie selbst lange Jahre verbracht hat. Im Zuge der Stalinschen Säuberungen wurden die Frauen von „Volksfeinden“ interniert, viele von ihnen ermordet.

Zur gleichen Zeit präsentierte der Staatsmacht wichtigstes Propagandainstrument, der Film, die muster-gültige, konflikt- und keimfreie Sowjetfrau. In den zwanziger Jahren waren, so Leslie Franke, die „spezifischen Auswirkungen“ der „gesellschaftlichen Umwälzungen auf Frauen“ für sowjetische Regisseure „noch ein Thema“ gewesen, ebenso wie der Aufbruch aus der Ehe in die von Alexandra Kollontai beschriebene „freie Liebe“. Allerdings wurden die Leinwandheldinnen schon in der Frühzeit des Sowjetfilms auf eine stereotype Rolle festgelegt: auf die der Erzieherin des Mannes. Ein Klischee, das der Film der dreißiger und vierziger Jahre übernahm, nur daß nunmehr keine emanzipierten Lebensgefährten, sondern überzeugungstrotzende Bestarbeiter erzogen wurden.

Das Frauenideal des Stalinismus wurde vom Film geprägt, im Film gespiegelt und später durch den Film demontiert. Das Kino der Tauwetter-Periode setzt der Kolchosidylle der vergangenen Jahre wiederum die Auseinandersetzung mit den unerfüllten Ansprüchen der Frauen an das Verhältnis zu (ihren) Männern entgegen. Die Frauen auf der Leinwand machen ihr Recht auf Unvollkommenheit geltend, die „engagiert Berufstätige, zärtliche Mutter, liebende Gattin, fürsorgliche Hausfrau und glückliche sowjetische Frau“ entpuppt sich als Fiktion. Heute, in der Talsohle des zweiten Tauwetters, dominieren im sowjetischen Film eindimensionale Männergeschichten. Zu den wenigen Produktionen, die vom Schema der als Sozialkritik getarnten sex-and-crime-Streifen abweichen, zählen die Filme der neuen Generation von Regisseurinnen.

Filmemacherinnen und Schriftstellerinnen setzen sich nicht nur in ihren Werken mit der Situation der Frauen auseinander, sie bemühen sich auch, in ihren Berufen bessere Arbeitsbedingungen für Frauen zu schaffen. Überhaupt ist einiges in Bewegung geraten. Junge Musikerinnen, wie die von Petra Gall porträtierte Punk-Kapelle „Schenskaja bolesn“, dringen in die noch weitgehend von Männern beherrschte Rockszene ein. Im Umkreis der „informellen“ Bürgerinitiativen sind in den letzten zwei Jahren Gruppen entstanden, die die Interessen von Frauen in der Öffentlichkeit vertreten. Allerdings lassen sich, so Hartmute Trepper, „angesichts der allgemeinen Katastrophenstimmung [. . .] scheinbare Partikularinteressen“ nur schwer vermitteln.

92 Prozent der sowjetischen Frauen sind berufstätig. Viele von ihnen arbeiten unter „gesundheitsschädigenden und gesetzlich unzulässigen“ Bedingungen (Trepper) und erhalten für gleiche Leistung weniger Lohn als männliche Kollegen. Zur Belastung im Beruf kommt die Verantwortung für Kindererziehung und Haushalt, beides reine Frauensache. Quelle zusätzlichen psychischen Drucks sind Weiblichkeitsideale, die sich hartnäckig halten und an denen viele Frauen sich immer noch messen. Das gilt nicht nur für Rußland. In Zentralasien sehen sich Frauen zwei unvereinbaren Leitbildern gegenüber: dem „modernen, nach europäischen Standards geformten“ und dem von der islamischen Tradition vorgegebenen (Gorzka). Konflikte, die immer mehr Frauen in den Selbstmord treiben, haben hier ihre Wurzel. Auch im nicht mehr ganz sowjetischen Baltikum scheinen männliche Vorstellungen davon, wie „anständ-

zu sein haben, tonangebend zu sein. Das zeigt Ojārs Rozītis' Pressereport über Prostitution in Lettland. Die von Rozītis zitierten Autoren verzichten auf Ursachenanalyse und entwerfen statt dessen Therapien für Prostituierte. Vorgeschlagen werden unter anderem „ein paar Jahre bei Bauarbeiten oder Arbeitseinsätzen in Besserungskolonien“.

Sieben Jahrzehnte nach der Oktoberrevolution wird das Gros der männlichen Sowjetbürger offenbar so wenig von Selbstzweifeln geplagt wie in den Gründerjahren des Staates. „Konservative und kindische Machos“, urteilt eine von Martina Wagner interviewte junge Russin. Ob sich am Verhältnis zwischen Frauen und Männern in der Sowjetunion in den nächsten dreiundsiebzig Jahren viel ändern wird? „Lust und Last“ ist ein Buch ohne Schlußwort. Zu Recht.

Angela Rustemeyer

HAHN, Sylvia, Wolfgang MADERTHANER und Gerald SPRENGNAGEL: **Aufbruch in der Provinz. Niederösterreichische Arbeiter im 19. Jahrhundert.** — Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1988. 215 S.

SCHARRER, Manfred: **Arbeiter und die Idee von den Arbeitern 1848 bis 1869.** Vorwort: Ernst BREIT und Ilse BRUSIS (= Gewerkschaften in Deutschland, Bd. I). — Köln: Bund Verlag 1990. 210 S.

Die beiden Veröffentlichungen markieren gleichsam konzeptionelle Eckpunkte einer Skala, auf der Untersuchungen — nicht nur zur frühen — Arbeitergeschichte angesiedelt sind: einerseits zwei orts- bzw. firmenbezogene Fallstudien zur Sozial- bzw. Entwicklungsgeschichte der Arbeiterschaft, andererseits eine handbuchartige Darstellung von Grundlinien der Frühgeschichte der (deutschen) Arbeiterbewegung.

Der von Helmut Konrad eingeleitete Band vereinigt zwei Untersuchungen zur Konstituierung der Metallarbeiterschaft in Niederösterreich: das städtische Beispiel der Lokomotiven- und Maschinenbauarbeiter in der Wiener Neustadt und das ländliche Beispiel der Feilenhauer von Furthof. Beide Studien zeichnen sich durch eine Vielzahl plastischer Einzelbeispiele sowie statistisch aufbereiteter Massenquellen aus, aufgelockert durch zahlreiche Abbildungen. Sylvia Hahns Beitrag (S.7–152) thematisiert am Beispiel der Wiener Neustadt die Dissoziation und Polarisierung der örtlichen handwerklichen Gewerbestruktur infolge der staatlichen Lockerung der Gewerbebesetze und der Zuwanderung. In dieses Umfeld siedelte sich als Ergebnis absolutistischer Gewerbeförderungspolitik und besonderer Standortvorteile ab 1787 das Manufakturwesen in Gestalt einer Samt- und Seidenproduktion an, womit um 1780 nach Hahn der „Grundstein für die industrielle Entwicklung Wiener Neustadts“ gelegt wurde (S.37). Hier wie bei den ab den 1830er Jahren gegründeten und im weiteren Verlauf dominierenden Eisenbahn- bzw. Maschinenbauanstalten geht Hahn sowohl auf die Veränderung der gewerblichen bzw. Unternehmensstrukturen als auch auf die des Arbeitsprozesses ein. Allerdings erscheinen die Ausführungen zu den einzelnen lokalen Produktionsformen — Handwerk, Manufaktur (= Textilgewerbe), Fabrik (= Maschinenbau) — wenig verbunden. Die Entwicklungen in der Produktionsphäre, ab den 1890ern „eher ruckartig statt kontinuierlich“ (S.56), werden im 2. Kapitel in ihren Auswirkungen auf die Arbeitsvorgänge und die Arbeitsorganisation verfolgt und in direkte Beziehungen zur Formierung der Lohnarbeiterschaft gebracht. Hahn sucht die Konstituierung der lokalen Arbeiterklasse in einem differenzierten Zugriff darzustellen (Kinder- und Frauenarbeit, unternehmerische Sozialleistungen, Wohnbedingungen, Zuwanderung ländlicher Arbeitskräfte sowie grundsätzliche Migrationsbewegungen der Arbeitskräfte, proletarische Sozialbeziehungen). Demgegenüber fällt das 3. Kapitel, die doch überwiegend sekundär erarbeitete Darstellung der Anfänge der lokalen Arbeiterbewegung, etwas ab. Hahn zieht zwar die theoretische Literatur zur Entstehung von Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung heran, beschränkt sich aber auf den lokalen Gegenstand und vermeidet jedwede allgemeine theoretische Schlußfolgerung und bleibt damit im Rahmen einer Fallstudie.

Dies gilt auch für die grundsätzlich ähnlich angelegte Studie von Maderthanner/Sprengnagel (S.153–213), die allerdings deutlich ‚theoriesättigter‘ an ihren Gegenstand herangehen. Während Hahn für Wiener Neustadt den Weg zu einer industriellen Lohnarbeiterschaft am Wechsel der lokal dominierenden Gewerbezweige (Textil-Maschinenbau) aufzeigt, bleiben Maderthanner/Sprengnagel auf einen Produktionszweig beschränkt, den obendrein noch seine geographisch isolierte Lage kennzeichnet: die Metallverarbeitung, d.h. die Waffen- bzw. Feilenproduktion in Furthof. Sie rekonstruieren den Veränderungsprozeß in der Produktion — der Beschäftigungswirklichkeit — und der sozialen Zusammensetzung der Arbeiterschaft, für den nicht Einbrüche oder plötzliche Veränderungen typisch waren, sondern eine fast organisch zu nennende Entwicklung „von der zünftischen und protoindustriellen Warenproduktion [...] zur eigentlichen Fabrikindustrie“ auf dem flachen Land (S.205). Herausgearbeitet werden die Dequalifizierungsprozesse einzelner Arbeitsbereiche, die Disziplinierungsstrategien der Unternehmer gegen-

über einer hochqualifizierten Facharbeiterschaft, aber auch die patriarchalischen Fürsorgeaktivitäten samt ihren Auswirkungen auf die Struktur der Arbeiterschaft sowie deren soziale Konstituierung am Beispiel des Wohn-, Heirats- und Patenwahlverhaltens. Ohne daß hierauf ausführlicher hingewiesen wird, merkt man deutlich die — recht fruchtbare — Rezipierung und Anwendung der Arbeiten Hartmut Zwahr. Es gelingt den Autoren in aller Kürze, die Herausbildung und Entwicklung einer fabrikindustriellen Arbeiterschaft deutlich zu machen, wobei ihnen allerdings die besonderen Umstände des Untersuchungsobjekts, insbesondere die recht abgeschiedene Lage der Produktionsstätte(n), entgegenkommen. Jedoch bleiben die Ausführungen zur Entstehung von Arbeiterbewegung unbefriedigend: Ihre Faktizität wird eigentlich nur konstantiert, lediglich die Streikbewegung eingehender dargestellt bzw. untersucht. Keineswegs wird der Erfolg ‚roter‘ Arbeiterpolitik aus den zuvor erarbeiteten Ergebnissen zur Arbeiterstruktur bzw. Lage der Beschäftigten abgeleitet oder plausibel gemacht.

Nach mehreren, in dichter Folge in den letzten Jahren erschienenen Darstellungen zur deutschen Gewerkschaftsgeschichte — Arno Klönne, Klaus Schönhoven, Michael Schneider, Ulrich Borsdorf (Hrsg.) — legt Manfred Scharrer, bekannt durch mehrere pointiert formulierte Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, vor allem durch seine scharfe und polemische Besprechung der Gewerkschaftsgeschichte von Deppe u.a., die im Januar 1979 eine hitzige und nicht immer sachlich geführte Diskussion um das Buch auslöste, im Rahmen einer Schriftenreihe des DGB-Bildungswerkes als ersten Band einen Abriß der frühen deutschen Arbeiterbewegung vor, konzipiert als Grundlage für außerschulische, insbesondere gewerkschaftliche Bildungsarbeit. Er gliedert sich in einen 114 (netto 95) seitigen Basistext und einen 82seitigen Dokumenten- (Arbeits-)teil, ergänzt durch 12 Abbildungsseiten, didaktische Hinweise, eine Zeittafel, ein Glossar und ein Literaturverzeichnis. In seiner Anlage erinnert der Band, wie das gesamte Projekt, doch stark an das „Lernbuch Arbeiterbewegung“, auf das aber jeder explizite Hinweis sorgfältig vermieden wird ... Schwerpunkt ist die Entwicklung der Gesamtorganisation und der Gesamtprogrammatisierung, also der Ideen- und Organisationsgeschichte, nicht der Sozialgeschichte der Arbeiterschaft; letztere bleibt, abgesehen von den obligatorischen Entwicklungszahlen (S.24f.), ausgeklammert. Trotz dieser Beschränkung will der Autor, wie schon im Titel formuliert, die Darstellung der ‚Bewegung‘ am Verhältnis der Theoretiker der Arbeiterbewegung zu den tatsächlichen Interessen der Arbeiter selbst entfalten.

Man kann Scharrers engagiert formulierenden, dabei eher narrativen Stil als erfrischend, leserfreundlich und undogmatisch empfinden; jener scheint er nicht angebracht zu sein angesichts der Aufgabe, Grundlage (Basistext) für die Vermittlung von Fakten und Positionen aus der Geschichte der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung im Rahmen der Erwachsenenbildung zu sein, dies vor allem wegen Scharrers Manier, recht salopp, dabei entschieden bis engagiert auch moralische Wertungen und Einschätzungen vorzunehmen, die in vielen Einzelfällen zumindest recht umstritten sein dürften. Scharrer schreibt nicht sachlich-differenziert und abwägend, er ist auch nicht darum bemüht, den Forschungsstand verständlich zu resümieren und dabei seine eigene Position deutlich zu machen, sondern er rekonstruiert aus dem realen historischen Dickicht regional, organisatorisch, politisch und sozial recht unterschiedlicher Zustände und Entwicklungen einen geraden Pfad der politischen und — davon stets streng unterschieden — gewerkschaftlichen Ideen- und Organisationsgeschichte, wobei sein gewerkschaftspolitisches Erkenntnisinteresse — die parteiunabhängige Einheitsgewerkschaft als Ziel der Geschichte — mehr als deutlich spürbar ist. Dieses nun keineswegs grundsätzlich zu kritisierende aktuelle Interesse an der Arbeiterbewegungsgeschichte zieht aber bei Scharrer eine Reihe durchaus problematischer Konsequenzen in Darstellung und Bewertung nach sich. Der Begriff *Gewerkschaft* wird nirgendwo definiert (auch nicht der der Arbeiterbewegung). Dabei ist Scharrers Darstellung zentral vom konstitutiven Autonomiegedanken (Schönhoven) inspiriert! Von den vielfältigen Arbeiterorganisationen (-vereinen) der 48er Revolutionszeit werden die ersten Buchdruckerkongresse einfach als erste zentrale Gewerkschaftsorganisationen vereinnahmt (S.36), ohne Rücksicht darauf, daß sich in ihnen Arbeiter und Unternehmer zusammenfanden. Die Kategorie ‚Gewerkschaft‘ wird so zu einer leeren Hülse, die nur noch der Herstellung einer historischen Kontinuitätslinie dient, zumal wenn ein zentrales Ziel der frühen beruflichen Zusammenschlüsse, wie die Alters-, Kranken- und Wanderunterstützungskassen, als reine und mangelhafte Erscheinungsform des Ziels — Aufbau einer zentralen Gewerkschaft — gewertet werden (S.94). Auch die Bezeichnung der Lokalkomitees der Arbeiterverbrüderung als „lokale Berufsgewerkschaften“ (S.41) ist keine zutreffende Charakterisierung, sondern — ohne inhaltliche Abklärung — eher eine Irreführung. Scharrers Erkenntnisinteresse entspringt wohl auch der Einfall, bereits für die 1860er Jahre die Idee (und damit die Möglichkeit) einer parteipolitisch unabhängigen, d.h. neutralen Gewerkschaftsbewegung zu diskutieren und hierbei, auf der Suche nach einer frühestmöglichen Integra-

tion des christlichen Zweiges, sogar die katholischen Gesellenvereine Kolpings als leider verschmähte Massenbasis in Augenschein zu nehmen (S.88).

Eine kurze, geraffte Darstellung hat das Recht auf Verkürzungen und auch gelegentliche Einseitigkeiten. Leider verschenkt Scharrer kostbaren Raum durch diverse, grundsätzlich im Rahmen der Funktion der Darstellung schwer einsehbare Auseinandersetzungen mit der Theorie von Marx und Engels (z.B. S.52–56). Unverständlich bleibt seine nirgendwo begründete Eingrenzung des Darstellungszeitraumes: 1848 taucht bei ihm, wie aus dem Nichts, die doppelte Arbeiterbewegung (politisch und gewerkschaftlich) auf, eine Vorgeschichte in organisatorischer Hinsicht wie die des Vereinswesens (Ausnahme: Berliner Handwerkerverein), in ideologischer (Assoziationsgedanke, vgl. bes. S.34) oder in praktischer Hinsicht (Kassenerfahrungen) scheint es für ihn nicht gegeben zu haben. Die vormärzliche in- und ausländische Arbeiterbewegung wird mit keiner Zeile erwähnt (vgl. die Thesen S.23 und S.28). Auch andere notwendige Differenzierungen werden dem einheitlichen geraden Weg geopfert: So hebt Scharrer die soziale Uneinheitlichkeit der frühen Arbeiterschaft zwar hervor (S.23–26), ermittelt dann aber „das auf der Hand liegende, elementare Programm der Arbeiter, das sich durchgängig und zuallererst in der Forderung nach mehr Lohn und nach Arbeitszeitverkürzung konkretisierte“ (S.30) aus den Forderungen der Lohnarbeiter der Berliner Borsig-Fabrik!

Einige weitere Ungereimtheiten seien hier nur noch summarisch erwähnt. Es ist unfair, die diktatorische Struktur des ADAV abzukanzeln ohne eine hinreichende Berücksichtigung der Zwänge des Vereinsgesetzes (S.75), das nur im Glossar S.209 Erwähnung findet. Die Gründung des Nationalvereins hat in der Rubrik der Chronologie der Arbeiterbewegung nichts zu suchen (S.204). Vom Literaturverzeichnis eines Arbeitsbuches kann man wohl erwarten, daß der Leser auf die Möglichkeit hingewiesen wird, sich selbst mittels der reprinteden Kongreßprotokolle der Arbeiterbewegung, eventuell auch zentraler Editionen, über die Bewegung zu informieren.

Toni Offermann

WALTER, Hans-Albert: **Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Bd.3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg.** — Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1988. X, 631 S.

Dieser Band schließt ganz eng an Bd.2 des Gesamtwerks neue Folge¹ an, überschneidet sich im Aspekt der Flucht aus Europa thematisch mit ihm und sollte, sicherlich was die neuen Asylländer, vor allem die USA, angeht, nicht ohne dessen Kenntnis bzw. neben ihm gelesen werden. Walter begründet diese Einteilung in seiner „Editorische(n) Vorbemerkung“ einleuchtend mit kompositorischen Zwängen. Wer hieran Kritik üben wollte, sah sich sicherlich bei der Verwirklichung des Konzepts seiner eigenen — wahrscheinlich auch noch weitaus weniger umfangreichen — Arbeit nie ähnlichen Problemen ausgesetzt, kann sie sich infolgedessen auch nicht vorstellen.

Im ersten, „Die kriegführenden europäischen Staaten und ihre Maßnahmen gegen die deutsche Emigration“, betitelten Kapitel nimmt Frankreich gegenüber Großbritannien, dem einzigen hier sonst noch näher behandelten Land, mit fast 113 Seiten allein an Text mehr als sechsmal soviel Platz ein. Das ist aus mehreren Gründen berechtigt, die Walter in seiner Darstellung teils argumentativ, teils narrativ, auch nennt: Frankreich war das europäische Land, das die größte Zahl an Emigranten aufgenommen hatte, es war andererseits ein Land, das einen relativ hohen Prozentsatz an Ausländerphobie und Antisemitismus kannte; die von der Front populaire-Regierung 1936 eingeleitete, recht großzügige rechtliche, wenn auch nicht materielle und soziale, Absicherung der Asylanten wurde ein Jahr später bereits wieder abgebaut, bis sie 1939, infolge auch des nach dem Münchener Abkommen geschlossenen Nichtangriffs-, dann auch Freundschaftsvertrags zwischen der von der Volksfront abgekehrten Daladier- und der Hitler-Regierung fast zunichte gemacht worden war (was nicht wegnimmt, daß im insel-,fernen' Großbritannien die Kooperationsbereitschaft gegenüber der Expansion des schon Großdeutschen Reiches um des lieben Friedens willen noch größer war); die Kommunistische Partei Frankreichs war die stärkste ihrer Art außerhalb der Sowjetunion und ein politischer Machtfaktor, dies im Gegensatz zur Bruderpartei Englands; der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt hatte naturgemäß für diese Partei, die Exilierten der deutschen (und der österreichischen) KPs und die Volksfrontler sowie, in Kombination mit

1 Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Bd.2: Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis*, Stuttgart 1984. — Vgl. meine Besprechung in: *IWK*, Jg.24 (1988), H.1, S.146f., die, da sie kurz sein sollte und da Walter als Autorität anerkannt ist und zitiert wird, sich eher auf einige Unkorrektheiten und Schiefheiten konzentrierte, ohne jedoch den Gesamtwert und die große Leistung des Autors, die in allen Rezensionen bereits — zurecht — hervorgehoben worden war, anzutasten.

dem deutsch-französischen Vertrag, für fast alle Emigranten sowohl in psychologischer als auch in existentieller Hinsicht viel härtere Auswirkungen, als es anderswo der Fall war, mit Ausnahme in der Sowjetunion selbst (siehe den Exkurs S.256–271).

Im zweiten Kapitel werden „Die Exilierten in der Phase der Kriegshandlungen in Nord- und Westeuropa“ unter die Lupe genommen, genauer: die Maßnahmen gegen sie *und* ihre eigenen Erfahrungen in Dänemark und Norwegen, in Belgien und den Niederlanden und vor allem wieder in Frankreich und England: Internierungen — für Frankreich wird versucht, alle Lager und ihre unterschiedlichen Funktionen aufzulisten —, Deportationen, Auslieferungen, aber auch gelegentlicher Schutz. Das dritte Kapitel ist der „Flucht aus Frankreich“ vorbehalten; hier werden so gut wie alle Aspekte, von den „subjektive(n) und objektive(n) Voraussetzungen“ über die Fragen der notwendigen Papiere einschließlich der Fahrkarten und der damit direkt zusammenhängenden Möglichkeiten legaler oder der Notwendigkeit illegaler Reise bis hin zu den verschiedenen Hilfskomitees und den Bedingungen in den Ausreisehäfen Lissabon und Marseille, dargestellt. Im Abschnitt über „Das Ende des Centre Américain de Secours und die Wende der französischen Asylpolitik“ (S.358ff) wird das Einvernehmen zwischen dem US-amerikanischen Konsul in Marseille — und damit des Washingtoner State Departments — mit der Vichy-Regierung, das die Fluchthelfer-Arbeiten von Varian Fry und seinen Mitarbeitern schließlich erfolgreich zu konterkarieren vermochte, detailliert herausgearbeitet. Die fragwürdige Asylpolitik der Schweiz und ein fünfseitiger Exkurs über den „Rechtsstatus von Exilierten und Emigranten nach dem Kriegseintritt der USA“ — wobei sich der Autor im wesentlichen auf einige Zahlen von Internierungen und Verhaftungen sowie auf die (Beachtung oder Nichtbeachtung der) Bestimmungen konzentriert, die die Verhängung des Ausnahmezustandes gegenüber den „enemy aliens“ an der Westküste im Frühjahr 1943 mit sich brachte, — beschließen diesen Teil. Das vierte Kapitel ist ganz Sozialgeschichte, 133 Seiten lang werden die „Materielle Lage und Lebensbedingungen in den Kriegsjahren“ global und beispielhaft geschildert und dokumentiert.

Bleibt noch etwas zu den Quellen und zur Methode zu sagen. Walter stützt sich zu etwa 90% auf gedruckte Materialien, und hier wieder — folge ich den Anmerkungen, in denen die „Quellen“ ausschließlich figurieren — zu ungefähr 60% bis 70% auf „ego“-Dokumente (Memoiren, Autobiographien, Briefeditionen, Interviews) gegenüber wissenschaftlichen Arbeiten. Er hat alles gründlich gelesen, er diskutiert Aussagen, vor allem natürlich Widersprüche und Unvollständigkeiten, sowohl im Text als auch in den Anmerkungen eingehend, prononciert da, wo er sich sicher fühlt, selbst die richtige Antwort gefunden zu haben, vorsichtiger, sich dabei auf nicht geöffnete Archive berufend dort, wo kaum Ego- und/oder wissenschaftliche Literatur vorliegt.

Ich bin gespannt, in welchem Maße die laufende und die zukünftig (hoffentlich) noch zu erwartende Forschung, die sich auf die bisher — und hier — nicht herangezogenen oder unzugänglichen (in Frankreich beispielsweise) Archivmaterialien stützt bzw. stützen wird, das von Walter gezeichnete Bild verifizieren, falsifizieren, ergänzen, korrigieren wird, jedenfalls was die objektiven Rahmenbedingungen dieser doch hauptsächlich „von unten“ betrachteten Sozialgeschichte angeht. Stellvertretend für manches andere seien zwei Dinge hervorgehoben: Erstens: Die Ausführungen über „Die Legende von der deutschen ‚fünften Kolonne‘“ und ihre negativen Rückwirkungen auf die Exilierten (Internierungen, Deportationen) (S.139ff); man findet dazu übrigens auch einiges in dem zitierten Bd.2. Ich meine, man müßte zur Beurteilung der subjektiven wie der objektiven Bedrohung der Staaten bei Kriegsausbruch die Sicht erweitern, den Blick noch über die spektakulären Aktionen der Gestapo und lokaler Anhänger des Nationalsozialismus (Entführung, von Berthold Jacob z.B., und Mord, z.B. an Theodor Lessing) in den dreißiger Jahren, über die Durchsetzung aller diplomatischen Vertretungen im Ausland mit Gestapo-Offizieren und auch über die Auslandsorganisationen wie DAF, Handelskammern usw. hinaus lenken auf die Einschleusung von Gestapospitzeln in die Emigration — wozu sonst hätten die Flüchtlinge selbst Prüfungs- oder Anerkennungskomitees ins Leben gerufen bzw. darin gearbeitet und sich um breite überparteiliche Spitzelkomitees bemüht? —, und nicht zuletzt die in den Akten des Auswärtigen Amtes (Bonn) und denen des Reichssicherheitshauptamtes (vornehmlich im Bundesarchiv in Koblenz) sowie lokaler Gestapoleitstellen (z.B. im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf) dokumentierten freiwilligen Spitzeldienste von anerkannten Flüchtlingen selbst — aus welchen Motiven auch immer — beachten; dann spreche ich noch nicht einmal über die, zahlenmäßig gewiß kaum, faktisch jedoch zweifellos ins Gewicht fallenden Doppelagenten, unter denen es einige überraschend prominente Namen gibt. Dieser Hinweis ändert selbstverständlich nichts an der Berechtigung des von Walter zustimmend zitierten Satzes von Hermann Kesten, der schrieb: „Frankreich beginnt also seinen Krieg gegen Hitler mit dem Krieg gegen die Feinde Hitlers, die nach Frankreich geflüchtet sind. Solche Siege über die Opfer des Tyrannen macht [machen?] diese Art Sieger zum nächsten Opfer des Tyrannen“ (S.7).

Zweitens sei die oben schon angesprochene Flucht über Marseille und Lissabon samt der Funktion(smöglichkeiten) vor allem des Centre Américain de Secours und der mit ihm verbundenen Organisationen und Personen genannt. Persönlich wäre Konrad Reisner (hier: Conrad Reis(s)ner, laut Register) dazu zu befragen gewesen, er lebt noch in geistiger Frische in den USA; ebenso weiß Fritz Heine gerade darüber viel zu erzählen. Ich gebe zu, eine Reise in die USA, um die einschlägigen Sammlungen deutscher Exilierter etwa im New Yorker Leo Baeck Institute, in der Hoover Library on War and Revolution in Palo Alto (Stanford University), und die (US-)Akten in den National Archives in Washington einzusehen, wäre nicht nur eine finanzielle, sondern auch eine Frage der ohnehin schon in die von Außenseitern kaum zu ermessende Arbeitsökonomie oder besser: Arbeitsintensität gewesen. Ich kenne die Crux: Irgendwo, irgendwann muß man den Mut zur Lücke haben, sonst kommt man nie zurande, gilt man als gescheitert. Hans-Albert Walter diskutiert selbst die Lücken, stellt sie von sich aus zur Diskussion. Eventuelle, je nach Sachlage mehr oder weniger starke Zurechtrückungen des historischen Rahmens werden aber, so meine ich, die beeindruckende Darlegung der Sozialgeschichte der deutschen Exilliteratur, die ja auf Personen gerichtet ist, das Individuelle zwar meistens nach dem Allgemeinen befragt, das Exzeptionelle aber auch sichtbar macht, nicht beeinträchtigen.

Ursula Langkau-Alex



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT **ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS**
Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

___ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges.....

5. **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber** ? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

Berliner Debatte

INITIAL

Zeitschrift für socialwissenschaftlichen Diskurs

•
fühlt sich der Berliner Tradition der Aufklärung verpflichtet

•
publiziert Überlegungen von Autoren unterschiedlicher
weltanschaulicher Provenienz

•
debattiert die Befindlichkeiten der Zeit: gefährdete Lebenswelten, Emanzipation
des Individuums, Dimensionen multikulturellen Zusammenlebens, soziale und
ökologische Bedingungen menschlichen Daseins

•
befördert den Diskurs zwischen Sozialwissenschaftlern
aus Ost und West

**INITIAL erscheint zweimonatlich und ist bemerkenswert im Preis!
7 DM - und das bei 112 Druckseiten
Herausgeber ist der Verein Berliner Debatte INITIAL e.V.**



Ich bestelle

- ☐ die nächsten zwei Hefte von INITIAL zum Vorzugspreis von 10 DM
- ☐ ein Abonnement zum Preis von 7 DM pro Heft
- ☐ für Studenten, Rentner und Arbeitslose Jahresbezugspreis nur 30 DM
(gegen Vorlage einer entsprechenden Bescheinigung)

Name, Vorname

Straße

PLZ/ Ort

Datum/ Unterschrift

**Bestelllexemplare und Abo-Service über:
Redaktion INITIAL, PF 1333
O - 1086 Berlin, Telefon: 20360497**

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Gebühr bezahlt

B:4 A 5242 F
Frau
Beate Ihme-Tuchel
Friedbergstr. 23
W-1000 Berlin 19

58

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Kritische Studien

zur

Geschichtswissenschaft

92. Josef Ehmer
Heiratsverhalten, Sozialstruktur,
ökonomischer Wandel
England und Mitteleuropa in der Formationsperiode des Kapitalismus. 1991. Ca. 320 Seiten mit 41 Tabellen und 13 Schaubildern, kartoniert ca. DM 54.-
91. Ralph Jessen
Polizei im Industrierevier
Modernisierung und Herrschaftspraxis im westfälischen Ruhrgebiet 1848-1914. 1991. 408 Seiten mit 24 Tabellen und 4 Schaubildern, kartoniert ca. DM 68.-
90. Clemens Zimmermann
Von der Wohnungsfrage zur
Wohnungspolitik
Die Reformbewegung in Deutschland 1845-1914. 1991. 313 Seiten mit 9 Abbildungen und 10 Tabellen, kartoniert DM 48.-
89. Sylvia Paletschek
Frauen und Dissens
Frauen im Deutschkatholizismus und in den freien Gemeinden 1841-1852. 1990. 374 Seiten mit 2 Tabellen, kartoniert DM 78.-

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen